

Sonderfall?

Die Schweiz
zwischen Réduit und Europa

SCHWEIZERISCHES
LANDESMUSEUM



Eine Veröffentlichung des Schweizerischen Landesmuseums

Impressum:

Konzeption und Gesamtedaktion:
Walter Leimgruber, Gabriela Christen
Redaktion: Thomas Christen
Bildredaktion: Katri Burri
Layout: Basil Hangarter, Trix Stäger, Lisa Stöckli
Umschlag: Basil Hangarter unter Verwendung einer
Zeichnung von Nando Snozzi
Sekretariat, Skript: Christa Staiger
Fotografien: Otto Känel, Marianne Knecht und
s. Fotonachweis
Lithographien: NZZ Fretz AG, Schlieren
Druck: NZZ Fretz AG, Schlieren
Übersetzungen:
aus dem Französischen: Rosemarie Winterberg
aus dem Italienischen: Daria Martinoni
Lektorat: Barbara Guggenbühl, Angelika Meyer
Mitarbeit: ETEH, Lausanne

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Sonderfall?: Die Schweiz zwischen Réduit und Europa:
Ausstellung im Schweizerischen Landesmuseum Zürich,
19. August bis 15. November 1992; Begleitband / von
Walter Leimgruber und Gabriela Christen. [Übers.: aus
dem Franz.: Rosemarie Winterberg, aus dem ital.: Daria
Martinoni]. –

Zürich: Schweizerisches Landesmuseum, 1992

ISBN 3-908025-15-X

NE.: Leimgruber, Walter; Christen Gabriela;
Schweizerisches Landesmuseum ‚Zürich‘

© 1992 Schweizerisches Landesmuseum,
Bundesamt für Kultur
ISBN 3-908025-15-X
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Switzerland

**Die Ausstellung wurde von folgenden
Firmen und Stiftungen unterstützt:**

Stanley Thomas Johnson Stiftung, Bern
Migros-Genossenschafts-Bund, Zürich
Grundig (Schweiz) AG, Kloten
Gesellschaft für das Schweizerische Landes-
museum, Zürich
Zürich Versicherungen AG, Zürich
Daetwyler Stiftung, Altdorf
Audio-Ciné Walter Voigt AG, Unterlunkhofen
Schweizerische Käseunion, Bern
Furrer + Partner AG, Zürich
Ascom AG, Bern
F. Hoffmann-La Roche AG, Basel
Schweiz. Lebensversicherungs- und Renten-
anstalt AG, Zürich
Unilever (Schweiz) AG, Zürich
Alphen Pratteln AG, Pratteln
Rahn AG, Zürich
Fritz Gegauf AG, Bernina, Steckborn
Ciba Geigy AG, Basel
Rigert Maschinenbau AG, Immensee

Patronat:

Schweizerischer Bankverein

Eine Ausstellung des Schweizerischen Landesmuseums

Ausstellung:

Konzept/Gesamtleitung: Walter Leimgruber

Wissenschaftliche Mitarbeit/Realisierung:

Gabriela Christen

Architektur/Gestaltung:

arc-Architekten: Ivo Moeschlin, Stephan Pfister,
Marco Locati

Grafik/Werbung/Öffentlichkeitsarbeit:

Basil Hangarter, Ueli Stahel

Sekretariat/Leihverkehr:

Thomas Christen

Sekretariat:

Christa Staiger

Wissenschaftliche Mitarbeit:

Christof Kübler (Möbel, Gebrauchsgegenstände)

Matthias Vogel (Kunst)

Videoinstallationen: Pippilotti Rist,

Furrer und Partner Zürich

Plakatentwurf: Nando Snozzi

Bild- und Dokumentenauswahl: Katri Burri, Eva

Krähenbühl, Roland Gretler

Koordination: Gina Moser

Licht: Mati, HP Keller & Cri Bertozzi

Konservatorische Betreuung: Werner Müller,

Geneviève Teoh

Objektbetreuung: Madeleine Schuppli

Organisation Begleitprogramm: Eva Krähenbühl

Pädagogische Begleitveranstaltungen: Anna Maria

Ronzani, Klaus Deuchler

Zusammenstellung Filmausschnitte: Felix Aeppli

Filmprogramm: Felix Aeppli in Zusammenarbeit mit
dem Filmpodium der Stadt Zürich

Videoprogramm: Erika Keil

Übersetzungen:

Französisch: Michel Thévenaz

Italienisch: Sergio Pastore

Englisch: Allan Neil, Josephine Kenworthy

Restaurierung: Ursula Blümer, Ulrich Heusser,

Peter Mäder, Jürg Mathys, Hans Obrist, Peter Ringger,

Heinz Rothacher, Bruno Schwitter, Stanislaw Slowik

Gerüst: Wiederkehr Gerüstebau AG, Buchrain

Aufbau/Montagen: René Ammann, Kurt Boni, Hans

Buchmüller, Daniel Castelli, Alfons Deiss, Heinz de Paoli,

Markus Dolch, Luigi Gemma, Seraina Heinz, Fritz Jordi,

Kurt Meier, Terzio Polletti, Sergio Rocchetti, Christoph

Tobler (HK)

Transporte, Administration: Kurt Gähler, Toni Isch, Walter

Keller, Roger Twerenbold, Peter Wegmann

Das Ausstellungsteam dankt Andres Furger, Hanspeter Draeyer, François de Capitani, Dione Flüeler-Kreis, Matthias Senn, Chantal Lafontant, Dominik Sauerländer, Marianne Baltensperger und allen weiteren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Schweizerischen Landesmuseums. Ein weiterer Dank gilt Monika Büttner, Urs Hobi, Jean-Pierre Kuhn und Elisabeth Senn vom Schweizerischen Institut für Kunstwissenschaft (SIK), Urs Staub vom Bundesamt für Kultur und Franz Bächtiger vom Bernischen Historischen Museum.

Leihgeber:

Courtesy Thomas Ammann, Zürich
Aargauer Kunsthhaus, Aarau
Johanna Bänninger, Zürich
Banca del Gottardo, Lugano
Bernisches Historisches Museum, Bern
Sammlung Beyeler, Basel
Bildarchiv zur Geschichte der Arbeiterbewegung,
Roland Gretler, Zürich
Mario Botta, Lugano
Lisa Buchecker, Luzern
Bündner Kunstmuseum, Chur
Dominique Bürgi, Bern
Antonia Christen, Luzern
François de Capitani, Bern
Eidg. Gottfried Keller-Stiftung
Einwohnergemeinde Schneisingen
Hans Erni, Luzern
Peter Fischli/David Weiss, Zürich
Galerie Renée Ziegler, Zürich
Toni Gasser, Ibach
Glerner Kunstverein, Kunsthhaus Glarus
Historisches Museum Baden
Schang Hutter, Hessigkofen
Stefan Ineichen, Zürich
Institut Henry Dunant, Schweiz. Rotes Kreuz, Genf
Jüdisches Museum der Schweiz, Basel
Ingeborg Lüscher, Tegna
Urs Kaiser, Morschach
Kollektion Gustav Zumsteg
Christof Kübler, Zürich
Kunsthhaus Zürich
Kunsthhaus Zürich/Sammlung Dr. Hans E. Mayenfisch
Kunstkredit Basel-Stadt, Basel
Kunstmuseum Bern
Kunstmuseum Bern/Sammlung Toni Gerber
Kunstmuseum Luzern
Kunstmuseum St. Gallen
Kunstmuseum Solothurn
Kunstsammlung der Stadt Zürich
Vincent Mangeat, Nyon
Manon, Zürich

Franziska Megert, Bern
Musée d'art et d'histoire, Genf
Musée d'art et d'histoire, Neuenburg
Musée cantonal des beaux arts, Sitten
Musée historique de Lausanne
Museum zu Allerheiligen, Schaffhausen
Nachlass Konrad Farner, Thalwil
Nachlass Hans Hofmann (gta), ETH Zürich
Nachlass Ernst und Agnes Laur-Bösch
Nachlass Iris von Roten, Basel
Nachlass Johannes Robert Schürch, Luzern
Öffentliche Kunstsammlung, Basel
Stephan Pfister, Erlenbach
Porzellanfabrik Langenthal AG
Radiomuseum Walter Frei, Brugg
Markus Raetz, Bern
Sammlung National-Versicherung, Basel
Sammlung Schweizerischer Bankverein, Basel
Sammlung Karlheinz Weinberger, Zürich
Familie Schmidheiny, Heerbrugg
Schweizerisches Bundesarchiv, Bern
Schweizerische Eidgenossenschaft
Schweizerisches Landesmuseum, Zürich
Sola-Besteckfabrik, Emmen
Staatsarchiv Schwyz
Stadt Biel
Stadt Zürich
Stadt Zürich, Nachlass Karl Geiser, Zürich
Stiftung Eva Wipf, Wald
Peter Suter, Basel Denis Vaucher, Bern
Vice-Verlag, Remscheid/D
Christian Vogt, Basel
Zona Inneneinrichtung, Zürich

Inhalt

Andres Furger	Vorwort	12
Walter Leimgruber	Zur Konzeption der Ausstellung	15
Teil 1:		
Walter Leimgruber	Die Schweiz zwischen Isolation und Integration	19
Gabriela Christen	Der Nation zum Gedenken: Bilder schweizerischer Befindlichkeit	33
Hans-Peter Brunner	Geschichte, Gegenwart und Perspektiven der schweizerischen Neutralität	47
Michael Bernegger	Die Schweiz und die Weltwirtschaft: Abschied vom «Sonderfall»?	59
Hanspeter Kriesi	Die Frage der direkten Demokratie	81
Eric Hoesli	Kann Europa die Schweiz sprengen?	91
Günther Bächler	«Wir können jetzt nicht auch noch vom Frieden verschont werden.» Funktionen und Probleme schweizerischer Sicherheits- und Friedenspolitik nach 1945	101
Jacques Forster	Die Beziehungen zwischen der Schweiz und der Dritten Welt – baldiges Ende eines Widersinns?	115
Mathilde Schulte-Haller	Über den Umgang mit Fremden: Ein schweizerisches Beispiel	127
Yvonne Voegeli	«Man wird sagen, wir seien ein merkwürdiges Völklein; die Frauen seien rechtlos.» Der Sonderfall «Frau» in der schweizerischen Demokratie	141
Bernard Degen	Die Linke zwischen Ausgrenzung und Integration	153
Renato Martinoni	Das Tessin im Spannungsfeld Schweiz – Italien – Europa	165
Bojarek Garlinski	Friktionen mit der Fiktion Die (deutschsprachige) Schweizer Literatur zwischen Mythos und Wirklichkeit	175
Felix Aepli	Aussenseiter, Oppositionelle und Querulanten im Schweizer Film	187

Johanna Gisler	Tradition und Fortschritt im Schweizer Heim Möbel und Design als Ausdruck des schweizerischen Selbstverständnisses vor und nach dem Zweiten Weltkrieg	197
Matthias Vogel	Kompakter Körper – unveräusserliches Ganzes Kunst und Gesellschaft in der Schweiz. Anmerkungen zur figurlichen Plastik in den vierziger Jahren.	207
Teil 2: Sondergeschichten		
François de Capitani	Von der Ruhmeshalle zum Schulungsraum	220
Yvonne Höfliger	Die Schweiz, auch damals eine Insel, doch die Welt war – auch damals – nicht weit	222
Gabriella Meier	«Verlassen, vergessen – So schwarz am Ha- ferstrand»	224
Victor Conzemius	«Das Getane der Liebe bleibt.» Kirche und Flücht- lingspolitik	226
Paul Vallotton	Ständige Zuflucht: Radio in der Kriegszeit	228
Hans Tschäni	Geistige Landesverteidigung – einst und jetzt	230
Matthias Weishaupt	«Meh aboute oder Hunger lyde»	232
Ernst Kindhauser	«Die Schweiz als Zufluchtsort Vertriebener, das ist unsere edle Tradition» (Landi 39)	234
Gerda Rodel-Neuwirth	«Die Behörden müssen sich schämen, Sie einzu- sperren.»	236
Peter Suter	«Berühr mich nicht!»	238
Jan Morgenthaler	«Mit herzlichsten Grüssen aus der Idiotendivision»	240
Floriane Closuit	«Die letzte Chance» Gedanken zu einer Asylpolitik	242
Christof Kübler	«Zimmereinrichtung für die Westentasche»	244
Rudolf Trefzer	Von Schweizern für Schweizer entwickelt	246
Christof Kübler	Spar-Formen	248
Anne-Françoise Berdoz-Fuchs	Aus dem Stall und auf die Wiese: Die «Villars-Kuh»	250

Hugues Renaud	Eine Episode aus dem Kalten Krieg in der Schweiz: die Affaire Bonnard	252
Christina Sonderegger	Die Einbauküche – Ein Kind der fünfziger Jahre	254
Antonio Mariotti/Sergio Genni	Televisione a disposizione	256
Albert Kuhn	Einheimische Vitamine – Ovomaltine	258
Arnold Künzli	«Freiheit ist immer nur Freiheit des anders Denkenden»	260
Kenneth Angst	Freiheit – ein janusköpfiges Programm	262
Berthold Rothschild	Die Austreibung der Teufel im eigenen Land	264
Eva Krähenbühl	«Lieber eine Saffagette als eine Suffragette!»	266
Barbara Seiler	Blosslegung	268
Valérie Perrin	Die Schweizerin kocht elektrisch	270
Irene Meier	Kein schmeichelhafter Spiegel	272
Alfred Rey	Hat man das vergessen?	274
Stefan Ineichen	Aber das wehrhafte Bond-Autöli ist besser als das Réduit: es ist Heimat mobil	276
Jean-Martin Büttner	Jimi, Mick und die ersten antiautoritären Menschen – Satisfaction u. dergl., einst & jetzt	278
Michel Thévenaz	«1968» in der Westschweiz	280
Michel Zendali	Schwarzenbachs Kind	282
Rudolf Trefzer	«... damit wir der Propaganda eines allfälligen Gegners erfolgreich widerstehen können»	284
Bojarek Garlinski	Anschlag einer Rasierklinge aus Gummi	286
Isabel Mort	«Eins durchziehen», sagten wir, «eins dämpfen»	288
Georg Kohler	Verzweifelt musizierende Zipfelmütze in blühender Gefangenschaft	290
Bernard Voutat	Die Jura-Frage – Dementi des «Sonderfalls» Schweiz?	292
Rosmarie Schmid	«Schweizer National Zittern»	294

Magdalen Bless-Grabher	Das Schreckbild einer «verkehrten Welt»	296
Dante Andrea Franzetti	Mein Talisman	298
Albert Kuhn	Sturmgewehrservelat	300
Amen Allah Ben Youssef	Die Schweiz: ein Gefängnis. Gedanken eines Ausländers	302
Sebastian Brändli	Der Einsatz für die schweigende Mehrheit ist komplex	304
Urs Altermatt	Trittbrettfahrer im holprigen Omnibus der Weltgesellschaft	306
Katharina Noetzli	Haben Sie Angst vor dem schwarzen Mann?	308
Katrin Oester	«Man sehnt sich nicht mehr nach dem Ferrari, sondern nach der Kuh»	310
Alois Martin Müller	«Unser Afrika»	312
Peter Röllin	Kehrwerte	314
Pascal Auchlin	Ausflug nach Toxicobank City	316
Gilbert Rist	Der kulinarische Reiz des Fremden: Nur der Bauer frisst nicht, was er nicht kennt	318
Ursula Ganz-Blättler	«Oh, das Original»: MacGyver – ein amerikanischer Serienheld und sein Schweizer Offiziersmesser	320
Erika Keil	Das Video ist ihr suchendes Auge, ihr verlängerter Tastsinn, ihr offenes Ohr ...	322
Markus Stadler	Neue Schweizer Geografie: Wenn aussen innen und innen aussen wird	324
	Der Sonderfall – ein Nachruf	326
	Anhang:	
	Verzeichnis der Bilder, Skulpturen und Modelle in der Ausstellung	329
	Autorinnen und Autoren	335
	Fotonachweis	338



*Meret Oppenheim, Wilhelm Tell – Europa
(Briefmarke), 1972, Gouache auf Schweizer
Briefmarke der zwanziger Jahre, 2,3x2 mm,
Privatbesitz, Bern*

Eine Ausstellung zum aktuellen Zeitgeschehen im Schweizerischen Landesmuseum? Hinter den Mauern der schlossartigen Anlage in Zürich erwartet man eher den beschaulichen Rückblick in die fernere Vergangenheit. Doch das eine soll das andere nicht ausschliessen. Denn die Geschichte ist von der Gegenwart nicht zu trennen. Die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit ergibt nur dann Sinn, wenn der Fluss der Geschichte bis an den Moment der Gegenwart fließen kann und damit eine Mündung zur Zukunft geschaffen wird. Damit ist gesagt, dass die Beschäftigung mit der Zukunft, das künftige Schicksal unseres Landes im weitesten Sinne, am Anfang dieser Ausstellung steht.

Im Vordergrund stehen hier die letzten fünfzig Jahre unserer Geschichte, die bisher noch nie im Rahmen einer umfassenden nationalen Ausstellung dargestellt worden sind. Warum erst jetzt? Hier hat mitgespielt, dass diese Epoche lange als nicht besonders bewegte Zeit eingestuft worden ist. Von aussen ist auch schon der Eindruck einer merkwürdigen Schicksalslosigkeit der Schweiz entstanden. Wichtig für dieses Zögern, sich mit der unmittelbaren Vergangenheit auseinanderzusetzen, ist aber auch die Epoche des Zweiten Weltkrieges. Die Schweiz zog sich auf sich selbst zurück, blieb eine verschonte Insel in einem Meer von Gewalt und Zerstörung. Diese Sonderstellung hat die Erfahrung einer ganzen Generation geprägt, die stolz auf zweifellos grossartige Leistungen verweisen konnte. Über andere Seiten dieser Zeit fand die Auseinandersetzung jedoch weniger aktiv statt. Nach dem Krieg blieb die nach innen orientierte Haltung bestehen, obwohl sich die Verhältnisse rasch änderten. Das Abseitsstehen, ursprünglich als Mittel der Konfliktvermeidung entstanden, wurde immer mehr zum Prinzip der Haltung gegen aussen. Man betrachtete die europäischen und weltweiten Probleme aus der Perspektive des kleinen Lebensraums Schweiz. Heute stellen wir immer wieder und auf verschiedenen Ebenen fest, dass die Schweiz sich anders sieht, als sie weltweit wahrgenommen wird. Zeit also für eine vertiefte Standortbestimmung!

Ganz bewusst ist die Konzeption und Leitung der Ausstellung an die Generation der Dreissigjährigen übertragen worden. Sie kennt einen Grossteil der Epoche nur als Geschichte, urteilt deshalb unvoreingenommener. Für sie ist es selbstverständlich, die Entwicklungen in eine grössere, europäische oder globale Perspektive einzubetten. Das Landesmuseum hat sich langsam an dieses anspruchsvolle Projekt herangetastet. Ausgangspunkt war die erfolgreiche Veranstaltungsreihe zur vom Deutschen Historischen Museum Berlin übernommenen Ausstellung «1.9.39. Ein Versuch über den Umgang mit Erinnerungen an den 2. Weltkrieg» im Winter 1989/90. Das Projekt «Sonderfall?» geht von dieser Epoche des Weltkrieges aus und führt bis in die Gegenwart. Es ist gedacht als Schlusspunkt einer Trilogie von Grossausstellungen, welche im Jubiläumsjahr mit dem frühgeschichtlichen Thema «Gold der Helvetier» begann und im Sommer des gleichen Jahres in der Mittelalterausstellung «Die Manessische Liederhandschrift in Zürich» gipfelte. Dass diese dritte Ausstellung nicht schon 1991 realisiert werden konnte, erweist sich heute als Glücksfall, weil im Jubiläumsjahr neben der breiten Identitätsdiskussion kaum mehr Platz für ein anderes Thema blieb. Von Anfang an war die Ausstellung «Sonderfall?» gedacht

als schöpferische Denkpause in einer Zeit des Umbruchs, wobei die heutige unmittelbare Aktualität dieses Themas, welche sich durch die auf Ende Jahr angesetzte EWR-Abstimmung ergeben hat, nicht voraussehbar war. Damit ist auch gesagt, dass die Ausstellungsplanung bereits auf Hochtouren lief, als sich die Landesregierung offen für die Anmeldung des EG-Gesuchs entschloss. Deshalb handelt es sich hier nicht um eine Ausstellung für oder wider diese oder jene europäische Integrationsstufe, sondern sie will mittels des Mediums Museum den Interessierten einen Einblick in geschichtliche Zusammenhänge aktueller Fragen ermöglichen. Der vertiefte Umgang mit der jüngsten Vergangenheit, verbunden mit dem entsprechenden Bewusstseinsprozess, ist gerade in Zeiten der Herausforderung von grösster Wichtigkeit – und ein Zeichen der Stärke.

Das Landesmuseum nimmt mit der Ausstellung «Sonderfall?» seine Verantwortung als nationales Kulturinstitut wahr und wagt damit den Einstieg in die Erschliessung der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts im Bereich historisch relevanter Objekte und Kunstwerke, die hier ihre Geschichte preisgeben. Jede Auseinandersetzung mit der unmittelbaren Vergangenheit berührt Bereiche der Gegenwart und birgt im Kern immer auch eine Kritik an heutigen Zuständen – auch dann, wenn wie hier versucht wird, das Thema in angemessener Breite und aus der Sicht verschiedener Fachleute darzustellen.

Die Hauptarbeit dieses Projektes wurde Walter Leimgruber anvertraut, der bereits die genannte Vortragsreihe von 1989/90 vorbereitet hatte. Unter seiner Leitung ist in zielstrebigster Weise nicht nur die Ausstellung realisiert, sondern als integraler Teil derselben auch eine Veranstaltungsreihe mit Vorträgen, Diskussionen, Filmen usw. organisiert worden. Unterstützt wurde das Gesamtprojekt vom Schweizerischen Bankverein und dessen Jubiläumsstiftung sowie von einer ganzen Reihe weiterer Firmen und Stiftungen. Ihnen allen, aber auch der Gesellschaft für das Schweizerische Landesmuseum, der Direktion des Bundesamtes für Kultur, dem Filmpodium der Stadt Zürich und nicht zuletzt allen Leihgeberinnen und Leihgebern sei ganz herzlich für ihre Unterstützung gedankt. Danken möchte ich auch allen Katalogautorinnen und -autoren und allen externen und internen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern für ihren grossen Einsatz und Elan.

Andres Furger
Direktor des Schweizerischen Landesmuseums

Zur Konzeption der Ausstellung

Thema

Die Schweiz ist auf der Suche; auf der Suche nach einer neuen Rolle in der Welt, nach einem neuen Selbstverständnis. Keine leichte Aufgabe für ein Land, das stolz ist auf Tradition und Kontinuität und geprägt von Selbst- und Sonderfall-Bewusstsein.

Im Zentrum der Ausstellung steht die Zeit seit dem Zweiten Weltkrieg. Die Vorstellung vom «Sonderfall» reicht zwar viel weiter zurück; die Zeit der Geistigen Landesverteidigung und des Krieges formte die folgenden fünfzig Jahre jedoch auf grundlegende Art und Weise: Einigkeit und Zusammenhalt, Neutralität und Isolation, Konkordanz und soziale Partnerschaft sind zentrale Werte bis heute. Dieses Bild der Einheit nach innen und der Sonderstellung nach aussen hat die Sicht der Schweizerinnen von sich und ihrem Land weit mehr bestimmt als die in der Geschichte des Landes eigentlich weit häufigeren Konflikte.

Im Laufe der letzten fünfzig Jahre hat die schweizerische Gesellschaft einen rasanten Wandel erlebt. Aber obwohl diese Entwicklung praktisch alle Bereiche des Lebens umfasst, sind die Reaktionen in den einzelnen Sektoren unterschiedlich: Im Alltag und in der Wirtschaft werden Neuerungen akzeptiert, gefördert und positiv bewertet, die politischen Institutionen hingegen basieren auf den Werten Stabilität und Kontinuität. Ziel der Ausstellung ist es, einige wichtige Elemente des schweizerischen Selbstverständnisses herauszuarbeiten und in anschaulicher Weise zu präsentieren. Die Spannung zwischen Isolation und Integration, zwischen Réduit und Europa ist das zentrale Thema.

Der Begriff «Sonderfall» und ähnliche Charakterisierungen (Insel, Igel, Mythos Schweiz etc.) beziehen sich nicht nur auf die politische Stellung des Landes im internationalen Umfeld, sondern auch auf innenpolitische Eigenschaften. Mit dem Begriff verbinden sich grundsätzliche (Leit-)Bilder unserer Gesellschaft. Der Begriff «Sonderfall» wird deshalb in Ausstellung und Begleitband sehr weit gefasst als Metapher für die politische und gesellschaftliche Befindlichkeit der Schweiz, als Ausdruck des schweizerischen Selbstbildes. Die Frage nach dem Sonderfall ist die Frage nach der Eigenart dieses Landes, seiner Gesellschaft, seiner Menschen.

Gerade Kulturschaffende haben sich immer wieder intensiv mit dieser Frage beschäftigt, haben der Eigenart des Landes und der Menschen in fruchtbarer Auseinandersetzung ihren Eigen-Sinn entgegengesetzt. Die Ausstellung stellt deshalb

das kulturelle Schaffen in den Vordergrund. Im Zentrum stehen Bilder, Skulpturen und Fotografien schweizerischer Künstlerinnen und Künstler als Ausdruck ihrer Zeit. Diese sollen nicht einfach historische Thesen belegen, sondern zusätzliche Dimensionen sichtbar machen. Wegen der fehlenden Distanz tun wir uns mit dem künstlerischen Schaffen der Nachkriegszeit allerdings häufig schwer, während wir bei der Kunst des 19. und frühen 20. Jahrhunderts ohne Weiteres die Zusammenhänge mit der gesellschaftlichen und politischen Situation zu erkennen glauben. Die Auswahl der gezeigten Kunstwerke ist auf das Thema der Ausstellung zugeschnitten und unterliegt damit anderen Kriterien als denen einer kunsthistorischen Betrachtungsweise.

Objekte der Alltagskultur und der angewandten Kunst geben Auskunft über Vorlieben, wirtschaftliche Beziehungen, Modeströmungen. Scheinbar beliebige und banale Dinge wie Möbel, Geschirr, Haushaltsmaschinen, Werbematerialien etc. widerspiegeln die gesellschaftliche Realität einer Epoche.

Die Nation als Sonderfall: Bilder und Symbole der Schweiz

Im Vorraum «Die Nation als Sonderfall: Bilder und Symbole der Schweiz» werden einige zentrale Elemente der traditionellen schweizerischen Bilderwelt gezeigt, wie sie das 19. und grosse Teile des 20. Jahrhunderts hervorgebracht haben: Architekturmodelle nationaler Bauten, eine «Heldengalerie der Schweiz» mit Skulpturen-Modellen und vor allem Landschaftsbilder mit Bergdarstellungen. Die Alpenmalerei ist sowohl vom Selbstverständnis der Schweizerinnen als auch von der künstlerischen Bedeutung her weit gewichtiger als die Historienmalerei, die in anderen Staaten dominierte.

Die Objekte in diesem Raum sind in der vertrauten nationalen Bildersprache des 19. Jahrhunderts gehalten und zeigen auch deren Distanz zu den neueren, modernen Formen, wie sie im Ausstellungsteil in der Waffenhalle zu sehen sind.

Die Ausstellung in der Waffenhalle

Der Hauptteil der Ausstellung hat seinen Platz in der Waffenhalle des Schweizerischen Landesmuseums, einer «Kathedrale der Nation» und wie kaum ein anderer Raum verbunden mit schweizerischer Geschichte und mit der Frage nach der Identität der Schweiz. Für viele ist die Waffenhalle Garantin der Tradition, der typisch schweizerischen Werte. In Wirklichkeit wurde sie jedoch in den knapp hundert Jahren ihrer Existenz mehrmals umgestaltet.

Die Halle präsentiert das Bild einer Schweiz, die sich in vielen Aspekten als Sonderfall sieht, ohne dies explizit zu thematisieren oder zu problematisieren. Die bestehende Dauerausstellung ist damit ein Bestandteil, auf dem aufgebaut werden

kann. «Aufgebaut» versteht sich sowohl in baulicher als auch in inhaltlicher Hinsicht. Über die Dauerausstellung wird mit Hilfe eines Gerüsts ein zweiter Boden gelegt. Dieser bildet die Hauptebene der Wechselausstellung. Die bauliche Anordnung der übereinandergelegten Ebenen symbolisiert zugleich verschiedene Perspektiven des «Sonderfalles». Wird in der Dauerausstellung der Akzent auf die Einigelung und die Verteidigung gesetzt und durch die Ummauerung verstärkt, erlauben oben die Fenster eine Öffnung der Perspektive. Das mit dem Gerüst verbundene Gefühl des Provisorischen steht für den Zustand der Neuorientierung und des Übergangs, der die gegenwärtige Stimmung in der Schweiz prägt. Das Gerüst, auf dem sich der Hauptteil der Ausstellung befindet, bildet eine Zeitachse, die mit der Zeit des Zweiten Weltkrieges beginnt und mit der Gegenwart endet. Zugleich ist diesem Gang durch die Geschichte aber auch eine thematische Struktur unterlegt. Drei Begriffspaare versuchen, das Spannungsfeld des «Sonderfalles» zwischen innen und aussen, offen und geschlossen, aufzuzeigen:

- Igel Schweiz – Asylland Schweiz (dreissiger / vierziger Jahre)
- Demokratie und Freiheit – Ausgrenzung und Diskriminierung (fünfziger / sechziger Jahre)
- Politische Neutralität – wirtschaftliche Verflechtung (siebziger bis neunziger Jahre)

Inszenierte *Zeit-Räume* versuchen, die Atmosphäre einer bestimmten Epoche zu vermitteln. Angestrebt wird nicht die Rekonstruktion von realen Räumen, sondern die Gestaltung von Sinnräumen, welche grundlegende Stimmungen der entsprechenden Zeit wiedergeben.

Igel Schweiz – Asylland Schweiz (dreissiger / vierziger Jahre):

Das schweizerische Selbstbild als Sonderfall manifestiert sich vor allem in Kriegszeiten. Besonders im Zweiten Weltkrieg igelt sich das Land ein, ist dadurch isoliert und vom Geschehen abgeschnitten, aber auch geschützt. Die Armee, der Milizgedanke, insbesondere aber die Geistige Landesverteidigung und das Réduit prägen das Sonderfall-Bewusstsein stark.

Der erste Raum ist im Stil des Landigeistes gestaltet: Besinnung auf eigene Kräfte und Kultur, eigene Traditionen und Materialien. Bestimmend ist aber auch das Gefühl der Bedrohung und Enge. Wirtschaftliche Beziehungen und vor allem Flüchtlinge stellen die Verbindung zur Aussenwelt her. «Das Boot ist voll» – ein ebenso beklemmendes wie aktuelles Kapitel.

Demokratie und Freiheit – Ausgrenzung und Diskriminierung (fünfziger / sechziger Jahre):

Die Schweiz ist stolz auf ihre freiheitlichen und demokratischen Traditionen. Dennoch ist auch die schweizerische Geschichte mitbestimmt von Gruppen, die aus diesem demokra-

tischen System lange Zeit ausgeschlossen waren und es teilweise immer noch sind. Zu den wichtigsten zählen die Frauen und die politische Linke. Die Auseinandersetzung zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft gehört seit dem Landesstreik zu den prägenden Konflikten unseres politischen Systems; die Frage der Gleichstellung der Geschlechter hat nichts von ihrer Aktualität verloren. Die Geschichte der Demokratie ist auch eine Geschichte der Ausgrenzung und der oft schleppenden Integration dieser Gruppen.

Der politischen Freiheit steht nach 1945 zunehmend die Freiheit des Konsums und der Mobilität zur Seite. Nach den Jahren des kriegsbedingten Verzichtes und der Einschliessung wächst die Sehnsucht nach Wohlstand und Bewegungsfreiheit. Die Zeit der Hochkonjunktur, der Massenproduktion und Elektrifizierung der Alltagswelt bringt einen Konsum- und Mobilitätsrausch. Möbel und Gebrauchsgegenstände zeugen nicht nur von gewandelten wirtschaftlichen und kulturellen Vernetzungen, sondern auch von neuen politischen Affinitäten im Zeichen des Kalten Krieges.

Konsum und Mobilität werden als westliche Freiheiten dem kommunistischen System entgegengehalten, das in dieser Beziehung nichts zu bieten hat. Einkaufszentren, Motorroller und Autos werden zu Symbolen eines Freiheitsbegriffes, der für viele neben die traditionellen Vorstellungen von Freiheit und Demokratie tritt oder diese sogar verdrängt.

In den sechziger Jahren wächst die Kritik an der konsumorientierten, materialistischen Wohlstandsgesellschaft. Auf der einen Seite verlangen viele eine Rückbesinnung auf «typisch schweizerische» Werte und hängen fremdenfeindlichen Idealen an. Auf der anderen Seite gilt der «Sonderfall Schweiz» immer stärker als Musterbeispiel der Enge und der Spiessbürgerlichkeit, der Selbstzufriedenheit und der verkrusteten Sozialstrukturen. Jugendliche, Studenten, Frauen proklamieren einen Auf- und Ausbruch; neue Umgangs- und Lebensformen setzen sich durch. Neue soziale Bewegungen entstehen und fordern eine Öffnung nach aussen.

Politische Neutralität – wirtschaftliche Verflechtung (siebziger bis neunziger Jahre):

Mit der langsamen Herausbildung der Politik des «Stillesitzens» entwickelt sich seit dem 16. Jahrhundert jener Zug eidgenössischer Aussenpolitik, der zum zentralen Element in unserem Verhalten anderen Staaten gegenüber wird. Im 20. Jahrhundert durchläuft das Neutralitätsbewusstsein mehrere Entwicklungsphasen, gilt aber nach dem Zweiten Weltkrieg als unabänderliches Dogma schweizerischer Aussenpolitik. Beziehungen nach aussen sind aber nicht nur politischer, sondern auch wirtschaftlicher Art, wie das vor allem in den Diskussionen um den Nord-Süd-Konflikt und um die Neugestaltung Europas zum Ausdruck kommt. Die traditionelle Zweitei-

lung in passive, isolationistische Aussenpolitik und aktive, offene Aussenwirtschaftspolitik sieht sich durch die zunehmende politische und wirtschaftliche Verflechtung, die multilateralen Abkommen und die steigende Bedeutung der internationalen Organisationen vor immer grösseren Herausforderungen.

Heute, im Zeitalter der totalen Mobilität, sind Ideen, Güter und Formen beliebig austauschbar. Das kleine idyllische «Schweizerdörfli» ist in ein verkabeltes «Weltdorf» integriert worden – ein winziger Chip auf der Schaltplatte weltweiter Kommunikation.

Die elektronische Revolution verändert nicht nur unseren Alltag, sondern auch die politischen Realitäten drastisch. Ein Fernsehkrieg wird anders geführt als ein unbeobachteter Feldzug, öffentliche Verhandlungen unterliegen anderen Gesetzen als Geheimdiplomatie, globale Werbung betont andere Werte als die Anzeige im Lokalblatt. Die weltweite elektronische Kommunikation verändert sämtliche Bereiche unseres Lebens, wirkt bald bedrohlich, bald befreiend.

Begleitband

Der Begleitband ist nicht als objektbezogener Katalog konzipiert, sondern als themenorientierte Ergänzung. Viele Aspekte, die in der Ausstellung nicht gezeigt oder nur kurz angeschnitten werden, erfahren darin eine vertiefte Behandlung. Eine Reihe von Fachleuten äussert sich im ersten Teil des Bandes zu Politik, Geschichte und Kultur der letzten fünfzig Jahre. Der zweite, chronologisch geordnete Teil besteht aus Dialogen zwischen Abbildung und Text. Auf diese Weise entsteht eine Art Lesebuch, das in einer lebendigen Form die verschiedenen Bereiche des schweizerischen Selbstverständnisses beleuchten soll. Die Vielfalt der Objekte und die unterschiedlichen Perspektiven der Autorinnen führen zu einem facettenreichen, oft überraschenden Bild eidgenössischer Befindlichkeit.

Walter Leimgruber

Die Schweiz zwischen Isolation und Integration

Vor fünfzig Jahren, 1942, zeichnete sich eine dramatische Wende in der Geschichte Europas ab: Hitlers Traum eines «Neuen Europa» vom Atlantik bis zum Ural scheiterte. Europa wurde nicht vereinigt, dafür vom Joch des Tausendjährigen Reiches befreit.

In den letzten Jahren ist die Nachkriegsgeschichte zu Ende gegangen. Die in der Folge des Krieges entstandenen Strukturen sind zerfallen; die Aufteilung Europas in Ost und West, die Trennung Deutschlands, die ideologische Auseinandersetzung sind beendet. 1992 ist wiederum ein «Jahr Europas», wiederum wird der Traum vom vereinten Europa geträumt. Diesmal aber soll die Einheit demokratisch und auf Wunsch der Beteiligten Zustandekommen.

Damals hatte sich die Schweiz ins Réduit zurückgezogen, um sich der tödlichen Umarmung des «Neuen Europa» zu entziehen. Diejenigen, die zunächst mit einer Vereinigung geliebäugelt und energisch entsprechende Schritte verlangt hatten, waren verstummt. Man hielt sich ruhig, um niemanden zu provozieren, kam dem übermächtigen Nachbarn entgegen, machte Kompromisse und Geschäfte, war aber ebenso bereit, das Land mit allen Mitteln vor einer «Vereinigung» zu schützen.

1992 ist im Zusammenhang mit dem Europa der EG zwar nicht mehr von «Réduit», aber vom «Sonderfall» die Rede. Wer die Zeitung aufschlägt, stösst seit einiger Zeit beinahe täglich auf diesen Begriff. Die 1942 gültigen Verhaltensregeln haben jedoch für einen grossen Teil der Bevölkerung nichts von ihrer Aktualität verloren. Für viele bedeutet die europäische Integration eine Unterwerfung unter fremde Vögte und das Ende der Schweiz. Andere hingegen plädieren für das Ende des Sonderfalles. Sie sehen 1992 als das Jahr der Neuorientierung, des Aufbruchs und der Öffnung.

Es ist seit langer Zeit das erste Mal, dass die Schweiz selbständig und ohne akute Bedrohung über die zukünftige Stellung des Landes im internationalen Umfeld beschliessen muss. Und zum ersten Mal stellt sich die Frage, ob die Schweiz Mitglied einer übergeordneten politischen Institution werden und einen Teil der Souveränität abtreten will. Diesen Zwang zur Überprüfung der Eigenstaatlichkeit hat es in der Geschichte des Bundesstaates noch nie gegeben. Unterschiedliche Optionen sind denkbar und auch mit guten Gründen vertretbar. Doch die Schweiz tut sich schwer mit der Entscheidungsfindung. Fast scheint es, die Konkordanzdemokra-



tie habe verlernt, grundsätzliche Diskussionen von solcher Tragweite zu führen.

Viele aussenpolitische Entscheidungen der Schweiz waren nicht die Folge geradliniger, beharrlicher Aussenpolitik, sondern durch die äusseren Umstände aufgezwungene und weitgehend vorgegebene Reaktionen oder Nicht-Entscheidungen, charakterisiert durch Abwarten und Nachvollziehen der Beschlüsse anderer. Gerade letzteres Verhalten hat dem Land häufig den Ruf eines «Trittbrettfahrers» eingetragen. Der verstorbene Politologieprofessor Daniel Frei stellte in einem seiner letzten Aufsätze ketzerisch fest, die Leistung der schweizerischen Staatskunst habe in erster Linie darin bestanden, «sich diskret zu ducken, ‚stillezusitzen‘ ... und das Maul zu halten». Der Staatsführung sei einzig zugute zu halten, dass sie Nischenöffnungen rasch erkannt habe – sofern die Schweiz nicht einfach kurzerhand durch die Umstände in die Nische geschubst worden sei. Die Konstanz der schweizerischen Selbstbehauptung sei weniger staatsmännischem Weitblick zuzuschreiben als den Gesetzmässigkeiten einer Nischenexistenz in unwirtlicher Umgebung, «vergleichbar dem in einer Felsritze Wintereis und Sommerdürre trotzens Edelweiss».¹

Die Schweiz ist gut gefahren mit dieser Nischenexistenz, kein Zweifel. Doch nun beginnen die Nischen zu verschwinden. Das Ende des Kalten Krieges, das Auseinanderbrechen Osteuropas, die rasch fortschreitende Integration der EG, aber auch Kopp-, Fichenaffäre und schwindendes Vertrauen in Behörden und Parteien haben zentrale Voraussetzungen des «Sonderfalles» verändert und zu einer Erschütterung des eidgenössischen Selbstvertrauens geführt. Seit einiger Zeit ist von einer Krise des politischen Systems die Rede, von Erstarrung, Innovationsschwäche, Nullentscheiden, von Reformbedarf. Die politische Führung des Landes wirkt auf viele zaudernd, zerstritten, zaghaft. «Ich kenne in Europa kaum eine Gesellschaft, die so verunsichert dasteht wie die Schweiz, kaum eine Gesellschaft, die so sehr ein stärkeres Selbstbewusstsein nötig hätte», hat Bundesrat Flavio Cotti bereits 1990 gesagt.²

Das Bild von Einheit und Kontinuität

Eben noch hat die Schweiz versucht, sich in ihrer Geschichte rückzuversichern. Der Versuch ist jedoch kaum gelungen. Die Selbstbestätigung wurde zwar an allen Feiern des 700-Jahr-Jubiläums herausgestrichen, bewegte sich aber auf der sehr beliebigen, eher apolitischen Ebene der Festzeltreden.

Die allgemeine Verunsicherung zeigt sich vor allem darin, dass wohl nie seit dem Zweiten Weltkrieg so intensiv darüber nachgedacht worden ist, was es denn eigentlich mit der Schweiz und den Schweizerinnen auf sich habe. In solche Krisen der Selbstdefinition gerät man, wenn Vorstellung und Wirklichkeit weit auseinanderklaffen, «wenn man sich mehr als durch die objektiven Probleme, wie sie einen immer be-

drängen, bedrängt fühlt durch das Problem, zu dem man sich selbst geworden ist», diagnostiziert Philosophieprofessor Hermann Lübbe.³ Wenn man nicht weiter weiss, dann schaut man zunächst einmal, wo man steht. Die Schweizer sind auf der Suche nach ihrer «Identität», suchen eine passende Rolle in einer sich rasch wandelnden Umwelt.

Die neue Situation hat aber vorerst weniger zum Aufbrechen überholter Schubladisierungen und veralteter Strukturen geführt als zu Unsicherheit und Abwehrreaktionen. Liebgewordene Einstellungen werden nicht aufgegeben, sondern dienen im Gegenteil als Faktoren der Bestätigung und Bestärkung in der Krisenstimmung. Die Rekonstruktion der vertrauten Welt, die Betonung der Kontinuität wird zum elementaren Bedürfnis, bietet scheinbar festen Boden unter den Füßen, verspricht Orientierung und Handlungsanleitung für die aktuelle Situation. Die schweizerische Geschichte wird deshalb als Erfolgsgeschichte, deren Erbe es zu bewahren gelte, dargestellt.

Die Vorstellung von Kontinuität wirkt identitätsstiftend, begründet die Abgrenzung gegen aussen, belegt die «Eigenart» des Landes, den «Sonderfall». Es ist deshalb nicht zufällig, dass die Rückversicherung in jenem Teil der Vergangenheit gesucht wird, der das Geschichtsbild der Schweizerinnen so lange dominiert hat und immer noch entscheidend prägt: In der vielbeschworenen Einheit und Einigkeit der späten dreissiger und frühen vierziger Jahre, in den Vorstellungen von Geistiger Landesverteidigung und Réduit. Damals entstand das Bewusstsein einer kompakten nationalen Identität als Reaktion auf die Weltwirtschaftskrise und die totalitäre Bedrohung durch Faschismus und Nationalsozialismus. Heute soll die Förderung des gleichen Gefühls Halt geben in einer als bedrohlich empfundenen Welt des Wandels. Hans Küngs Buch «Die Schweiz ohne Orientierung? Europäische Perspektiven» beginnt mit den Kindheitserinnerungen des Autors an die Landi 1939 und die 650-Jahr-Feier 1941. «In einem noch nie dagewesenen nationalen Konsens ... orientierte man sich nach innen und nach rückwärts.»⁴ Nach innen und nach rückwärts: so lautete fünfzig Jahre lang die Essenz historischer Erfahrung, und sie hat in den Augen vieler auch heute noch Gültigkeit.

Aber die Betonung der historischen Kontinuität reicht nicht aus, um neue Sicherheit und Orientierung zu bieten; es hilft nichts, Konstanz zu beschwören. Die Schweiz ist nicht mehr Modell-Demokratie in totalitärem Umfeld wie in der Zwischenkriegszeit und den Kriegsjahren. Die Schweiz ist nicht mehr die von feindlichen Militärmächten bedrohte Alpenfestung wie im Zweiten Weltkrieg. Sie ist nicht mehr die aus der Armut aufgestiegene Wohlstandsinsel wie in der Nachkriegszeit und nicht mehr der neutrale Hort der Humanität und des Roten Kreuzes und der Ort der Vermittlung wie in der Zeit des kalten



Krieges. Die Ursache der heutigen Krise ist gerade darin zu suchen, dass die historischen Erfahrungen zunehmend an identitätsstiftender Stärke verloren, die traditionellen Antworten ihre Überzeugungskraft eingebüsst haben. Der Versuch der Rückbestätigung muss scheitern, weil die gelernte Geschichtslektion den neuen und ungewohnten Herausforderungen der Gegenwart nicht mehr genügt.

Die Vorstellung vom «Sonderfall» reicht zwar weiter zurück als bis in die Zeit der Geistigen Landesverteidigung und des Zweiten Weltkrieges.⁵ Diese Ära besass jedoch für die folgenden fünfzig Jahre eine ausserordentliche Prägekraft: «Die existentiell empfundene Bedrohung durch das nationalsozialistische Deutschland liess dann aber eine nationale Einheit entstehen, die die Tradition der alten Eidgenossenschaft und auch demokratische Ideale bewahren half.»⁶ In gewisser Hinsicht stellen die dreissiger und vierziger Jahre zugleich Höhe- und Wendepunkt der neueren schweizerischen Geschichte dar. Nie zuvor und nie danach herrschte ein derartiges Gefühl nationaler Einigkeit.

Das Bild von Kontinuität und Einheit ergibt sich allerdings nicht zwingend aus der verfügbaren historischen Erfahrung; es ist das Ergebnis einer interpretierenden und idealisierenden Rekonstruktion, die alle Widersprüche ausblendet. Die Geschichte der Schweiz seit 1848 ist viel stärker eine Geschichte der Konflikte, des Ausgeschlossenenseins und des Dominierens hegemonialer Gruppen als eine Geschichte der Einheit und Einigkeit.

1848 wurde der Bundesstaat in seiner heutigen Form geschaffen; grosse Teile der Bevölkerung, insbesondere die katholischen Kantone, waren jedoch nicht in den nationalen Konsens eingeschlossen, sondern durch die Niederlage im Sonderbundskrieg in den neuen Staat gezwungen worden. Die nationale Integration von 1848 bedeutete Identifikation mit dem damals siegreichen Freisinn und dem zum Zentralismus tendierenden Bundesstaat. Die integrationsbedingten Zusammenstösse mit den konfessionellen, aber auch sprachlichen, regionalen und sozialen Minderheiten, die sich dem freisinnig-demokratischen Nationalideal nicht unterordnen wollten, lösten bei den betreffenden Gruppen Ängste und Widerstände aus, die nur langsam überwunden werden konnten. Die Zeit zwischen 1848 und 1939 ist deshalb gekennzeichnet durch den oft mühseligen Integrationsprozess weiterer Gruppen in den für lange Zeit rein bürgerlich-liberalen Staat. Gegen Ende des Jahrhunderts waren die Katholisch-Konservativen dann bereit, aktiv am Staat mitzuarbeiten, ihr erster Bundesrat wurde 1891 gewählt. Zeichen dieser Einigung war die Ausbildung eines neuen Geschichtsbildes, eine Rückverlegung des Gründungsdatums der Eidgenossenschaft in einen mythischen Ursprung, der im Gegensatz zu 1848 auch von den Katholiken akzeptiert werden konnte.

Im Zuge der Industrialisierung war jedoch eine neue wichtige Gruppe entstanden, die in diesem Staat nicht ihre Heimat sah: die Arbeiterschaft und die politische Linke. Ihre Anliegen wurden vorerst unterdrückt, ihre Parteien lange Zeit von der Regierung ausgeschlossen. Der Generalstreik am Ende des Ersten Weltkrieges stellte einen Höhepunkt der Konfrontation zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft dar. Der Konflikt hielt die gesamte Zwischenkriegszeit über an. Der stärksten Vertretung der Linken, der Sozialdemokratischen Partei, wurde der Einsitz in die Exekutive verwehrt, obwohl sie nach der Einführung des Proporzwahlrechtes 1919 ihre Nationalratsfraktion verdoppelte und 1928 wählerstärkste Partei wurde.⁷

In der Zwischenkriegszeit wurde der freisinnig geprägte Staat des 19. Jahrhunderts nicht nur von der Linken, sondern zunehmend auch von rechten und konservativen Kreisen in Frage gestellt.⁸ Dazu kam der seit dem Ersten Weltkrieg weitertommende Sprachenkonflikt, zugleich ein Konflikt zwischen welschen Föderalisten und zentralistisch gesinnter Mehrheit.

Erst die Bedrohung von aussen liess das Gefühl einer solidarischen, nationalen Schicksalsgemeinschaft entstehen. Die zuvor eingeleitete Integration der Arbeiterschaft wurde ausgebaut zu einem umfassenden Konsens im Lichte der Geistigen Landesverteidigung. 1937 begann mit der Unterzeichnung des Friedensabkommens zwischen Gewerkschaften und Unternehmerverband in der Metall- und Maschinenindustrie das Zeitalter der Sozialpartnerschaft und des Arbeitsfriedens. Und nach der Kriegswende, die sich gegen Ende 1942 abzeichnete, gestanden die Bürgerlichen den Sozialdemokraten einen Sitz im Bundesrat zu.

Die Geistige Landesverteidigung und der Krieg brachten eine Betonung der eigenen Werte und Traditionen, stärkten mit der Ablehnung alles Fremden aber auch Igelmentalität und selbstgefälliges Heimatbewusstsein und riefen ein Gefühl der geistigen und kulturellen Enge hervor. Dieses Bild der Einheit nach innen und der Sonderstellung nach aussen hat das schweizerische Selbstverständnis weit mehr geprägt als die alltäglichen politischen und gesellschaftlichen Auseinandersetzungen.

Das Staatsbild der Schweizerinnen ist deshalb konfliktfrei, positiv, idealisiert.⁹ Konflikte sind unschweizerisch, Konfliktvermeidung ist «Schweizerart». Konflikte sind Sache der anderen. Und ist dennoch von Krisen die Rede, ist die Schuld schnell einmal bei den nie ganz auszuschliessenden fremden Einflüssen gefunden: Der Erste Weltkrieg und die russische Revolution haben dem Land den Landesstreik beschert, die Weltwirtschaftskrise und die nationalsozialistische Bedrohung die Krise der dreissiger Jahre, die Mai-Unruhen in Paris und die Demonstrationen in Berlin den Ärger mit den Studenten, die Ausländer den Dreck und die Asylanten den Drogenhandel.

Konkordanz, Konsum und Kalter Krieg

Die Angst vor einer Nachkriegs-Rezession und vor sozialen Spannungen, wie sie die Schweiz nach dem Ersten Weltkrieg erlebt hatte, und der Geist der «nationalen Schicksalsgemeinschaft» führten in den unmittelbaren Nachkriegsjahren zur Verwirklichung einer Reihe von wichtigen sozialen Vorhaben, insbesondere zur Einführung der Alters- und Hinterbliebenen-Versicherung (AHV, 1947). Der rasch einsetzende wirtschaftliche Aufschwung und der Beginn des Kalten Krieges – markiert durch den Staatsstreich in Prag und die Berlin-Blockade 1948 und den Ausbruch des Koreakrieges 1950 – setzten der Reformfreude aber bald ein Ende. Nach innen und nach rückwärts, hiess die Devise angesichts der erneut als bedrohlich erscheinenden Weltlage wieder.

Die Zeit zwischen 1948 und der Mitte der sechziger Jahre war bestimmt von der Diskrepanz zwischen einem raschen gesellschaftlichen Wandel – hervorgerufen durch Hochkonjunktur, wachsenden Wohlstand und gesteigerte Mobilität – und grosser politischer Stabilität, definiert durch Sozialpartnerschaft, Konkordanzdemokratie und Kalten Krieg. Die Geistige Landesverteidigung wurde weitergeführt, die Igelhaltung auf den Kommunismus übertragen: «Als «kleines Stachelschwein» haben wir Hitler überdauert – wir wollen uns auch in der zweiten Phase des Totalitarismus so stachelig als möglich machen! ... Der technisch-militärischen Abwehr muss vor allem ein tragfähiges Fundament geistig-seelischen Widerstandes zugrunde liegen. Dafür haben uns die Jahre der nationalsozialistischen Bedrohung glücklicherweise gut vorbereitet.»¹⁰

Wer es wagte, dieses Gefühl der Einheit durch Kritik zu stören oder gar in Frage zu stellen, wurde ausgeschlossen, als «un-schweizerisch» abgestempelt, als Kommunist verschrien. Das aus der Zeit des Krieges übernommene Gefühl der Bedrohung führte dazu, dass in der neutralen Schweiz die Atmosphäre des Kalten Krieges besonders stilprägend wirkte und wesentlicher Bestandteil der politischen Kultur wurde, dass die Kontraste besonders grell und die Feindbilder ausgesprochen eindimensional und einfältig waren. «Geh doch nach Moskau, wenn es dir hier nicht passt», gehört wohl zu den schweizerischsten aller Reaktionen auf Kritik.

Trotz tiefgreifender wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Um-schichtungen behauptete sich dieser nationale Grundkonsens bis weit in die sechziger Jahre hinein. Ein Selbstverständnis als mittelständische Gesellschaft, in der möglichst viele soziale Gruppen ihren sicheren Platz haben sollten, der Gedanke der Sozialpartnerschaft, die Überzeugung, Vollbeschäftigung und Ertragskraft der Wirtschaft seien nur durch ungehemmtes Wachstum und technischen Fortschritt zu erreichen, und schliesslich ein ausgeprägter kultureller Konservatismus waren bestimmende Elemente. Die Stabilität des Selbstbildes

schaffte Geborgenheit und Halt in den Turbulenzen des wirtschaftlichen Wachstumsprozesses.¹¹

Mit der Zauberformel von 1959, welche die parteipolitische Zusammensetzung des Bundesrates festlegte, erreichten Regierungsfähigkeit und politische Integration ihren höchsten Entwicklungsgrad, die Ära der Konkordanzdemokratie ihre Reifephase.

Die materielle Basis dieses Zeitalters des Konsenses bildete der stürmische wirtschaftliche Aufschwung, den die Schweiz in dieser Phase erlebte. Hunderttausende von Fremdarbeitern wurden ins Land geholt, um den Arbeitskräftemangel zu beheben. Die Modernisierung der Wirtschaft und der Infrastruktur wurde allgemein begrüsst und mit einer Reihe von Volksentscheiden untermauert, in denen die Regierungskoalition solide Erfolge erzielte: 77 Prozent der Stimmenden befürworteten den Atomenergie-Verfassungsartikel (1957), 85 Prozent die Nationalstrassenbauvorlage (1958), eine deutliche Mehrheit erzielte auch der Zivilschutzartikel 1959. Moderne Lebensformen hielten Einzug: 1952/53 begann das Fernsehzeitalter, 1954 konnte das erste Autobahn-teilstück in Betrieb genommen werden (Luzern-Hergiswil), 1959 wurde das Boulevardblatt ‚Blick‘ lanciert, 1962 die Pastmilch im Tetrapack auf den Markt gebracht, 1968 in Lucens der erste Atomstrom (und auch gleich das erste Reaktorunglück) produziert.

Der Wandel war ebenso rasant, wie das Selbstbild konstant blieb. Das Denken war noch immer bestimmt von den Vorstellungen von einem «Bauernstaat», obwohl die Schweiz in Wirklichkeit schon lange industrialisiert war und sich nun rasch zum Dienstleistungsstaat wandelte; von Autarkievorstellungen und Anbauschlacht, obwohl die Auslandabhängigkeit grösser war als bei den meisten anderen Staaten; vom Idealbild der von einer fürsorglichen Mutter und Hausfrau betreuten Familie, obwohl auch die vielbeschworene «Keimzelle der Gesellschaft» einem Wandel unterlag, immer mehr Frauen eine Berufstätigkeit aufnahmen und traditionelle Rollenbilder zunehmend hinterfragt wurden; von Musterdemokratie und Landsgemeinde, obwohl die Frauen als Mehrheit noch immer ohne politische Rechte blieben; vom idyllischen «Schweizerdörfli», obwohl immer mehr Menschen in gesichtslosen Agglomerationssiedlungen lebten und das Land rasch überbaut und zersiedelt wurde.

Politische Reformen blieben ebenso deutlich auf der Strecke, wie wirtschaftliche und infrastrukturelle Neuerungen begrüsst wurden. Die Einführung des Frauenstimmrechtes etwa wurde 1959 im Verhältnis zwei zu eins wuchtig verworfen. Die enge Verbindung der kleinräumigen, konsiliaren Demokratie mit der Wehrpflicht, wie sie in der Landsgemeinde am deutlichsten zum Ausdruck kommt, liess einen männerbündlerischen helvetischen Archetyp entstehen.¹² Daraus bezog der Widerstand gegen das Neue seine eigentliche Kraft.



Titelblatt der 'Schweizer Illustrierten Zeitung',
29. November 1950

Die intensive soziale Kontrolle erschwerte jedes nonkonforme Verhalten. Kleinräumigkeit und Lokalismus förderten die Anpassung an bestehende Normen nach innen und die Isolierung und Abschottung nach aussen. Erich Gruner spricht vom «musealen Charakter der schweizerischen Politik, ... jenem Geist des Kirchturms, der internationale und nationale Probleme auf die Ebene des kleinen Horizontes seiner Gemeinde oder Region herunterschraubt».¹³

Nach den Jahren des kriegsbedingten Verzichtes und der Einschliessung standen die Freiheit des Konsums und der Mobilität im Mittelpunkt. Diese dienten als materielle Unterfütterung der Freiheit westlichen Zuschnitts gegenüber dem kommunistischen Osten, der in diesen Bereichen nichts zu bieten hatte. Der Rückzug ins Private, die Betonung des häuslich-familiären Glückes wurde verbunden mit der Erprobung eines konsumintensiven Lebensstils, der dem amerikanischen Vorbild nachempfunden war.

Erosionsprozesse

Seit der Mitte der sechziger Jahre wurden vermehrt Stimmen laut, die Anpassung, Konformität, nachlassendes Interesse am Staat und abnehmende Stimmbeteiligung beklagten. «Merkwürdigerweise ist unsere schweizerische Demokratie heute weder von Revolutionären in ihrem Innern noch von äusseren Feinden direkt bedroht, sondern von der Lethargie ihrer eigenen Bürger», war im Jahrbuch der Neuen Helvetischen Gesellschaft 1957 zu lesen.¹⁴ Vom «Unbehagen im Kleinstaat» war die Rede, vom immer weiter um sich greifenden «Helvetischen Malaise», vom Leerlauf der «so gut eingespielten, bewährten, ausgeglichenen und so herrlich komplizierten Mechanismen unserer Demokratie».¹⁵ Das selbstverständliche Einvernehmen der Bürger mit ihrer Demokratie war keine Selbstverständlichkeit mehr.

Die Konkordanzdemokratie verhinderte das Austragen prinzipieller Auseinandersetzungen, spielte die Gegensätze herunter, förderte mit dem immer stärker ausgebauten Vernehmlassungsverfahren und dem parteipolitischen Proporz der Behörden die pragmatisch-kurzfristige Einigung auf Kosten einer längerfristigen Perspektive. Das Fehlen einer konstruktiven und kraftvollen Opposition und das immer reibungsloser funktionierende Räderwerk Regierung – Parlament – Verwaltung – Verbände liessen bei den Bürgerinnen ein Gefühl der Machtlosigkeit entstehen.

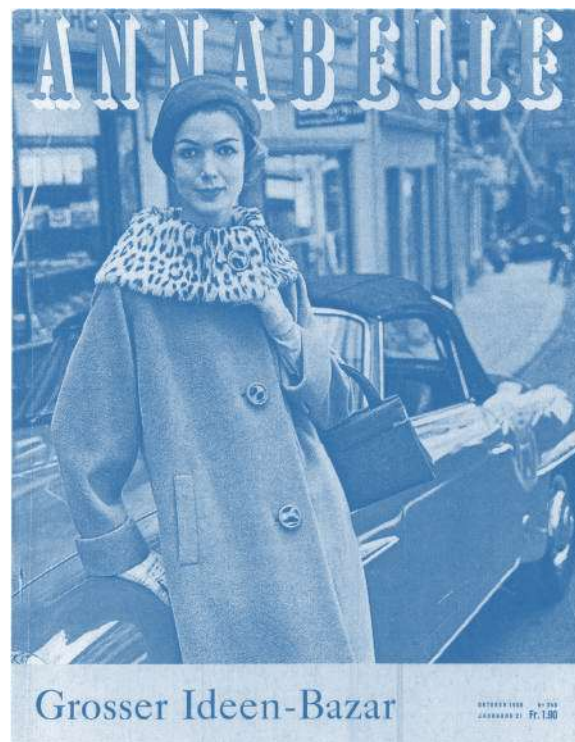
Die vorerst verhaltene, auf kleinere Kreise begrenzte Kritik wurde in einer breiteren Öffentlichkeit wahrgenommen, als eine Reihe von Publizisten sich gegen die gouvernementale, nur die positiven Seiten der Schweiz betonende Sicht der Expo 64 wandte und damit eine heftige Polemik entfachte.¹⁶ Bereits im Vorfeld der Expo hatten Max Frisch, Markus Kutter und Lucius Burckhardt mit ihrer Streitschrift «achtung: Die

Schweiz» grosses Aufsehen erregt. Der Mirage-Skandal, eine Folge massiver Kostenüberschreitung beim Kauf des neuen Kampfflugzeuges, führte zur Einsetzung der ersten, von Nationalrat Kurt Furgler geleiteten Parlamentarischen Untersuchungskommission (PUK).

Die kritischen Stimmen waren Vorboten eines Umschwungs, der in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre voll einsetzte und der Periode der politischen Stabilität ein Ende bereitete. Die Krisenphase rückte Folgen der ungestümen wirtschaftlichen Entwicklung ins Blickfeld, die zwar strukturell angelegt, bisher aber aus der Wahrnehmung ausgeblendet gewesen waren. Zwei entgegengesetzte Reaktionen waren die Folge: Die Angst vor der zunehmenden Überfremdung führte zur Forderung nach erneuter Abschliessung und Isolierung. Die erste sogenannte Schwarzenbach-Initiative zur Reduzierung der Zahl der Ausländer in der Schweiz wurde im Mai 1969 eingereicht und im Juni 1970 nach einem heftigen Abstimmungskampf mit 54 Prozent Nein-Stimmen verworfen. Weitere Initiativen folgten.

Auf der anderen Seite entstanden im Rahmen der «68er-Bewegung» Gruppen und Organisationen, die sich als links und internationalistisch präsentierten, Reformen und eine Öffnung nach aussen verlangten und die Enge der Konsumgesellschaft, die satte Selbstzufriedenheit und die verkrusteten Sozialstrukturen kritisierten. Die Frauen organisierten sich ebenso wie eine plötzlich bewegte Jugend; die misslichen Folgen des ungehemmten Wirtschaftswachstums wie Umweltschäden und Zersiedelung der Landschaft dämmerten auf. Die Kritik war in allen westlichen Gesellschaften ähnlich und traf doch auch speziell auf die Schweiz zu. Der Sonderfall war zum negativen Musterbeispiel geworden.

Der Nationalstaat rückte als wichtigster politischer Integrationsfaktor zunehmend in den Hintergrund. Die Jugend fühlte sich eher mit Gleichaltrigen aus anderen Ländern verbunden als mit älteren Schweizern. All das, was das Gesicht der Gesellschaft bestimmte – Wissenschaft, Technologie, Wirtschaft, Ideologien, aber auch Musik, Literatur, Architektur –, war länderübergreifend. Eine fortschreitende Auflösung herkömmlicher Bindungen war zu beobachten: Religion, Nation, Heimat, Familie, Ehe, Beruf, Vereine, Parteien, Gewerk- und Genossenschaften büssten ihre Bindekraft mehr und mehr ein. Neue Wertvorstellungen z.B. im Umgang der Geschlechter, neue Gebote im Verhältnis zur Umwelt und zur internationalen Gemeinschaft, alternative Ziele für die Gestaltung von Leben und Arbeit entstanden. Diese Ansätze zu neuer Sinnggebung standen zur geltenden Ordnung vielfach im Widerspruch und stellten damit die in den dreissiger Jahren gewonnenen gemeinsamen Grundvorstellungen, den nationalen Konsens, in Frage. Anders als etwa beim Einmarsch der Truppen des Warschauer Paktes in Ungarn 1956, der praktisch von der gesamten Bevölkerung einhellig verurteilt worden war, waren die





Stellungnahmen zu internationalen Fragen jetzt Spiegel einer zunehmend gespaltenen Gesellschaft. Der Einmarsch der Ostblocktruppen in der Tschechoslowakei erinnerte in der Einmütigkeit der Reaktionen zwar noch an Ungarn; die amerikanische Politik in Vietnam, der erstmals ins Bewusstsein rückende Nord-Süd-Konflikt und die Unruhen in anderen europäischen Staaten hingegen führten zu heftigen Kontroversen. Erst aber der ökonomische Einbruch im Zusammenhang mit der Erdölkrise und die darauffolgende Rezession liessen ab 1972 die Umwertung zur umfassenden Orientierungskrise werden. Die Konflikte zwischen Nord und Süd, Ost und West, Mensch und Natur, Inländern und Ausländern, Frau und Mann, Alt und Jung widersprachen dem Bild der Einheit und der Konfliktfreiheit und stärkten die Erkenntnis, dass die anstehenden Probleme übernationalen Charakter hatten und deshalb auch nicht auf einer nationalstaatlichen Ebene zu lösen waren. Die Zeit der stabilen Weltbilder und der hohen Zuwachsraten war vorbei. Skepsis, Vertrauensverlust, aber auch die Suche nach neuen Stabilitäten bildeten sich heraus.

«Wir und die anderen»

Die verschiedenen neuen politischen Strömungen Ende der sechziger und anfangs der siebziger Jahre führten den Schweizerinnen mit aller Deutlichkeit die enge Verzahnung von Innen- und Aussenpolitik vor Augen. Die Entwicklung ist deshalb nicht bloss auf der bisher vorwiegend betrachteten inneren, sondern ebenso auf der aussenpolitischen Ebene zu skizzieren.

Das Verhalten der Schweizerinnen gegenüber dem Ausland wurde in der Nachkriegszeit von drei Faktoren geprägt: einer starken isolationistischen Tendenz, wo es um das Bewahren der politischen Neutralität ging, der Bereitschaft zur weltoffen-integrativen Kooperation im wirtschaftlichen Bereich und einem Vorbilds- und Überlegenheitsgefühl auf moralischer Ebene.

Das Bild vom «Sonderfall» wurde im Zeichen des Kalten Krieges und der Hochkonjunktur neu verwendet und umdefiniert. Demokratie und Freiheit, Grundpfeiler des schweizerischen Selbstverständnisses, wurden in den Kontext des Ost-West-Konfliktes eingebettet. Nicht mehr die Nachbarstaaten, sondern Grossbritannien und die USA galten nun als die «wahren Verwandten, Gesinnungsgenossen und Partner der Eidgenossenschaft in der geschichtlichen und strukturellen Analyse».¹⁷ Eine Artikelreihe zum «schweizerischen Nationalgedanken» in der NZZ, geschrieben von einem «aus Europa» stammenden Amerikaner, begann mit dem Titel «Ein Sonderfall in Europa», um damit zu enden, diesen Sonderfall «in der heutigen kritischen Lage dem freiheitlichen Europa und der westlichen Kultur als Vorbild» zu empfehlen.¹⁸ Umfragen belegen, dass die Schweizerinnen ihr Land in der Tat als Vorbild und Musterland sahen, insbesondere in den Bereichen humanitäre Hilfe, Bürgerfleiss und Ordnung, polyethnische Mission,

Demokratie und neutrale Vermittlungsmission.¹⁹ Dieses gleichzeitige Betonen von «Sonderfall» und «Modell», von realpolitischem Abseitsstehen und moralischem Sendungsbewusstsein, führte zu einem Gefühl der Selbsterhöhung, das von aussen nicht zu Unrecht als Überheblichkeit bewertet wurde; zu einer Selbstgerechtigkeit, die sich als Bescheidenheit ausgab.

Zentrales Mittel der Aussenpolitik war die Neutralität. Diese hatte sich seit dem 16. Jahrhundert langsam herausgebildet als Reaktion auf die Niederlage auf italienischen Schlachtfeldern, aber auch als Mittel zur Sicherung des inneren Friedens. Die unterschiedlichen Interessen der einzelnen Kantone liessen keine abgestimmte, zentral gesteuerte Machtpolitik zu. Im Zeitalter der Glaubenskriege hätte eine Parteinahme zugunsten der reformierten oder katholischen Staaten ein Auseinanderbrechen der Eidgenossenschaft bewirkt, im 19. und 20. Jahrhundert bedrohten die deutsch-französischen Konflikte den Zusammenhalt der Sprachgruppen.

Das im Ersten Weltkrieg in der Bevölkerung noch schwach ausgeprägte Neutralitätsbewusstsein durchlief mehrere Entwicklungsphasen («differentielle» Neutralitätspolitik im Völkerbund, «integrale» Neutralität seit 1938), stand nach den Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges aber als unumstössliches Prinzip da. Die Haltung der Schweiz während des Krieges wurde heroisiert, gar zum Zweifrontenkampf hochstilisiert: «Ein Zweifrontenkampf musste ausgetragen werden, erstens gegen die deutsche Pseudoalternative zwischen bolschewistischem Europa und einem Abendland unter Führung der deutschen ‚Kulturation‘ und zweitens gegen die angelsächsischen Verwischungen zwischen Demokratie und Marxismus, wie sie das Bündnis mit der UdSSR erzeugte.»²⁰ Die Realität war allerdings eine andere. Die Neutralität hatte sich zwar bewährt, war aber wesentlich stärker von Stillesitzen, Abwarten und Anpassung geprägt als von Engagement oder Kampf. Die wirtschaftliche «Offenheit», für das Überleben ebenso wichtig wie das politische Balancieren und der Verteidigungswille, wurde, da moralisch problematischer, aus dem Bewusstsein verdrängt.

Das internationale Ansehen der Schweiz und ihrer Neutralität erreichte nach dem Krieg einen Tiefpunkt, die Alliierten hatten wenig Verständnis für das Abseitsstehen und Profitieren.²¹ Die schweizerische Diplomatie versuchte mit den neuen Schlagworten der Solidarität und Disponibilität, dem Anbieten guter Dienste im humanitären und politischen Bereich, verlorenes Ansehen zurückzugewinnen. Nach und nach öffnete sich die Schweiz gegenüber dem westlichen Wirtschaftssystem, trat 1948 der für den Wiederaufbau Europas gegründeten Organisation für Europäische Wirtschaftliche Zusammenarbeit (OEEC, später OECD) und im Laufe der Jahre auch den technischen und wirtschaftlichen Unterorganisationen der

Vereinten Nationen (UNO) bei. Wirtschaftlich, aber auch ideologisch war sie Teil des Westens, politisch jedoch übte sie Zurückhaltung: Der Beitritt zu Europarat und UNO galt als nicht mit der Neutralität vereinbar.

Die Neutralität, ursprünglich bloss ein Mittel zur Bewahrung der Unabhängigkeit, war «zum gehätschelten Kleinod»²², zum Selbstzweck und zum zentralen Inhalt des nationalen Selbstbewusstseins geworden. Und je mehr sie in der weltpolitischen Konstellation an realer Bedeutung verlor, umso stärker wurde die Neigung, sie als Quintessenz der bisherigen Geschichte darzustellen.

Das Bewusstsein, dass die Schweiz ein hochgradig verflochtener Kleinstaat in einer sich rasch wandelnden Umwelt war, setzte sich nur langsam durch. Erst in der Umbruchphase der späten sechziger und frühen siebziger Jahre erkannte man die Abhängigkeiten von Rohstoffen (Ölkrise), ausländischen Arbeitskräften und offenen Grenzen für den Export.

Die moderne Wirtschaft und die internationale Kommunikation hatten die Idee der souveränen Territorialstaaten längst überholt. Von «Weltdorf», «Grenzverwischung», wachsender Verschleifung der Souveränität war die Rede.²³ Die Neutralität, entstanden als Mittel zur Nichtteilnahme an Kriegen und an eine Gleichgewichtspolitik der europäischen Mächte gebunden, verlor im Nord-Süd-Konflikt ebenso wie in einem wirtschaftlich eng verknüpften Europa mehr und mehr ihre Bedeutung. Diese Entwicklung brachte für die traditionelle strikte Zweiteilung in passive Aussenpolitik und aktive Aussenwirtschaftspolitik, institutionalisiert in der Trennung von Eidgenössischem Departement des Äusseren (EDA) und Bundesamt für Aussenwirtschaft (BAWI), grosse Probleme.

Das Erkennen der vielfältigen Abhängigkeiten von der Aussenwelt führte aber vorerst nicht zu einer Neuorientierung, sondern zu einer trotzigigen Gegenreaktion. Die Probleme wurden nicht gelöst, sondern verdrängt. «Jetzt erst recht», hiess die Devise dieser Phase der «konservativen Stabilisierung».²⁴ 1976 wurde der Kredit für die Internationale Entwicklungsagentur (IDA) abgelehnt (56,4 Prozent Nein-Stimmen), 1986 die UNO-Mitgliedschaft (75,7 Prozent Nein-Stimmen) wuchtig verworfen. Diese isolationistische Haltung in der Aussenpolitik ging einher mit einer reformfeindlichen, polarisierten Innenpolitik, wie sie etwa in der Ablehnung des Bildungsartikels (1973), der Mitbestimmung (1976), der Fristenlösung, des Zivildienstes und des Mieterschutzes (1977), der Mitbestimmung im Nationalstrassenbau (1978) und des Wahlalters 18 (1979) sichtbar wurde.

Während in der Innenpolitik aber keine Trennung von Volk und politischer Elite zu beobachten war, drifteten die Meinungen in der Aussenpolitik zunehmend auseinander. Die «opinion leaders» erkannten die Kosten der bisherigen Politik, plädierten für eine Anpassung und versuchten, die Bevölkerung langsam mit diesem Wandel vertraut zu machen. «Der

Igel, der die Stacheln nach aussen kehrt – das mag bisher gut gegangen sein; aber der Igel im Sog der Dynamik unserer Zeit, der Igel auf der Autobahn – da genügt Einrollen nicht mehr, man muss sich sputen, muss beweglicher werden, ...»²⁵ Die Diskrepanz der Meinungen zeigte sich am deutlichsten bei der Diskussion über die UNO-Mitgliedschaft: Die offiziellen Stellen hatten sich bemüht, die Öffentlichkeit behutsam auf eine entsprechende Abstimmung vorzubereiten. In mehreren Berichten legte der Bundesrat Rechenschaft ab über Vor- und Nachteile einer Mitgliedschaft. Während er im ersten (1969) Beitritt und Neutralität noch für unvereinbar hielt, bekräftigte er zwei Jahre später die Absicht, das Land näher an die Vereinten Nationen heranzuführen, um schliesslich im dritten Bericht von 1977 zur Überzeugung zu gelangen, ein Beitritt der Schweiz zur UNO sei «wünschbar» und liege im «wohlverstandenen Interesse unseres Landes».

Dem Bundesrat war bewusst, dass die UNO in der Schweiz in vielerlei Hinsicht unpopulär war. Die Tradition des isolationistischen Neutralitätsdenkens hatte dem simplen Weltbild «wir und die anderen» Vorschub geleistet. Unerfahrenheit und Ratlosigkeit der Stimmbürgerinnen waren die Folge der aussenpolitischen Abstinenz. Es gab eine schweizerische Innenpolitik, und es gab eine Weltpolitik, aber zwischen beiden bestand im eidgenössischen Bewusstsein keine Verbindung.

Verflechtungen

Nur ungefähr einer von tausend Menschen auf der Welt wohnt in der Schweiz. Aber rund 15 von 1'000 Franken, die im Weltwarenhandel umgesetzt werden, haben als Herkunfts- oder Bestimmungsland die Schweiz. Die Schweiz liegt im internationalen Vergleich gemessen an der Einwohnerzahl an 72. Stelle, gemessen am Produktionswert (Bruttoinlandsprodukt) an 18. Stelle, bezüglich der Warenexporte auf dem 10. Rang, bezüglich der Exporte von Hochtechnologiegütern auf dem 6. Rang, bezüglich der Investitionen im Ausland auf dem 5. Platz, bezüglich der Auslandguthaben der Banken an 3. Stelle.²⁶ Die Schweiz ist im internationalen Handel der grösste Umschlagplatz für Gold und eine der bedeutendsten Drehscheiben für Diamanten, Getreide, Kaffee, Rohseide u.a.; Zürich ist der drittgrösste Devisenmarkt der Welt. Bei der Vermögensverwaltung für ausländische Kunden hält der Finanzplatz Schweiz weltweit die absolute Spitzenposition.²⁷

Drei von vier Arbeitsplätzen der 15 grössten Schweizer Industriekonzerne liegen ausserhalb der Schweiz. Die Auslandproduktion der schweizerischen multinationalen Firmen ist grösser als die gesamten schweizerischen Exporte. Kein anderes Land der Welt dürfte einen derart hohen Grad an Internationalisierung der Industrie aufweisen.²⁸

Die schweizerische Wirtschaftsentwicklung nach 1945 ist ein Musterbeispiel für den Aufschwung der westlichkapitalistischen Staaten, aber auch ein Sonderfall in Bezug auf die spezifischen Bedingungen des wirtschaftlichen Wachstums. Der erfolgreiche Aufstieg des Kleinstaates Schweiz bis hin zu einer mittleren Handels- und Industrie- und zu einer finanziellen Supermacht war nur aufgrund besonderer Bedingungen möglich: Der intakte Produktionsapparat nach dem Krieg und ausreichende Kapitalreserven, um die Produktion für den Nachholbedarf der Nachbarländer aufnehmen zu können, schafften einen wichtigen Wettbewerbsvorteil gegenüber den vom Krieg versehrten Ländern. Rohstoffarmut, Enge des Binnenmarktes und Begrenztheit der Agrarfläche hatten der Aussenwirtschaft schon lange eine besondere Bedeutung zugewiesen, Binnenlage und teure Transportwege früh zur Spezialisierung auf arbeitsintensive und hochwertige Qualitätsprodukte und Dienstleistungen geführt. Ein schwach ausgeprägter staatlicher Interventionismus, geringe Steuerlast, bescheidene Sozialleistungen und rechtliche Vorteile wie das Bankgeheimnis waren zusätzlich attraktiv für Kapitalanlagen.

Diese starke wirtschaftliche Stellung der Schweiz wird jedoch aus dem Bewusstsein verdrängt. Die Kleinstaatlichkeit wird verniedlicht und idealisiert durch das Bild des «Schweizerdörfli», wie es im Tourismussektor ebenso gepflegt wird wie an Landes- und Weltausstellungen. Die Schweiz entzieht sich mit dem Hinweis auf Kleinheit und Bedeutungslosigkeit gerne der Verantwortung, die ihr als wirtschaftliche Mittel- und finanzielle Grossmacht zukommt.

Allerdings schufen die genannten Vorteile auch eine extreme Auslandabhängigkeit: 1945 entsprachen die schweizerischen Exporte 11 Prozent des Volkseinkommens, 1985 waren es bereits 33 Prozent. Dazu kommt die seit 1970 schnell zunehmende Verflechtung im Dienstleistungsbereich: Die Einnahmen aus dem Fremdenverkehr und die Kapitalerträge aus dem Ausland machten 1985 weitere 23 Prozent aus.²⁹ Mehr als die Hälfte unseres Volkseinkommens stammt also aus dem Ausland. Damit ist die wirtschaftliche Verwundbarkeit drastisch gestiegen.

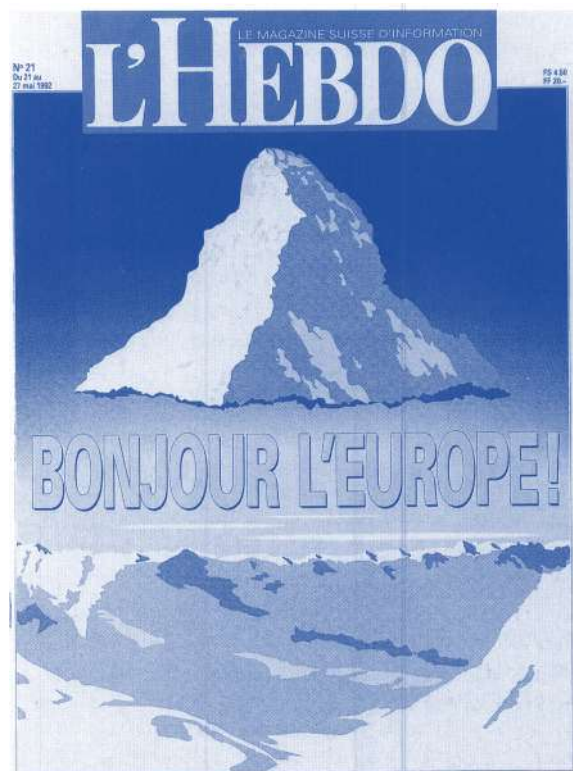
Die vergleichsweise starke Stellung der kleinen Schweiz kommt etwa in den Handels- und Finanzbeziehungen mit der Dritten Welt zum Ausdruck. Die Schweiz exportiert pro Kopf der Bevölkerung mehr Industrieprodukte und Kapital in die Länder der Dritten Welt als jede andere Nation. Jahr für Jahr erwirtschaftet sie hier einen riesigen Exportüberschuss. Der Verkauf schweizerischer Erzeugnisse in Entwicklungsländer sichert über 100'000 Arbeitsplätze. Und auf Schweizer Banken lagen Ende 1985 54 Milliarden Franken aus der Dritten Welt – mehr als doppelt so viel, wie die Banken dem «armen Süden» an Krediten eingeräumt haben.³⁰

Auch gegenüber der Europäischen Gemeinschaft (EG) ist die Schweiz nicht irgendein Kleinstaat, sondern immerhin die zweitwichtigste Abnehmerin. Nur die USA kauften 1990 mehr. Die schweizerischen Importe sind dreimal so hoch wie die japanischen. Sie decken damit etwa ein Viertel des EG-Handelsbilanzdefizites mit Japan. Die Schweiz gehört zu den wichtigsten Nicht-EG-Investoren in der Gemeinschaft, knapp die Hälfte aller schweizerischen Auslandsinvestitionen fließen dorthin. Sie bietet der EG heute rund eine Million Arbeitsplätze: 450'000 in schweizerischen Unternehmen in der Gemeinschaft; 600'000 Personen aus den EG-Mitgliedstaaten finden Arbeit in der Schweiz und stellen damit rund drei Viertel aller ausländischen Arbeitskräfte hier. In der Gemeinschaft werden zudem rund 600'000 Arbeitsplätze durch den Handelsüberschuss mit der Schweiz ständig ausgelastet. Umgekehrt gingen 1990 58 Prozent der Schweizer Exporte in den EG-Raum, und 74 Prozent der Einfuhren stammten von dort.³¹ Die Schweiz ist «tatsächlich stärker in die EG integriert als manches Mitgliedsland. Man spricht daher von einer faktischen Integration».³²

Es stellt sich die Frage, was «Neutralität» bei einer so extremen Verflechtung konkret bedeutet. Während Europa nach dem Krieg seine Vergangenheit abzuwälzen und neue Wege zur Einheit zu finden versuchte, stand die Schweiz abseits, verschanzte sich hinter einer traditionellen Neutralität, die sich auf eine gar nicht mehr bestehende historische Konfliktsituation bezog, fast als müsste Europa gespalten bleiben, damit die Schweiz darin neutral sein konnte.

Wirtschaftlicher Zusammenschluss könne nicht Voraussetzung der politischen Einheit sein, wurde hingegen in der Schweiz argumentiert. «Auch die Schweizerische Eidgenossenschaft hat nicht begonnen mit einer Union der kantonalen Käsereien im Mittelalter, sondern mit einem Akt trotziger Selbstbehauptung gegen äussere Bedrohung der Freiheit und mit dem sich ausbreitenden Gemeinschaftsgeist, der dieser Lage entsprang», monierte der in der Schweiz lebende Ökonom Wilhelm Röpke.³³

Da die Schweiz aber Europa nicht vollständig den Rücken zuwenden konnte, beteiligte sie sich 1960 an der Europäischen Freihandelsassoziation (EFTA), die im Gegensatz zur EWG nur wirtschaftliche Ziele verfolgte, und trat nach langem Zögern 1963 dem Europarat bei. Nach einem nie behandelten Assoziationsgesuch an die EWG im Jahre 1961 stimmte sie 1972 schliesslich dem Freihandelsabkommen mit der Gemeinschaft zu. Damit schien die Sache erledigt. Für die Industriegüter wurden die Zollmauern gesenkt, die diffizile Landwirtschaft blieb ausgeklammert und geriet nicht in den Sog europäischer Milchseen und Butterberge. Einmal mehr hatte sich das traditionelle aussenpolitische Konzept der Trennung von Wirtschaft und Politik bewährt. Wirtschaftlich hatte man sich arrangiert, politisch hielt man sich abseits.



Braucht es denn überhaupt noch eine Schweiz?

Dabei müsste das von der EG propagierte Europa der Regionen den schweizerischen föderalistischen Idealen besonders gut entsprechen. Und in der Tat gab und gibt es immer wieder Stimmen, die von einer «Verschweizerung Europas»³⁴ sprechen, die Europa «zu einer Art Schweiz»³⁵ machen wollen, die in der Schweiz das «einzige verfügbare Modell» sehen, «an dem sich die möglichen Modalitäten einer organischen Integration der europäischen Partikularismen – im Gegensatz zu einer technokratischen Gleichschaltung – empirisch studieren lassen».³⁶ Diese Vorstellungen reichen bis zur Forderung, Europa habe sich in die Schweiz zu integrieren. «Falls sich Europa auf die politischen Werte des Schweizertums hin entwickeln wird, werden wir von selbst in die neue ‚alte‘ Welt hineinwachsen.»³⁷

Doch bei der Mehrheit der Bevölkerung löst die Vorstellung vom Europa der Regionen Ängste über die Zukunft der Schweiz aus, denn in einem solchen Europa würde die *Confœderatio Helvetica* ihre Existenzberechtigung verlieren. Die Schweiz wird häufig als Willensnation apostrophiert, als Land, das durch den Willen der Bürgerinnen und Bürger zusammengehalten wird. Dieser Wille zusammenzuleben wurde vor allem genährt durch den Unwillen, in einem der Nachbarstaaten zu leben, sei es, weil dieser im Kriege stand, weil er un-demokratisch regiert wurde oder weil die wirtschaftlichen Verhältnisse dort schlechter waren. Die Geschichte der Schweiz wird deshalb als Gegenläufigkeit (Karl Schmid), als Kontrapunkt (Georges-André Chevallaz), als Antithese zur allgemeinen historischen Entwicklung (Herbert Lüthy) beschrieben. Was aber passiert, wenn aus der Gegenläufigkeit der Gleichakt wird? Noch nie seit der Gründung des Bundesstaates 1848 hat sich die Schweiz, was das politische System oder die wirtschaftliche Lage betrifft, von ihren Nachbarn so wenig unterschieden wie heute. Diese Entwicklung hat sich seit Ende des Krieges abgezeichnet, wurde aber durch ein umso energischeres Pochen auf den «Sonderfall» überdeckt. Doch nun stellt sich die Frage: Braucht es denn überhaupt noch eine Schweiz? Staatssekretär Franz A. Blankart sprach 1988 davon, ein Beitritt zur EG «wäre die Wende unserer Geschichte überhaupt und zugleich die hegelianische Synthese, nämlich die Wiedereingliederung ins Hl. Römische Reich, diesmal europäischer Nation.»³⁸ Die Schweiz am Ende.

Es ist deshalb kein Zufall, dass die Auseinandersetzung um EWR und EG den vielzitierten Graben zwischen den Sprachgruppen wieder vertieft hat. Die verschiedenen Regionen, die nicht, wie es die offizielle Doktrin haben will, miteinander, sondern nebeneinander leben, könnten vermehrt eine Mischung von regionaler und kontinentaler Politik pflegen, die die Nation überflüssig machen würde. Diese Angst vor dem Ende der Willensnation wird verstärkt durch eine Skepsis gegenüber der europäischen Bürokratie. Der Gedanke, Befehle aus der

Brüsseler Zentrale entgegennehmen zu müssen, entsetzt Schweizerinnen, die an eine von unten nach oben aufgebaute, «organische» Struktur von Gemeinden, Bezirken, Kantonen und Bund glauben.

Als Argumente gegen den Beitritt werden all jene Punkte aufgezählt, die als zentrale Bestandteile des Sonderfalles gelten: fehlender Föderalismus in Europa, Abbau der direkten Demokratie, Ende der Neutralität, des Arbeitsfriedens, der speziellen Bedingungen des Finanzplatzes und damit der ökonomischen Standortvorteile, Anpassungsprobleme für die Landwirtschaft.³⁹

Als Argumente für den Beitritt werden vor allem wirtschaftliche Gründe genannt und die Vorstellung, aktiv mitreden und mitgestalten zu können. Der «Traum» oder das «Trauma» des Beitritts stelle sich in absehbarer Zeit nicht ein, hatten die Politiker jedoch bis vor Kurzem gleich beruhigend hinzugefügt.⁴⁰ «Beitrittsfähig werden, um nicht beitreten zu müssen», hiess die offizielle Formel.⁴¹

Nun hat sich der Bundesrat umbesonnen. Nach langem Zaudern befürwortet er einen EG-Beitritt. Warum dieser Meinungsumschwung? Signalisiert er den Beginn einer aktiven, mitgestaltenden Politik, die sich nicht mehr hinter dem etwas fadenscheinig gewordenen Mantel der Neutralität verschanzte? Ist die Angst, den Zug zu verpassen, grösser geworden als die Angst, im vereinigten Europa die Identität zu verlieren? Die Schweizerinnen bekommen die Isolation zu spüren. Die Erfahrung, sich bei der Einreise in EG-Länder mit Menschen aus Zaire und Pakistan, Nigeria und Bolivien in die lange Schlange einreihen zu müssen und nicht wie die übrigen Westeuropäer den EG-Vorzugsschalter passieren zu können, hat sogar bewirkt, dass 1988 immerhin 120 Parlamentarier in einem Postulat gefordert haben, der Bundesrat solle von Brüssel die Gleichstellung von Schweizern mit EG-Angehörigen verlangen. Die Privilegien möchten sie bewahren, tragen sie auch die Kosten mit?

Auch andere Motive für den Beitritt sind denkbar: Versucht die Schweiz einmal mehr, in einer Nische unterzukommen, in der Nische Europa diesmal? Denn die Probleme werden grösser, globaler, sei das auf politischer, ökologischer oder wirtschaftlicher Ebene. Die Insel Schweiz dockt an der Festung Europa an, um sich in den kommenden Auseinandersetzungen behaupten zu können: sich wirtschaftlich durchsetzen gegenüber den Konkurrenten Japan und USA; den Reichtum bewahren gegenüber den Forderungen einer immer rascher wachsenden, immer stärker verelendenden Dritten Welt; das politische System beschützen vor den Herausforderungen eines Umbruchs in der «anderen Hälfte» Europas, in der nach dem Zusammenbruch neue Konflikte entstanden und alte wiederentbrannt sind. Während man im Westen die Einheit von Wirtschaft und Politik, von Währung und Normen diskutiert, lösen sich die Staaten des Ostens auf, fordern Völker

und Regionen im Zeichen eines neu erwachten Nationalismus Eigenstaatlichkeit und Unabhängigkeit. Der Westen wirkt hilflos, inkompetent und – schlimmer – desinteressiert, verständnislos. Die breite Öffentlichkeit Westeuropas und der Schweiz möchte nichts wissen von diesen Problemen und Konflikten, schaut weg, weg vom Krieg in Jugoslawien, weg aber auch von der Armut in der Dritten Welt, weg von der globalen Umweltbedrohung.

Entspringt das Beitritts-gesuch also dem Willen, mit einer aktiven, offenen Aussenpolitik Verantwortung mitzutragen, oder entspringt es dem Wunsch, sich in der Gemeinschaft so gemütlich einzurichten wie damals in der Schweiz, wohligh warm und eingeeigelt?

Anmerkungen

1

Frei, Daniel: Die Schweiz ist keine Insel. In: Die Schweiz. Aufbruch aus der Verspätung. Unsere Zukunft. 78 Autoren im Gespräch. Hg. von der Stiftung für Geisteswissenschaften, Zürich 1991: 352-371, hier: 353f.

2

Tages-Anzeiger, 4.4.1990.

3

Lübbe, Hermann: Der Philosoph im fremden Lande: Hat die schweizerische Identität gelitten? In: Störfall Heimat – Störfall Schweiz. Anmerkungen zum schweizerischen Selbstverständnis im Jahre 699 nach Rütli und im Jahre 2 vor Europa. Hg. vom Institut für angewandte Psychologie. Zürich 1990: 22-39, hier: 28.

4

Küng, Hans: Die Schweiz ohne Orientierung? Europäische Perspektiven. Zürich 1992: 16.

5

Sie ist in ihrer historischen Dimension auch oft dargestellt worden, vgl. Bonjour, Edgar: Gibt es noch einen Sonderfall Schweiz? In: Ders.: Die Schweiz und Europa. Ausgewählte Reden und Aufsätze, Bd. VII. Basel, Frankfurt/M. 1981, 369-381; von Murait, Leonhard: Das Recht auf Sonderexistenz der Schweiz. Separatdruck aus der Allgemeinen Schweizerischen Militärzeitung, Nr. 8, 1946.

6

Jost, Hans Ulrich: Bedrohung und Enge (1914-1945). In: Geschichte der Schweiz und der Schweizer, Studienausgabe in 1 Bd. Basel, Frankfurt a. M. 1986: 731-819, hier: 750.

7

Degen, Bernard: Zwischen Opposition und Bundesratsbeteiligung: In: Solidarität, Widerspruch, Bewegung. 100 Jahre Sozialdemokratische Partei der Schweiz. Hg. von Karl Lang u.a. Zürich 1988: 369-397, hier: 373-378.

8

Vgl. etwa de Reynold, Gonzague: Die Schweiz im Kampf um ihre Existenz. Luzern 1934.

9

Vgl. die verschiedenen Umfragen, zusammengefasst bei Brassel-Moser, Ruedi: Vorurteil im Feindbild – Vorbild im Feindurteil. Überlegungen zu Vorurteilen, Selbst- und Feindbildern in der Schweiz. Basel 1989: 60-64.

10

Neue Zürcher Zeitung, 31.12.1950.

11

Vgl. Siegenthaler, Hansjörg: Die Schweiz 1914-84. In: Handbuch der europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 6. Hg. von Wolfram Fischer u.a. Stuttgart 1987: 482-512, hier: 503.

12

Vgl. dazu Imboden, Max: Die Totalrevision der Bundesverfassung. In: Totalrevision der Bundesverfassung ja oder nein? Sonderheft für Schweizerisches Recht, N. F. Bd. 87, I (1968): 499-515.

13

Gruner, Erich: Die Schweiz in ihrer Umwelt. In: Ders. (Hg.): Die Schweiz seit 1945. Bern 1971: 355-394, hier: 380.

14

Ziegler, Hans: Jugend, Sinn und Sendung der Schweiz. In: Die Schweiz. Ein nationales Jahrbuch, 28 (1957): 5-13, hier: 10.

15

Schmid, Karl: Unbehagen im Kleinstaat. Zürich, Stuttgart 1963; Imboden, Max: Helvetisches Malaise. Zürich 1964; Lüthy, Herbert: Die Schweiz als Antithese. Zürich 1963: 30.

16

Expo 64 – Trugbild der Schweiz. Basel 1964.

17

Kohn, Hans: Der schweizerische Nationalgedanke. Eine Studie zum Thema «Nationalismus und Freiheit». (Separatdruck aus der NZZ). Zürich 1955: 4.

18

Ebd. 114f.

19

Frei, Daniel, Henry Kerr: Wir und die Welt. Strukturen und Hintergründe aussenpolitischer Einstellungen. Bericht über die im Rahmen der Pädagogischen Rekrutenprüfung 1972 durchgeführte Befragung. Bern 1974: 19.

20

Von Greyerz, Hans: Der Bundesstaat seit 1848. In: Handbuch der Schweizer Geschichte, Bd. 2. Zürich 1980: 1019—1246, hier: 1205.

21

Bonjour, Edgar: Geschichte der schweizerischen Neutralität. Kurzfassung. Basel, Stuttgart 1978: 206-210.

22

Bonjour 1981: 377 (s. Anm. 5).

23

Frei 1991: 357 (s. Anm. 1).

24

Siegenthaler 1987: 504 (s. Anm. 11).

25

Frei, Daniel, Hans Vogel: Aussenpolitik und Öffentlichkeit: Zwei Beiträge zur Informationspolitik im Hinblick auf einen allfälligen UNO-Beitritt der Schweiz. Zürich 1978: 5.

26

Zahlen aus Strahm, Rudolf H.: Wirtschaftsbuch Schweiz. Zürich 1987: 218f. Die Zahlen beziehen sich auf die Jahre 1980/84.

27

Gerster, Richard: Aus Fehlern lernen? Die Schweiz und die Dritte Welt. Zürich 1987: 9.

28

Vgl. dazu: Borner, Silvio, Felix Wehrle: Die sechste Schweiz. Überleben auf dem Weltmarkt. Zürich 1984.

29

Gerster 1987: 66f. (s. Anm. 27).

30

Ebd.: 10, 62; Strahm 1987: 220f. (s. Anm. 26).

31

Delamuraz, Jean-Pascal: Perspectives et objectifs politico-économiques de la Suisse face à l'intégration du marché inférieur de la CE. In: Chancen und Risiken eines integrierten EG-Binnenmarktes für die Schweiz. 10./11. November 1988, GDI, Rüschlikon 1988: 11; Strahm, Rudolf H.: Europa Entscheid. Zürich 1992: 50f.; Integrationsbericht des Bundesrates. In: Bundesblatt 1988/111: 250-382.

32

Meyer-Marsilius, Hans Joachim: Die Schweiz im Europa der 90er Jahre. Zürich 1988: 10.

33

Röpke, Wilhelm: Europäische Wirtschaftsgemeinschaft. In: Der Monat, 4 (1952), 227-253, hier: 233.

34

Lübbe: 39 (s. Anm. 3).

35

Friedrich Dürrenmatt im Gespräch mit Alfred Defago. Fragwürdigkeit und Chance des Kleinstaates Schweiz, 1. August 1979. Abgedruckt in: Der Rabe, Nr. 32, Zürich 1992: 42-48, hier: 42.

36

Lüthy 1963: 41 (s. Anm. 15).

37

Dürrenmatt, Peter: Schweiz. Geistige Länderkunde. Kultur der Nationen. Nürnberg 1962: 204.

38

Zit. nach Meyer-Marsilius 1988: 28 (s. Anm. 32).

39

Vgl.: Courvoisier, Jean-Claude: La Suisse jubilaire et l'Europe naissante. Lausanne 1989, 207-209; Blankart, Franz A.: Erwägungen zur Europapolitik der Schweiz, Referat vor der Europa-Union, 13.12.86 in Luzern, zit. nach Meyer-Marsilius 1988: 24-28 (s. Anm. 32); Delamuraz 1988 (s. Anm. 31).

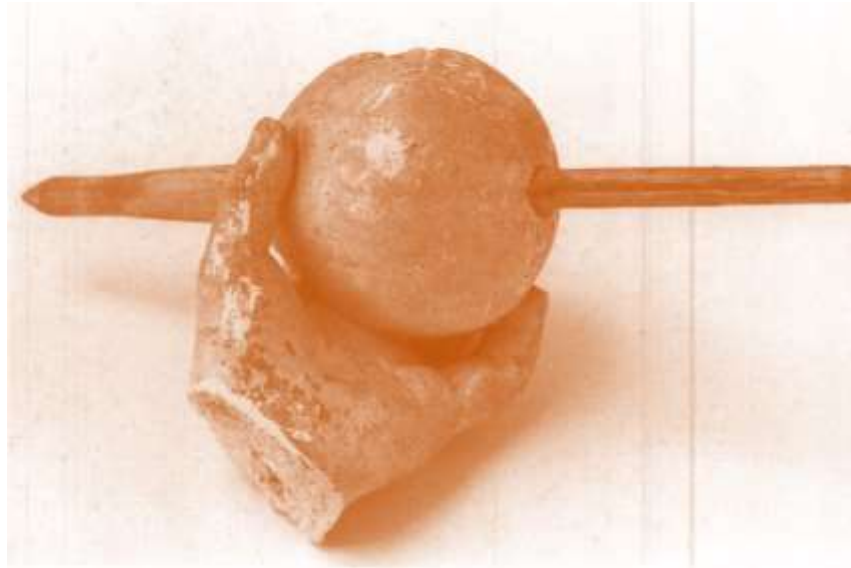
40

Vgl. z.B. Delamuraz 1988 (s. Anm. 31); 5. Bericht des Bundesrates über die Stellung der Schweiz im europäischen Integrationsprozess, Bern, 24.8.1988: 121.

41

Blankart, Franz A.: Aussenwirtschaft und Innenpolitik, Vortrag vom 29.2.88, zit. nach Meyer-Marsilius 1988: 28 (s. Anm. 32).

Der Nation zum Gedenken: Bilder schweizerischer Befindlichkeit



*Robert Dorer, Unke Hand des Walter Tell
mit Apfel (2. Hälfte 19. Jh. & Gipsmodell,
H. 7 cm, Historisches Museum Baden*

Wer «Sonderfall» sagt, meint die nationale Besonderheit oder «Eigenart» der Schweiz. Die «Sonderfall»-Ideologie diente und dient der Differenzierung und Abgrenzung unseres Landes – sei dies, wie in den dreissiger und vierziger Jahren, vor der Gefahr einer Vereinnahmung durch Nazideutschland oder, heute, der Integration in den europäischen Staatenbund. In beiden Szenarien steht sie im Dienste der Erhaltung von nationaler Integrität oder Identität und gehört in den Kontext der Nationalismus-Diskussionen. Die Schweiz als Nationalstaat ist im 19. Jahrhundert analog zu anderen europäischen Nationalstaaten entstanden. Auf der Suche nach ihrer Identität stiess sie auf spezifische Schwierigkeiten: Weder gab es wie in Deutschland oder Frankreich eine gemeinsame Kultur, auf die man sich in der viersprachigen Schweiz berufen konnte, noch war die Legitimation über eine gemeinsame Geschichte (die Innerschweizer Gründungs- und Befreiungsgeschichte) schlüssig, war diese doch nicht auf alle Kantone anwendbar. Der Mythos von der «Willensnation» füllte die ideologische Lücke, die den jungen Bundesstaat bezüglich der Hegemonialansprüche von Frankreich und vor allem Deutschland anfällig zu machen drohte. Um 1900 schrieb der Histori-



ker Paul Seippel nicht ohne Stolz: «Erst im Laufe dieses Jahrhunderts entstand das Schweizervolk. Es schuf sich selbst, im Vertrauen auf seine nationale Kraft und in dem Wollen, eine nationale Einheit zu bilden.»¹ Dass diese staatliche Ontogenese nicht reibungslos aus einem mythischen Volkswillen hervorgegangen war, davon zeugen die konfessionellen und politischen Konflikte in der Schweizer Geschichte des 19. Jahrhunderts. Eine Propagandamaschine zwecks Schaffung vaterländischen Geistes und zur Erfindung einer bundesstaatlichen Identität musste in Gang gesetzt werden. Dazu gehörte nicht zuletzt die Schaffung einer nationalen Ikonographie, d.h. die Propagierung von Bildern und Symbolen, die die Schweiz als Nation zu illustrieren und zu repräsentieren hatten. Neben neuen oder neu inszenierten Formen des Brauchtums wie Vereinsfeste, Festspiele, Schlachten- und Jubiläumsfestlichkeiten, die als moderne Rituale eine eminente soziale und politische Bedeutung hatten, wurden auch die bildenden Künste in den Dienst der Schaffung und Glorifizierung der Nation gestellt. Architektur, Malerei und Bildhauerei hat-

ten sich als staatschaffende und -tragende Künste nützlich zu machen. Dies war nun keine leichte Aufgabe, gab es doch in der Schweiz weder eine grosse Tradition der Künste, noch eine bedeutende Anzahl von Künstlerpersönlichkeiten. Als «arm an höheren Werken der bildenden Kunst»² bezeichnet der Kunsthistoriker Johann Rudolf Rahn die Schweizer Kunst. Schuld an diesen misslichen Zuständen waren die politischen und kulturellen Strukturen der Schweiz. Anders als in Frankreich, wo man sich an einer jahrhundertelangen Tradition staatlicher Selbstdarstellung orientieren und inspirieren konnte und wo der republikanischen Ikonographie die Aufgabe der Absetzung von monarchistischer Repräsentation zukam, fehlten in der Schweiz grösstenteils höfische Strukturen und aristokratisches Mäzenatentum, kurz, eine finanzkräftige Auftraggeberschicht. Eine staatliche Kulturpolitik und gezielte Förderung der Künste entstand erst am Ende des 19. Jahrhunderts. In diesen Produktionsbedingungen – den föderalistischen Strukturen der Schweiz, dem Fehlen von urbanen (Kunst-)



3



Zentren, der lange nicht existenten Kulturpolitik und schliesslich der mentalen Verfasstheit der Schweiz, ihrem sparsamen Umgang mit Selbstdarstellung und Repräsentation – sieht Paul Nizon die Faktoren, die die Schweizer Kunst bis heute prägen: «Dieser vielgestaltige Kleinstaat, der aus Selbsthilfemassnahmen zur Föderation gedieh und alle Energien darauf verwandte, durchzukommen und sich durchzulavieren zwischen den Grossmächten, die ihn umgaben; der sich mentalitätsmässig immer noch stärker im ‚Land‘ verwurzelt fühlt als in der ‚Stadt‘ und kulturell eher sparsam auskam: diese unsere heutige Schweizerische Eidgenossenschaft hat sich, einmal etabliert, jede Ambition auf weltgeschichtliche Abenteuer oder Partizipation aus Selbsterhaltungsgründen strikte versagt; sie hat sich ihre diesbezügliche Abstinenz durch die Neutralitätsmaxime garantiert. Gut.»³

1

Robert Dorer, Wilhelm und Walter Tell (2. Hälfte 19. Jh.), Gipsmodell, H. 63,5 cm, Historisches Museum Baden

2

Robert Dorer, Rütlichschwur (2. Hälfte 19. Jh.), Gipsmodell, H. 86 cm, Historisches Museum Baden

3

Robert Dorer, Arnold von Winkelried (2. Hälfte 19. Jh.), Gipsmodell, H. 40,7 cm, Historisches Museum Baden

4

Robert Dorer, General Henri Dufour (2. Hälfte 19. Jh.) Gipsmodell, H. 75 cm, Historisches Museum Baden

Bilderstreit

Die Neutralität, einst politische Lebensversicherung für einen Kleinstaat im noch nicht konsolidierten Machtgefüge der europäischen Nationalstaaten, heute oft denunziert als eigennützig-abkapselnde Strategie der Schweiz in der international vernetzten Welt, ist ein Grundpfeiler der nationalen Selbstdefinition der Schweiz. So ist es kein Zufall, dass diese zum Hauptthema eines der raren Ausstattungsaufträge von nationaler Bedeutung wurde, der Ausmalung der Waffenhalle des Schweizerischen Landesmuseums. Das Landesmuseum war nach einer langen Vorgeschichte mit parlamentarischen Scharmützeln über den Sinn eines «zentralisierenden Institutes»⁴ und nach der schwierigen Klärung des Standortes in Zürich von 1892-1898 erbaut worden. 1896 wurde ein eidgenössischer Wettbewerb zur künstlerischen Ausstattung des Museums ausgeschrieben. Ferdinand Hodler gewann mit seinem Entwurf «Rückzug von Marignano» (s. Abb. S. 48/49) für die Lünettenfelder der Waffenhalle den ersten Preis.⁵ Das Programm für die Ausstattung stammte von Heinrich Angst, dem damaligen Direktor des Schweizerischen Landesmuseums. Auf den ersten Blick mag es befremdlich erscheinen, dass Angst mit «Marignano» die Darstellung einer der verheerendsten Niederlagen der Eidgenossen als Programm für die Ausmalung vorschlug. Zudem ist bekannt, dass der vom französischen König gesponserte, vorzeitige Abzug der Berner, Freiburger, Solothurner und Walliser Truppen einem Verrat an den Bundesgenossen und der Mitschuld an der blutigen Niederlage gleichkam. Diese historischen Tatsachen machen jedoch nicht die eigentliche Bedeutung von Marignano für das schweizerische Selbstverständnis aus: «Was der Schlacht von Marignano aber ihre volle Grösse gibt, ist nicht die militärische Leistung, sondern der Akt der Selbsterkenntnis, der im Rückzug zum Ausdruck kommt ... Marignano hat die seelische Grundlage für die schweizerische Neutralität geschaffen.»⁶ Marignano symbolisierte den machtpolitischen Abgang der Schweiz von der europäischen Bühne und den solidarischen Rückzug in die Neutralität. Das Neutralitätsprinzip als bewaffnete Abgrenzung nach aussen sollte über eine geschichtliche Klitterung und Mythologisierung⁷ in den Fresken der Waffenhalle glorifiziert werden. Die Hodlerschen Entwürfe zum Rückzug von Marignano lösten eine gewaltige Kontroverse aus, den sogenannten Freskenstreit. Dabei ging es nicht um die dubiosen historischen Hintergründe der Schlacht oder um deren fragwürdige symbolische Aufladung. Neben der Debatte um die moderne Historienmalerei war der Hauptgrund für die jahrelang andauernden Auseinandersetzungen – wie Hodlers Freund Louis Duchosal richtig erkannte – die kritische Darstellung des eidgenössischen Helden- und Söldnerwesens: «Die Fresken von Hodler werden an eine unerfreuliche Seite der alten Eidgenossenschaft erinnern, nämlich an das schweizerische Söldnerwesen...»⁸ Angst hatte zwar beabsichtigt, durch

1

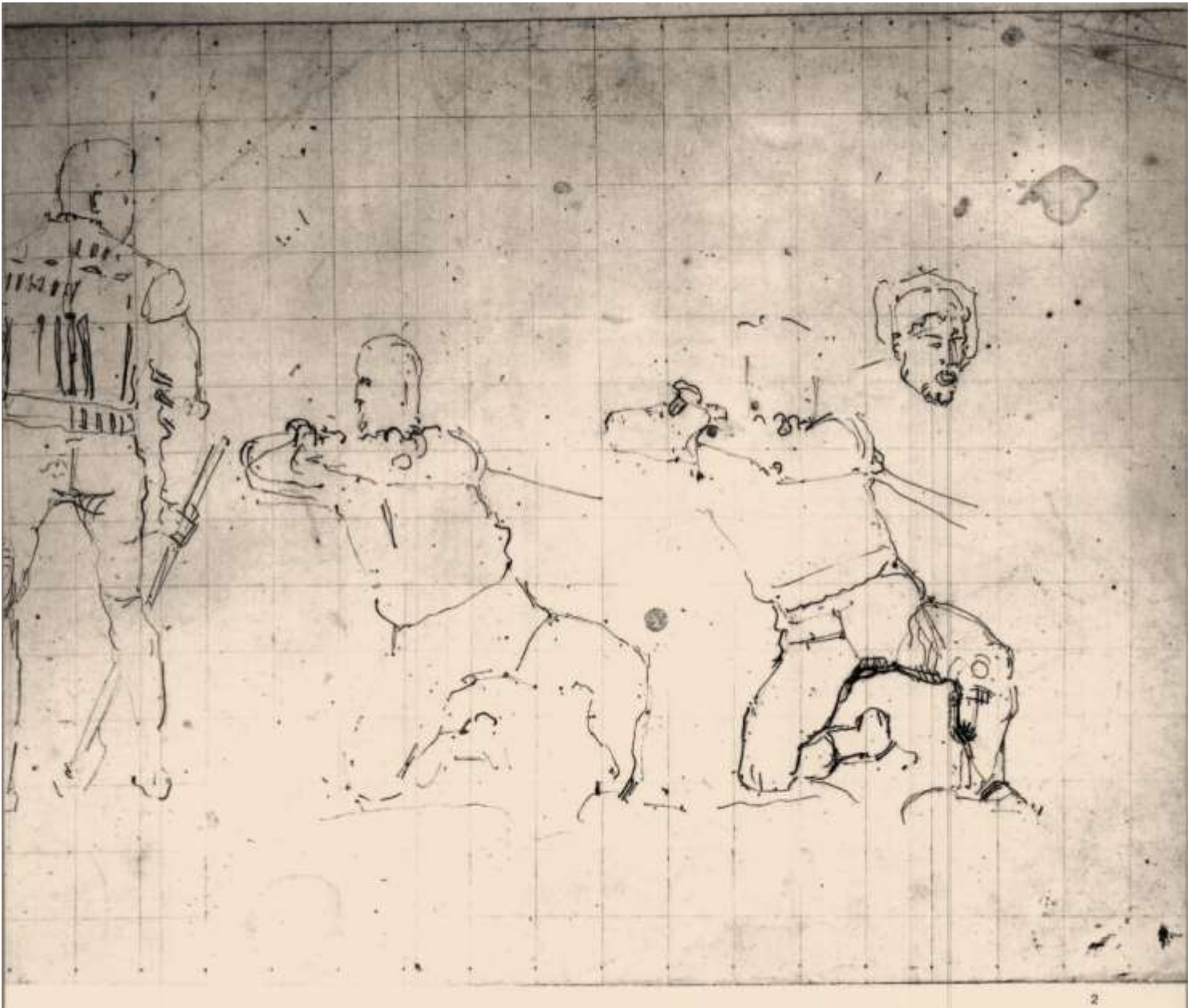
Gustav Gull, Schweizerisches Landesmuseum (1898), Holzmodell, 65 x 175 x 102 cm, Schweizerisches Landesmuseum, Zürich

2

Ferdinand Hodler, Studie zum «Rückzug von Marignano» (1896), Bleistift auf Papier, 29 x 44 cm, Schweizerisches Landesmuseum, Zürich



das Freskenprogramm die «Nemesis»⁹, die über die grössenwahnsinnigen Schweizer kam, darstellen zu lassen, alleine, bei Hodlers Entwurf fehlte ihm die Idealisierung und Heroisierung des «alten Kriegswesens der Schweizer», dem die Waffenhalle des Landesmuseums als nationale Ruhmeshalle gewidmet war. Hatte Hodler die Kostüme und Waffen zu wenig genau gemalt – die historische Korrektheit wurde immer wieder bemängelt –, so war er in einem anderen Punkt umso «realistischer»: Er zeigte weniger den Heldenmut der eidgenössischen Söldner als das Entsetzen des Krieges selber. «Marignano» hätte gleichzeitig ein patriotisches Schlachtenbild

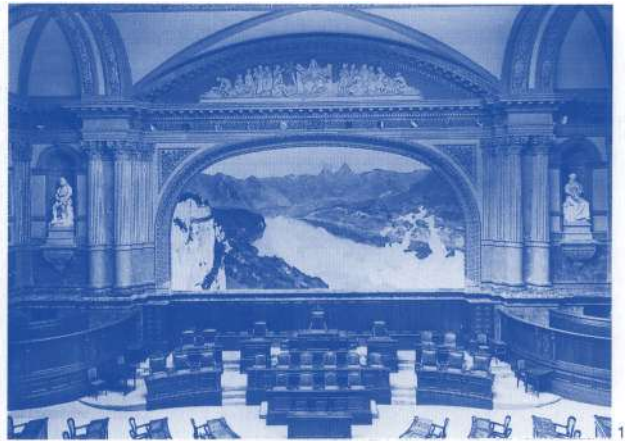


und eine kathartische Allegorie abgeben sollen, denn dem neutralen Staat stand eine rein kriegerische Ikonographie schlecht an. Das Dilemma zwischen Militärpatriotismus und Neutralitätsdenken blieb in «Marignano» unauflösbar; heute noch bilden die beiden Ideologien hochsensible Tabuzonen in den Auseinandersetzungen über eine zeitgemässe, europäische und globale Selbstdefinition der Schweiz. Eine bleibende Folge bescherte jedoch der Streit um die Landesmuseumsfresken der Schweiz: Die junge Nation kam zu ihrem ersten und einzigen Nationalmaler. Kein Geringerer als Charles Ferdinand Ramuz bescheinigte Hodler seine (sogar sprachgrenzenüberschreitende) Wirkung 1918 in einem Nachruf der Zeitschrift ‚Schweizerland‘: «Hodler hat es meiner

Meinung nach als erster geschafft, dass das Wort ‚Schweizerland‘, welches auf dem Titelblatt dieser Zeitschrift steht, im Bereich der Kunst einen Sinn erhalten hat. Hodler als erstem ist es auch zu verdanken, dass dieses ‚wir‘, dessen ich mich hier bediene, überhaupt eine Berechtigung hat.»¹⁰ Nach einer euphorischen Reaktion im Ausland mit wichtigen Aufträgen – und darin ist Hodlers Karriere spezifisch schweizerisch – wurde Hodler in seiner Heimat bald in die Heldenkategorie eingereiht, und der Marignano-Skandal gründlich vergessen. Aus der «flotten Rauferei» wurde eine Inkunabel der Schweizer Kunst, gemalt im nationalen Stil.¹¹

Berge – was sonst

Trotz seines Sieges mit «Marignano» erhielt Ferdinand Hodler in den nächsten zehn Jahren seiner Tätigkeit keinen Ausstattungsauftrag der Eidgenossenschaft; für die monumentalen Wandgemälde des Bundeshauses, des zweiten nationalen Grossprojektes um die Jahrhundertwende, wurde er nicht beigezogen. Fürchtete man erneut einen Skandal, so dass man sich nicht mehr an eine «den Geist erhebende Darstellung der grossen Momente unserer vaterländischen Geschichte»¹² heranwagen wollte? Das panoramahafte Landschaftsbild von Charles Giron, «Die Wiege der Eidgenossenschaft», das als monumentales Repräsentationsbild den Ständeratssaal seit 1902 schmückt, mit Vierwaldstättersee, Rütli, dem Blick gegen Schwyz und den zwei Mythen (Abb. Nr. 1), wurde jedenfalls inhaltlich nicht kritisiert¹³ und steht bis heute als Inbegriff dessen, was nationale Kunst in der Schweiz heisst: Alpenmalerei. Schon in der Entstehungszeit des Gemäldes für den Nationalratssaal konnte man sich dabei auf eine lange Tradition berufen. Philipp Albert Stapfer, Minister der Künste und Wissenschaften während der Helvetik, hatte als Unterrichtsprogramm für eine geplante Akademie der Künste die *Gegenstände der vaterländischen Kunst* empfohlen: «Ferners würde ich rathen, besonders diejenigen Zweige der Kunst zu behandeln, deren Anwendung uns nahe liegt: z.B. die Theorie der Landschaftsmalerey, welche dem Schweizer es einsehen lernt, dass die Erhabne und schöne Natur seines Vaterlandes ihm gleichsam bey jedem Schritte eine reichhaltige Gallerie darbietet, wie keine Schätze des Reichthums sie sammeln kann.»¹⁴ Wenn Stapfer von «Anwendung» spricht, so meinte er wohl weniger die utilitaristische oder kommerzielle Verwertung der Landschaftsmalerei als deren ideellen Wert, obwohl die Kleinmeistermalerei seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu einem wichtigen Schweizer Exportartikel geworden war (Abb. Nr. 2). Der Verkauf an die ausländischen Reisenden, die ersten Touristen auf der Suche nach dem Sublimen in der Schweizer Alpenwelt, war ausschlaggebend für die Prägung der Berge als nationaler Landschaft. Übertrieben wäre es jedoch, die Entdeckung der Alpen nur als eine ausländische Erfindung zu bezeichnen – Albrecht von Haller hatte schon 1729 sein Poem «Die Alpen» veröffentlicht –, die breite Rezeption der ästhetisierten und ideologisierten Schweizer Landschaft erfolgte aber über das Ausland.¹⁵ So geht die Kleinmeistermalerei übergangslos in die Werbeprospekte der Tourismusindustrie über. Neben ihrem Souvenircharakter behauptete sich die Alpenmalerei im 19. Jahrhundert vor allem über die Genfer Schule mit François Diday und Alexandre Calame (Abb. Nr. 3) als Kunstgattung, der man das Attribut «schweizerisch» verlieh. Diese Tradition der Landschaftsmalerei mit dem Motiv der Berge eignete sich vorzüglich für die Konstruktion einer nationalen Schweizer Kunst, mangelte es doch der Schweizer





4



5



1

Der Nationalratssaal im Berner Bundeshaus mit Charles Girons Wandbild «Die Wiege der Eidgenossenschaft» (1902)

2

Caspar Wolf, Alp in Felsental (um 1775), Öl auf Leinwand, 41,2 x 55 cm, Schweizerisches Landesmuseum, Zürich

3

Alexandre Calame, La vallée de Zermatt/Paysage Suisse (1854), Öl auf Leinwand, 75,1 x 90 cm, Musée d'art et d'histoire, Genf

4

Giovanni Segantini, Die Strafe der Wollüstigen (1896/97), Öl und schwarze Kreide auf Karton, 40 x 74 cm, Kunsthau Zürich

5

Ferdinand Hodler, Der Mönch mit Wolken (1911), Öl auf Leinwand, 64,5 x 91,5 cm, Privatbesitz Familie Schmidheiny

6

Alberto Giacometti, Paysage de Maloja (1953), Öl auf Leinwand, 45 x 54 cm, Kollektion Gustav Zumsteg

7

Martin Schwarz/A. Soraperra, Magisches Matterhorn (19??/1982), Acryl und Öl auf Malkarton, 50 x 40 cm, Privatbesitz, Winterthur

8

Jörg Müller, Aktualisierte Fassung von Charles Girons «Wiege der Eidgenossenschaft» (1991), gouachierte Fotomontage, 30,5 x 53,5 cm, Schweizerisches Landesmuseum, Zürich

9

Peter Fischli/David Weiss, In den Bergen (1979), Fotografie, 68,5 x 98,5 cm, Leihgabe Banca del Gottardo, Lugano



Malerei auf allen anderen Ebenen an Einheitlichkeit. Sogar Ferdinand Hodler als Gründer der nationalen Schule in der Schweizer Kunst bezieht nach Hermann Ganz sein Genie aus dem Geist der Alpen: «Es ist die herrliche Natur selbst, die Seele der Landschaft, und ihr Himmelssturz: die Alpen.»¹⁶

Der Alpenmythos war als präromantische Utopie in die Schweiz importiert worden. Die Alpen als zeitgenössische Residenz des «edlen Wilden» im Sinne von Jean-Jacques Rousseaus kulturpessimistischer Philosophie wurden zum Ursprung und Hort der Freiheit idealisiert. Der Mythos war in der Schweiz schnell assimiliert, einerseits seiner Verwertbarkeit in der Tourismusindustrie wegen, andererseits, weil er sich dank seiner Vagheit und Ahistorizität anbot, über alle kulturellen und politischen Differenzen hinweg integrierend zu wirken. Die politische Effizienz dieser Alpenmythologie bis ins 20. Jahrhundert ist bekannt: Im Zweiten Weltkrieg sollte sie dazu dienen, einem grossen Teil der Schweizer Bevölkerung plausibel zu machen, dass nicht die von ihnen bewohnten Landesteile, sondern die Alpen in der Form des Réduit verteidigt werden sollten, war doch der «heilige Berg der Mitte» Ursprung und Inkarnation des schweizerischen Staatsgedankens.¹⁷

Bis zum Zweiten Weltkrieg bleiben die Alpen ein Parathema für die wichtigen, mit der Schweiz verbundenen Maler. Giovanni Segantinis symbolistische Gemälde (Abb. Nr. 4, S. 39) und Ferdinand Hodlers stilisierte Bergdarstellungen (Abb. Nr. 5, S. 39) gehören zu den Höhepunkten der Gattung. Nach 1945 verliert die Berglandschaft ihren nationalistischen Charakter, bei Alberto Giacometti (Abb. Nr. 6, S. 39) etwa ist es sicherlich der biographische Bezug, der seine seltenen Alpenlandschaften entstehen lässt. In der zeitgenössischen Malerei prägen häufig Verfremdung und Ironie den Umgang mit den ideologisch belasteten Steinmassen. Dieter Roths Siebdrucke, Martin Schwarz' Übermalung eines Dilettantenbildes (Abb. Nr. 7), der Kissenwitz von Fischli und Weiss (Abb. Nr. 9) und der 1.-April-Scherz Jörg Müllers (Abb. Nr. 8) sind zugleich Absage und Hommage an die Tradition.

«Armselige» Denkmäler

Gegen die symbolische Allmacht der Berge war schwer anzukommen. Gottfried Kellers grüner Heinrich äusserte sich zwar kritisch zu den national kodierten Themen und Bildern;¹⁸ dennoch tritt auch bei ihm der Alpenmythos gleichsam epiphanisch auf: «So kann man wohl sagen, nicht die Nationalität gibt uns Ideen, sondern eine unsichtbare, in diesen Bergen schwebende Idee hat sich diese eigentümliche Nationalität zu ihrer Verkörperung geschaffen.»¹⁹ Früh schon wurden die Alpen zum schweizerischen Nationaldenkmal par excellence, gegen das andere Denkmäler keine Chance hatten. So bekam etwa das Rütliendenkmal des Franzosen Guillaume-Tho-



8



9

1

Statue of Liberty, New York, 1952
(Foto: Margaret Bourke-White, Time Warner Inc.)

2

Fobert Dorer, Nationaldenkmal (Monument
de la République), (2. Hälfte 19. Jh.),
Bronzemedell, H. 25,5 cm,
Historisches Museum Baden



1

mas de Raynal die Konkurrenz der mächtigen Berge der Ur-schweiz zu spüren, wenn sich Johann Wolfgang von Goethe in einem Brief an Lavater gegen das Projekt ausspricht: «Der dreissig Fuss hohe Obelisk wird sich armselig zwischen der ungeheuren Natur ausnehmen. Was sich der Mensch mit seiner Nadelspitze von Marmor einbildet. Ich hoffe, es soll nicht zustande kommen ...»²⁰ Das Freiheitsdenkmal wurde 1783 am Meggenhorn dennoch realisiert, wenige Jahre später jedoch prompt von der Innerschweizer Natur liquidiert: es wurde vom Blitz zerschmettert. Im 19. Jahrhundert kamen weder Ferdinand Schlöths Winkelrieddenkmal noch Richard Kisslings Teildenkmal über ihren «partikularen Nationaldenkmal-

charakter»²¹ hinaus. Obwohl Robert Dorers «Monument de la République» (Abb. Nr. 2) 1869 in Genf durch General Dufour persönlich eingeweiht wurde, brachte es auch dieses Mahnmal mit Mutter Helvetia und Tochter Genf nicht zu einer gesamteidgenössischen Bedeutung. Vergleicht man die idyllische, etwas altmodisch wirkende Frauengruppe mit der deutschen Bavaria oder mit der amerikanischen Freiheitsstatue (Abb. Nr. 1), so begreift man, dass es die Schweizerinnen schwer hatten, sich nur schon von ihrer Grösse her mit den ausländischen Monumentalfrauen zu messen.

Gebaute Utopien

Nicht nur die skulpturalen, sondern auch die architektonischen Denkmäler hatten sich gegenüber der Natur zu behaupten. Johann Melchior Ziegler, der geistige Vater des von Johann Georg Müller projektierten Nationaldenkmals (Abb. Nr. 1, S. 44), sah das Monument auf einer Wiese in den Vor-alpen stehen, als Portal gleichsam zu der «Citadelle der Alpen».²² Die Idee für ein Schweizer Nationaldenkmal war importiert worden: Vorbilder waren das französische Panthéon und vor allem die Walhalla bei Regensburg, die kurz vor dem schweizerischen Denkmalswettbewerb im Auftrag des baye-rischen Königs Ludwig I. fertiggestellt worden war. Der Mül-lersche Denkmaldom wurde genausowenig realisiert wie Richard Kisslings Nationaldenkmalprojekt für Schwyz. Hier wurde die Ablehnung des Monumentes nicht zuletzt damit begründet, «dass die Landschaft der Innerschweiz die nationa-len Ideen weit besser verkörpere als jedes menschliche Werk ... Für die Gründung der Eidgenossenschaft sei der Berges-kranz des Urnersees ... das wahre Denkmal».²³

Auch das Berner Bundeshaus konnte auf sein Pendant – die ferne Präsenz der Alpenkette – nicht verzichten. In der Form von Giron's Gemälde wurden diese sogar ins Intérieur des Na-tionalratsssaales hineinprojiziert. Der einzig realisierte Bau auf Schweizer Boden, der im weiteren Sinne der Nationaldenk-malidee entsprach, blieb der Nutzbau des Parlamentsgebäu-des, das Bundeshaus (Abb. Nr. 5, S. 45). Kein Zufall ist es, dass in der Schweiz ein Zweckgebäude und nicht ein reines Architekturdenkmal zum nationalen Monument stilisiert wur-de. Die übrigen Projekte scheiterten als Utopien am mangelen Selbstdarstellungstrieb einer Nation, die lange zu sich selber ein ambivalentes Verhältnis behielt, oder, wie das Lan-desmuseum, an den föderalistischen Strukturen der Schweiz.²⁴

Die architektonische Selbstdarstellung des schweizerischen Bundesstaates beschränkte sich nicht auf Nationaldenkmal-projekte; die Bauten der nationalen Ausstellungen spielten eine ebenso wichtige Rolle. Der moderne Bundesstaat legiti-mierte sich einerseits über eine geschichtliche (Mythen-)Kon-struktion, auf der anderen Seite stellte sich die moderne Schweiz als industrialisierter Kleinstaat dar. Diese Funktion übernahmen die temporären Landesausstellungen. In Gott-fried Kellers Festgesang zur Eröffnung der schweizerischen Landesausstellung 1883 in Zürich kommt zum Ausdruck, dass hier eine zeitgemässe, der neuen Epoche von Technik und Industrie entsprechende Nation geformt werden sollte:

*«Wir liebten es mit starker Faust zu streiten,
In unserm Adern glomm heroisch Feuer,
Wie wacker wir das eigne Land befreiten,
Berichtet manch zerbröckelnd Burggemäuer,
Im Reislaf über unsre Mark zu schreiten,*

*Verlockte Kraftgefühl und Abenteuer –
Da siehe, wurden mit der Zeitenwende
Aus harten Fäusten kluge, rüst'ge Hände.
Und wieder stehen wir im Harst gereiht,
Noch flattern über uns die alten Fahnen,
Und wieder stehn zusammen wir im Streit,
Mit andern Waffen und auf andern Bahnen.
Fest stehn die Kinder einer neuen Zeit,
Wir auf den tapfern Gräbern unserer Ahnen:
Die Schweizer stehn zusammen oder liegen,
Ein einig Volk im Fallen oder Siegen.»²⁵*

Dass die moderne Ikonographie in enger Anlehnung an die geschichtliche formiert wurde, kommt deutlich aus diesen zwei Strophen des Gedichtes heraus: von den alteidgenössischen Reisläufern zu den Eisenbahnarbeitern im Gotthard-tunnel ist es nur ein Katzensprung. Auf der kulturellen Hinter-lagerung der Geschichte baute der moderne Staat auf; an der Ausstellung von 1883 ergänzte eine Abteilung mit histori-schem Kulturgut die Darbietung der industriellen und techni-schen Produktion des Landes.²⁶ Die Landesausstellungen entwickelten sich über ihre Funktion als Leistungsschauen hinaus zum effizienten Massenmedium der Vermittlung natio-naler Identität. Die Liaison zwischen Moderne und Geschichte blieb für diese Veranstaltungen konstitutiv: Paradebeispiel ist das «Dörfli-Wesen» (Abb. Nr. 2, S. 44), das sowohl in Genf 1896, in Bern 1914 und in Zürich 1939 die Welt des Alpen- und Bauernstaates Schweiz den modernen industriellen Er-zeugnissen entgegenhielt und die entfremdende Technik mit dem Schmelz archaisierender Nostalgie polsterte. An der Zür-cher Landi von 1939 erhielt die aus dem 19. Jahrhundert stammende nationale Ikonographie über ihren kompensatori-schen Aspekt hinaus eine aktuelle politische Funktion: Unter der Flagge der Geistigen Landesverteidigung wurde im Hö-henweg noch einmal das traditionelle Geschichtsbewusstsein in allen Stereotypen und überlieferten Klischees zelebriert, daneben aber die modernsten Errungenschaften von Wissen-schaft und Technik gefeiert. Besonders deutlich zeigt sich dies in der Architektur: Holz als spezifisch schweizerisches Baumaterial war angesagt, die Ausstellungsbauten selber ge-hören jedoch im Gegensatz zum Dörfli-Stil der modernen oder gar avantgardistischen Architektur an (Abb. Nr. 3, S. 44). Nach dieser gelungenen Synthese – die integrierende Wir-kung der Landi 39 ist unbestritten, die Propagierung typisch schweizerischer Leitbilder auf den verschiedensten Ebenen unzweifelhaft gelungen – wurde die nationalistische Ikonogra-phy im Rahmen einer immer vernetzteren Welt zunehmend fragwürdig. Die Expo 64 in Lausanne, die bis heute letzte Lan-desausstellung der Schweiz, gab sich betont weltoffen und in-ternational: Die Plakate von Hans Falk warben in modern an-mutender Art um die europäische Integration und um eine so-lidarische Haltung gegenüber der Welt. Gerade diese Abwen-

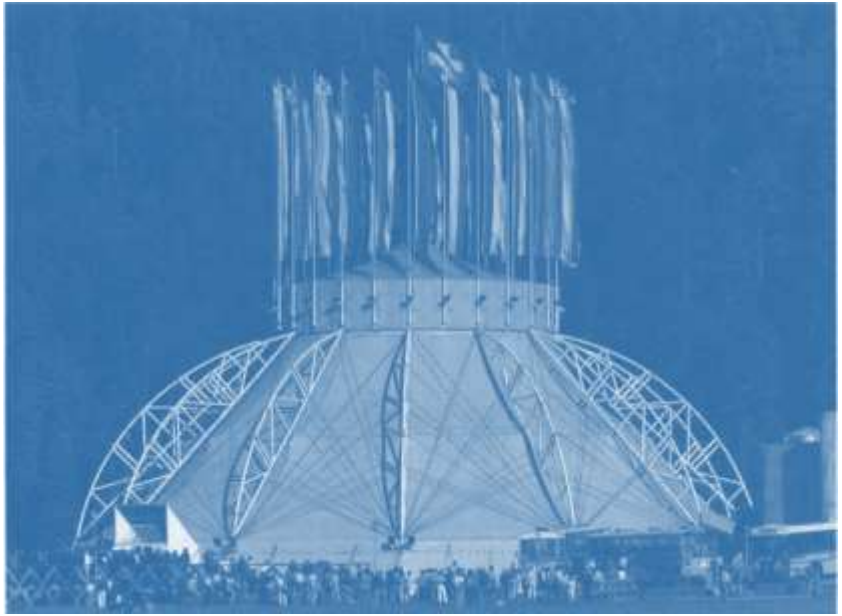
dung vom Nationalen und die Orientierung nach aussen mögen neben dem fehlenden Bedrohungsszenario mit ein Grund dafür gewesen sein, dass die Expo nicht mehr an den Publikumserfolg der Zürcher Landesausstellung anzuschliessen vermochte. In der Folge blitzte in den achziger Jahren die geplante CH 91 bei den Stimmbürgern ab. Auch der mythische 700. Geburtstag der Schweiz war den Innerschweizern nicht Grund genug, für eine Landesausstellung zu votieren. Die aktuellen Beispiele für national inspirierte Ausstellungsarchitektur gehören einem neuen Kapitel der schweizerischen Selbstdarstellung an und zeigen die problematische Stellung der nationalen Ikonographie. Mario Bottas mobiler Festbau für die Jubiläumsfeierlichkeiten von 1991 war ein nomadisierendes Zelt (Abb. Nr. 4, S. 44); Vincent Mangeat projektierte für die Weltausstellung von 1992 in Sevilla einen ständig schmelzenden Eisturm und den schliesslich realisierten, leicht brennbaren Papierturm (Abb. Nr. 6, S. 45). Nicht mehr das Chälet aus Massivholz, sondern prekäre Bauten, die Flüchtigkeit und Fragilität evozieren, symbolisieren das «Haus der Schweiz». So schliesst sich der Reigen der architektonischen Selbstdarstellung der Schweiz: Im 19. Jahrhundert kennzeichnet ein Schwanken zwischen Utopie und Pragmatismus die nationale Architektur. Dem hybriden Traum Zieglers von einem Tempel der Nation steht die realisierte Nationaldenkmalidee im gebauten Monument (Bundeshaus) gegenüber. Im 20. Jahrhundert lässt sich eine Entwicklung ausmachen, die über die ephemeren Ausstellungsbauten der Landesausstellungen bis zum Nomadentum des Botta-Zeltes und der temporär realisierten Utopie des Eispalastes unter südlicher Sonne führt. Hier lässt sich eine zunehmende Mobilität der nationalen Architektur und eine Entmaterialisierung der symbolischen Bauten ausmachen.

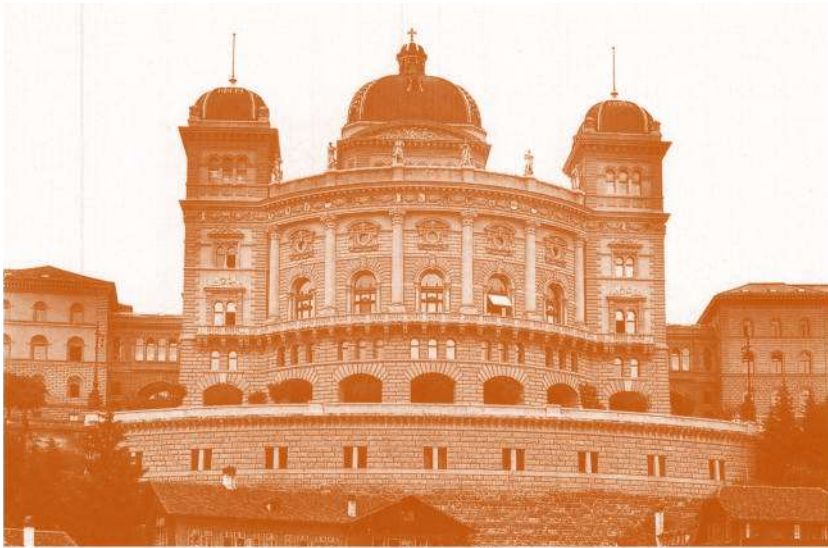
Festzuhalten bleibt die Differenz zwischen den traditionellen Bildern, Zeichen und Symbolen der Schweiz, die hier unter dem Begriff «nationale Ikonographie» präsentiert wurden, und den «Bildern», die die Schweizer Zeitgeschichte seit 1945 in der Ausstellung «Sonderfall?» sichtbar machen. Diese Bilder – Gemälde, Fotografien, Video, Film – und Objekte aus Kunst und Alltag zeichnen ein Bild der Schweiz, das sich seiner Vielfältigkeit und Diversität wegen weder in einen Begriff («Sonderfall») noch in ein festes, national kodierte Bildrepertoire einfügen lässt. Medien und Vermittlung haben sich dank moderner Technologie und Internationalisierung vollständig verändert. Die Figuren und Symbole der traditionellen Ikonographie werden zur beliebig verfügbaren Bild-Anekdote für Werbung, Design oder Politik – neben vielen andern Zeichensystemen. Die Massenkultur macht keinen Halt vor nationalen Grenzen: Kino, Fernsehen und die Musikkultur von der sogenannten Volksmusik bis zum Rock sind durchaus internatio-

nale Phänomene. Nationale Gefühle werden heute effizienter durch Sportanlässe als durch staatlich verordnete Jubiläen mobilisiert. Während der Nationalismus in den neu entstehenden Staaten im Osten von Europa ein bedenkliches Revival feiert, zeichnet sich im Westen die Vision einer Weltkultur der Zeichen und Symbole ab. Zur Eröffnung des französischen Disneyland titelte die Schweizer Boulevardpresse euphorisch: «Mickey Mouse ist jetzt ein Europäer!»²⁷

Anmerkungen

- 1** Seippel, Paul (Hg.): Die Schweiz im neunzehnten Jahrhundert. Bern, Lausanne 1900, Bd. 3: 549.
- 2** Rahn, Rudolf: Geschichte der Bildenden Künste in der Schweiz. Zürich 1876: V.
- 3** Nizon, Paul: Diskurs in der Enge. Frankfurt a.M. 1990: 147. Vgl. dazu auch: Ders. und Laurent Wolf: Paris Gare de Lyon – Bern – La Chaux-de-Fonds. Ein Briefwechsel. In: Vollenweider, Alice (Hg.): Die Schweiz von aussen gesehen. Zürich 1991: 140.
- 4** Dürrer, Robert: Heinrich Angst. Erster Direktor des Landesmuseums. Britischer Generalkonsul. Glarus 1948: 123.
- 5** Vgl.: Wüthrich, Lucas: Wandgemälde. Von Mustair bis Hodler. Zürich 1980: 171-178.
- 6** Wolfgang von Wartburg: Geschichte der Schweiz. München 1951: 86-87. Zit. in: Ferdinand Hodler. Berlin, Paris, Zürich 1983: 262.
- 7** Marignano bedeutete nicht wirklich Neutralität: schon 1516 durfte Maximilian I. neue Söldner anwerben, und 1521 ging die Eidgenossenschaft ein neues Bündnis mit Frankreich ein.
- 8** Duchosal, Louis: Journal de Genève, 1.5.1899. Zit. in: Bruscheiler, Jura: Hodler. Fondation Pierre Gianadda, Martigny 1991: 200.
- 9** Die Wandmalereien in der Waffenhalle des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich. Dokumentierter Spezialbericht der Museums-Direktion an die Eidgen. Landesmuseums-Kommission. Zürich 1900: 9.
- 10** Bruscheiler 1991: 234f. (s. Anm. 8).
- 11** Vgl.: Tavel, Hans-Christoph von: Nationale Bildthemen. Disentis 1992: 134.
- 12** Wandmalereien: 22 (s. Anm. 9).
- 13** Vgl. Stückelberger, Johannes: Charles Girons «Wiege der Eidgenossenschaft» im Bundeshaus in Bern. Ein Landschaftsbild zwischen Patriotismus, Tourismus und Panorama. In: Zeitschrift für Archäologie und Kunstgeschichte. Nr. 42, 1985: 325-330.
- 14** Keller, Hans Gustav: Minister Stapfer und die Künstlergesellschaft in Bern. Thun 1945: 11.
- 15** Zu nennen wären hier neben Verfassern von Reiseführern wie Johann Gottfried Ebel die Philosophen und Schriftsteller Edmund Burke, Immanuel Kant, Jean-Jacques Rousseau, Friedrich Schiller, Mary Wollstonecraft, Lord Byron, John Ruskin und Friedrich Nietzsche.





5

1

Johann Georg Müller, Idee für ein Schweizerisches Nationalmonument (1845/46), Modell von Urs Huber, 43 x 104 x 103 cm, Schweizerisches Landesmuseum, Zürich

2

«Dörfli»-Post an der Landli 1939 in Zürich

3

Moderne Architektur an der Landli 1939 (Foto: Lothar Jeck)

4

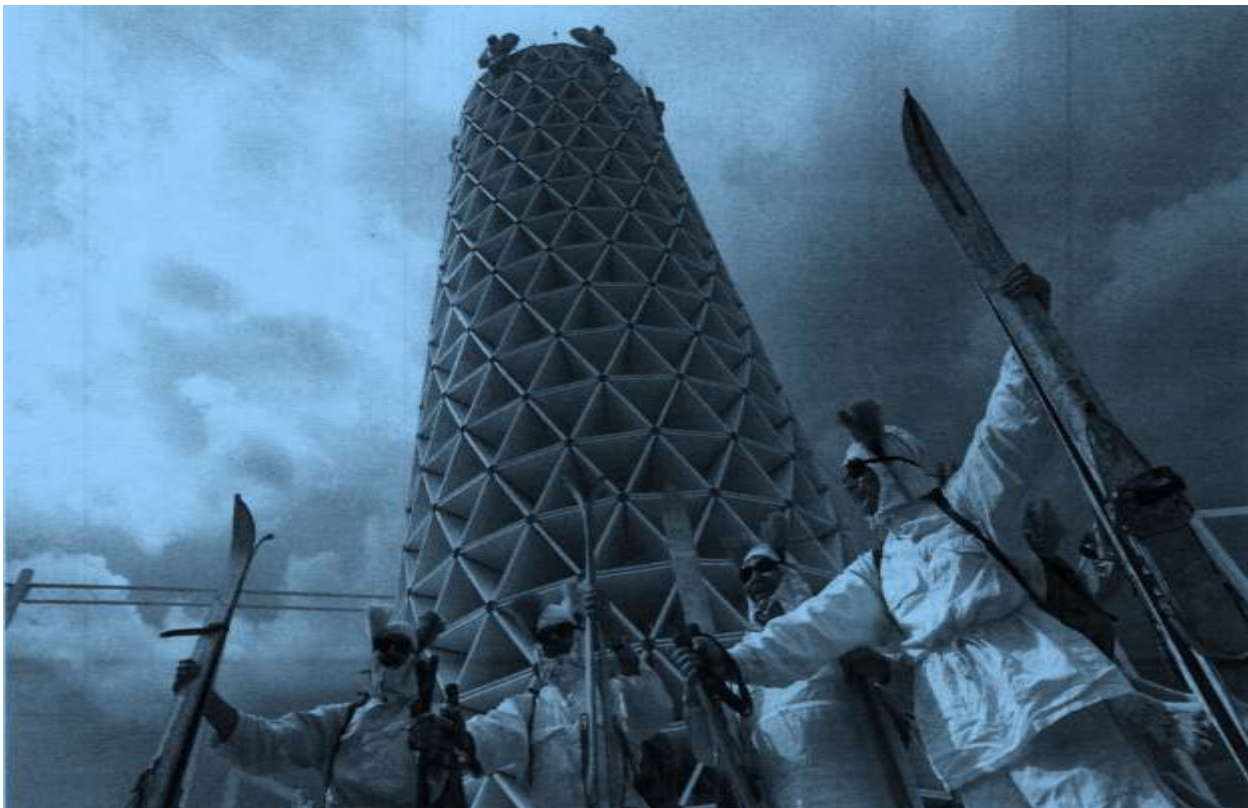
Das Festzelt für die 700-Jahr-Feier der Schweizerischen Eidgenossenschaft von Mario Botta (Foto: Alo Zanetta)

5

Schweizerisches Bundeshaus in Bern (Foto: Eidg. Archiv für Denkmalpflege/ Sammlung Wehri)

6

Vincent Mangeat: «Papierturm» für die Weltausstellung 1992 in Sevilla (Foto: Niklaus Spoerri)



6

16

Ganz, Hermann: Zur Entstehung der nationalen Schule in der Schweizer Kunst. In: Die Schweiz. 25. Bd. 1921: 35-43, hier: 38.

17

Etter, Philipp: Geistige Landesverteidigung. Vortrag gehalten in Bern in der Versammlung des Vaterländischen Verbandes des Kts. Bern am 29. Januar 1937. Sonderabdruck aus der Monatschrift des Schweiz. Studentenvereins: 5.

18

Keller, Gottfried: Der grüne Heinrich. München 1988: 43.

19

Ebd.: 42.

20

Brief vom 7. Mai 1781. Zit. in: Kreis, Georg: Der Teil und das Ganze – zum partikularen Charakter schweizerischer Nationaldenkmäler. In: Unsere Kunstdenkmäler. Nr. 1, 1984: 21.

21

Ebd.

22

Ziegler, Johann Melchior: Über monumentale und nationale Kunst und über die Idee eines Schweizerischen Nationalmonumentes. In: Mitteilungen der Allgemeinen Schweizerischen Künstlergesellschaft. Basel 1844: 57-81, hier 69.

23

Der Bund, 31. Januar 1912. Zit. in: Bucher, Werner: Zum Projekt eines Nationaldenkmals in Schwyz 1905-1918. Lizentiatsarbeit. Basel 1977: 97.

24

Als Beispiel sei hier der Vorschlag zur Namensänderung des geplanten Museums durch die vom Departement des Innern beauftragte Altertümerkommission zitiert: «Die Kommission schlug dem Bundesrate zudem vor, den bis dahin allgemein gebrauchten Ausdruck Nationalmuseum» durch ‚Landesmuseum‘ zu ersetzen, weil wir Schweizer streng genommen keine Nation seien.» In: Dürrer 1948:119f. (s. Anm. 4). **25**

Ausstellungszeitung Nr. 11/12, 1. Mai 1883. Zit. in: Büchler, Hermann: Drei schweizerische Landesausstellungen: Zürich 1883, Genf 1896, Bern 1914. Diss. Zürich 1970: 48.

26

Die historische Kunstabteilung der Ausstellung von 1883 machte die nationale Funktion der historischen Kulturgüter in der Öffentlichkeit bekannt; die Gründung des Schweizerischen Landesmuseums steht in engem Zusammenhang mit dieser ersten, grösseren Landesausstellung.

27

Blick, 13.4.1992.

Geschichte, Gegenwart und Perspektiven der schweizerischen Neutralität

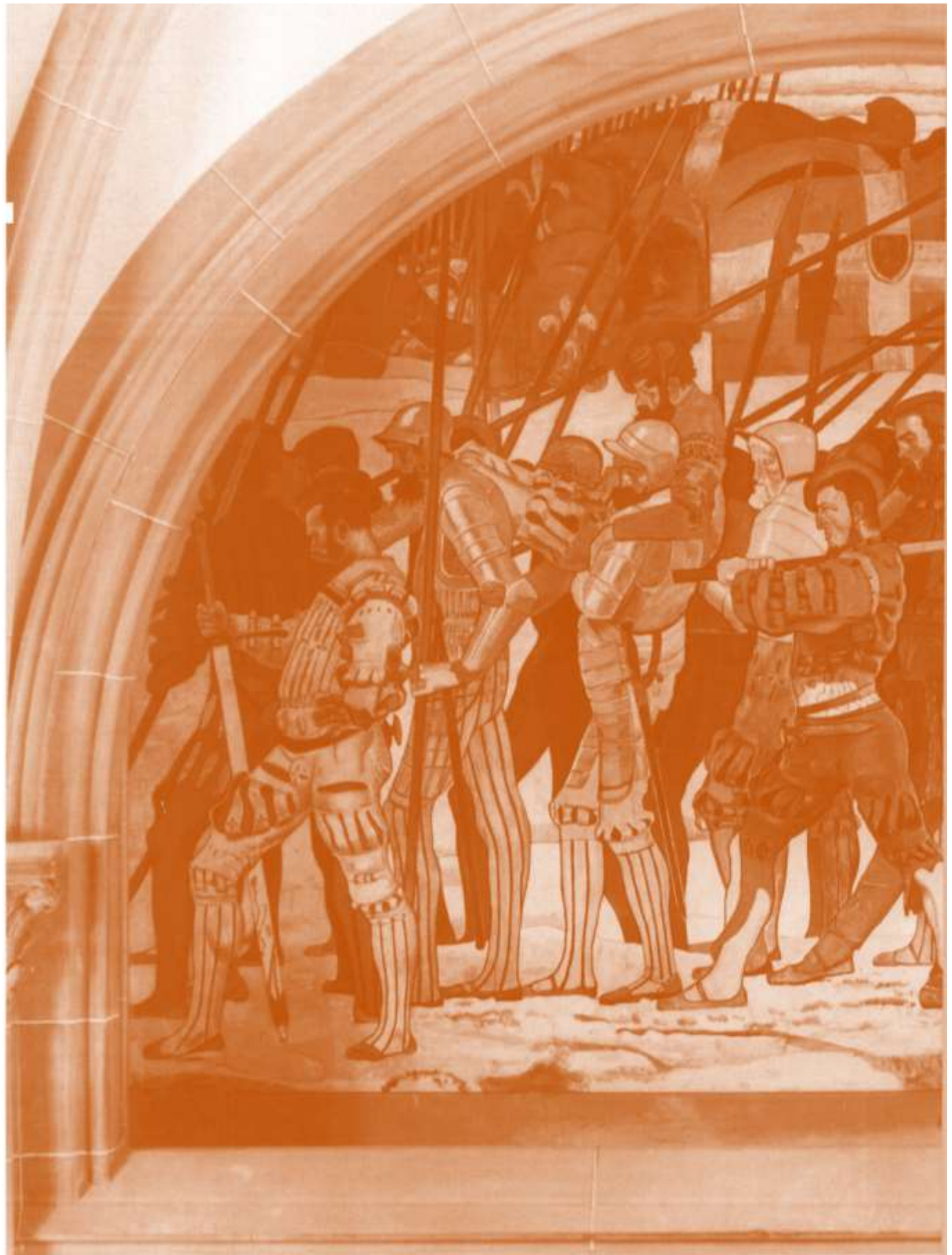
Auf der politischen Schaubühne wird sich in den nächsten Monaten und Jahren ein ähnlich erbitterter Kampf abspielen, wie er sich vor knapp hundert Jahren als bislang heftigster Kunststreit der Schweiz in dieser würdigen Halle des Landesmuseums zugetragen hat. Nachdem der Maler Ferdinand Hodler 1896 einen Wettbewerb zur künstlerischen Ausschmückung der Waffenhalle des neu erbauten Landesmuseums gewonnen hatte, bedürfte es langwieriger Auseinandersetzungen und mehrmaliger Überarbeitungen, ja sogar des bundesrätlichen Machtwortes, bis der Künstler entgegen dem Willen der Museumskommission und des Stadtrates sowie der Zürcher Bevölkerung nach beinahe dreijährigem Seilziehen die Fresken «Rückzug aus Marignano» im Winter 1899/1900 ausführen konnte.

Die Ironie der Geschichte will es, dass das bevorstehende politische Ringen just seinen Ursprung in Hodlers Darstellung des Beginns eidgenössischer Selbstbeschränkung und des Rückzugs in die Neutralität im Jahre 1515 findet: Es geht um die schicksalsschwere Frage nach dem Selbstverständnis der Schweiz – «Sonderfall?» – und deren künftiger Stellung im heutigen Europa – «zwischen Réduit und Europäischer Gemeinschaft (EG)». Ohne die Frage «EG-Beitritt oder Alleingang» auf das Neutralitätsproblem reduzieren zu wollen,¹ lässt sich doch erahnen, dass die Neutralität als eine im Volk tief verankerte Erfolgsmaxime unserer Geschichte sicher zu den am häufigsten verwendeten Schlagwörtern der bevorstehenden europapolitischen Auseinandersetzungen zählen wird.

Neutralität auf dem Prüfstand

Um der Neutralität, welche jedem Schweizer zwar emotional vertraut ist und doch irgendwie rational unfassbar bleibt, etwas näher auf die Spur zu kommen, drängt es sich auf, deren begriffliche und geschichtliche Einbettung zu untersuchen.²

Wir wissen, dass der Wille nach Unabhängigkeit und Selbstbestimmung der Motor und die grosse Konstante der eidgenössischen Geschichte seit nunmehr 700 Jahren ist. Dies hat seinen Niederschlag in unserer Bundesverfassung gefunden, in welcher Artikel 2 die «Behauptung der Unabhängigkeit des Vaterlandes gegen aussen» als ersten Zweck der Eidgenossenschaft nennt. Uns ist ebenfalls aus dem Geschichtsunterricht vertraut, dass auch die schweizerische Neutralität auf eine mehrhundertjährige Tradition zurückblicken kann. Was





Ferdinand Hodler, Rückzug von Marignano
(1899/1900), Fresko und Tempera,
332,5 x 490 cm, Waffenhalle des Schweiz.
Landesmuseums, Zürich

Ferdinand Hodler, *Der sterbende Bannerträger* (1900), Fresko und Tempera, 210 x 194,5 cm, linkes Seitenfeld des «Rückzugs von Marignano», Waffenhalle des Schweiz. Landesmuseums, Zürich



viele von uns aber nicht wissen, ist der Umstand, dass die Entwicklung der Neutralität bei Weitem nicht mit derselben Geradlinigkeit und Konstanz verlaufen ist wie das Streben nach staatlicher Unabhängigkeit. Immer wieder musste sich die Neutralität nämlich der Frage stellen, ob sie ihre ursprüngliche Aufgabe, die Unabhängigkeit und Unversehrtheit der kleinen Alpenrepublik durch kluges Heraushalten aus den Kriegen der machthungrigen Nachbarn zu gewährleisten, noch optimal zu erfüllen vermöge. In dieser Infragestellung offenbart sich ihr Wesen: die Neutralität ist nicht Selbstzweck, sondern sie dient als Mittel zum Zweck. So erstaunt es auch nicht, dass die Neutralitätsmaxime keinen Eingang im Zweckartikel der Bundesverfassung von 1848/74 gefunden hat. Der Grund für den bewussten Verzicht liegt darin, dass die Tagssatzung einen Antrag auf Aufnahme in den Zweckartikel mit der Begründung abgelehnt hatte, die «Neutralität sei ein Mittel zum Zwecke; sie sei eine dermalen angemessen erscheinende politische Massregel, um die Unabhängigkeit der Schweiz zu sichern». Man könne nicht wissen, ob die Neutralität «einmal im Interesse der eigenen Selbständigkeit verlassen werden müsse».³

In der Zeit vom Zweiten Weltkrieg bis Ende der achtziger Jahre sind solche, den Stellenwert der Neutralität hinterfragende Stimmen allerdings weitgehend verstummt. Zu nachhaltig hat die Neutralität gerade in diesem blutigsten aller Jahrhunderte ihre Wohltaten offenbart und ist dadurch zum Teil der schweizerischen Identität geworden. Zu denken ist etwa an das Verschontbleiben in den zwei Weltkriegen, an den wohlstandsbegründenden Wirtschaftsaufschwung mit weitgehend ungehindertem Zugang zu allen Absatzmärkten, aber auch an die Wertschätzung, welche helvetischer Stabilität und Ungebundenheit weltweit entgegengebracht wird. Mit guten Gründen kann behauptet werden, dass – gemessen an den in sie gesetzten Zielen – die Schweiz während den vergangenen 175 Jahren wohl die erfolgreichste Aussenpolitik in Europa betrieben hat.

Erst die in den letzten drei Jahren aufgekommene kritische Selbsthinterfragung des schweizerischen Sonderfallverständnisses, welche durch die ausgesprochen neutralitätsrelevante Abstimmung über die Armeeabschaffungsinitiative im Herbst 1989 akzentuiert wurde, dann das Dilemma um ein sowohl dem Neutralitätsrecht als auch dem Grundsatz der Solidarität Rechnung tragendes angemessenes Verhalten im Golfkrieg 1990/91, ganz besonders aber das aktuelle Ringen in der Frage nach unserer zukünftigen Stellung in Europa haben den instrumentellen, zeitgebundenen Charakter der Neutralität wieder klarer hervortreten lassen. Nach längerer Schonzeit ist so unsere dauernde Neutralität wieder zum kontrovers diskutierten Thema geworden, wie das letztmals

Ferdinand Hodler, *Der kniende Schwertkämpfer* (1900), Fresko und Tempera, 205,5 x 194 cm, rechtes Seitenfeld des «Rückzugs von Marignano», Waffenhalle des Schweiz. Landesmuseums, Zürich

zur Zeit des Völkerbundes in den zwanziger Jahren der Fall war, als sich die Schweiz, befangen durch den Idealismus der Nachkriegszeit, zum damals noch erfolglosen Experiment einer «differentiellen Neutralität» bereitfand.⁴

Neutralität im schweizerischen Selbstverständnis

Gemäss dem Historiker Jean Rodolphe von Salis ist die Neutralität, neben dem Föderalismus und der Landesverteidigung, einer der drei Pfeiler, auf denen die Idee der Schweiz bisher geruht hat. In der Tat: die Schweizergeschichte, das Werden und Bestehen der politischen Willensnation Schweiz mit ihrer ausgeklügelten Machtaufteilung, wie auch der Auf- und Ausbau unserer direkten Demokratie wären ohne ausserpolitische Neutralität nie in dieser Form und Ausprägung möglich gewesen. Es kann sogar behauptet werden, dass auch die beiden anderen Säulen unseres Staatswesens in ihrem Aufbau und Bestand wesentlich von der ausserpolitischen Abstinenz der Eidgenossenschaft profitieren konnten: Eine derart föderalistische Dezentralisierung und Autonomievergabe an die kleinen Gemeinschaften, wie wir das kennen, sowie die jahrhundertalte Tradition einer auf dem Milizprinzip basierenden, ethisch einleuchtend begründbaren Verteidigungsarmee waren nur denkbar in einem Staatswesen, welches sich praktisch ausschliesslich auf sich selber konzentrieren konnte und nicht dem Zwang unterlag, seine Kräfte zentral gebündelt und diszipliniert gegen aussen einzusetzen zu müssen. Damit gewährleistete die Neutralität unserem Land eine lange, friedliche, von aussen relativ wenig beeinflusste Entwicklungsgeschichte und trug so wesentlich zur Entstehung des «Sonderfalles Schweiz» bei. Über Jahrhunderte war die Schweiz in Gegenläufigkeit zur europäischen Entwicklung «antimonarchisch, antidespotisch, antifaschistisch, antitotalitär, antihegemonial, antiimperialistisch, antikriegerisch, antisprachnationalistisch, antirassistisch, antizentralistisch»⁵. Sie bildete die «Ausnahme» von der europäischen Norm⁶, den «Ort des Gegenläufigen»⁷, den «Konttrapunkt» zum kriegsversehrten Umfeld⁸. Geschichtlich gesehen verdanken wir ihr demnach ausserordentlich viel, dieser Haltung des «Stillesitzens», wie das Nichteinmischen in fremde Händel vor der Einbürgerung des international gebräuchlichen Fremdwortes «neutralitet» im 17. Jahrhundert von den Eidgenossen genannt wurde. Es erstaunt denn auch nicht, dass für viele Schweizer die Neutralität «zu einem nationalen Mythos von fast religiöser Weihe»⁹ und damit zu einem Teil des helvetischen Nationalcharakters geworden ist. Aus dem Gesagten erhellt sich, dass die Neutralität neben ihrem ureigensten Zweck, nämlich die Unabhängigkeit der Schweiz gegen aussen zu wahren, indirekt auch eine emi-



Ferdinand Hodler, *Schreitender Krieger mit geschulterter Axt* (um 1899), Vorlage zur Mittelfigur des «Rückzugs von Marignano», Öl auf Leinwand, 195 x 155 cm, (Standort unbekannt)



nent staatsformende Funktion des nationalen Zusammenhaltes und der innenpolitischen Freiheit entfaltet. Muss demnach die von Daniel Frei plakativ gestellte Frage, ob eine nicht mehr neutrale Schweiz keine Schweiz mehr wäre,¹⁰ im bejahenden Sinne beantwortet werden?

Abschied vom schweizerischen Sonderfall

Das Umfeld unseres Landes hat sich seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges drastisch verändert. Die innenpolitischen Begründungsfaktoren der aussenpolitischen Neutralität sind im Laufe der Zeit gänzlich weggefallen oder haben zumindest an Bedeutung stark eingebüsst. So darf die unseelige konfessionelle Spaltung der Schweiz als überwunden gelten. Ebenso haben die historisch bedingten, aussenpolitischen Interessengegensätze zwischen den einzelnen Kantonen ihr Ende mit der Einbindung in unseren Bundesstaat gefunden. Auch die sprachlich-kulturellen Unterschiede in der multikulturellen Schweiz haben dank der fortschreitenden Integration unserer sich einst in Erbfeindschaft gegenüberstehenden Nachbarstaaten in stabile europäische Strukturen stark an Schärfe eingebüsst. Zudem bekennen sich die uns umgebenden Staaten, wie in zunehmendem Masse Europa überhaupt, zu den Menschenrechten, zur Demokratie, zur Rechtsstaatlichkeit und in unterschiedlichem Masse auch zum Föderalismus. Was die Schweiz auf innenpolitischem Gebiete von ihren Nachbarn noch abhebt, sind nicht mehr die Prinzipien an sich, sondern nur noch deren Ausformung. In einem solchen Umfeld hat die Neutralität ihre Bedeutung für die Bewahrung einer innenpolitischen Sonderstellung weitgehend verloren. Man ist angesichts der besonders in der Gegenwart spürbaren negativen Auswirkungen unserer teilweise zur Vetokratie verkommenen direkten Demokratie, des überspitzten Föderalismus, des überbetonten Milizprinzips und des überstrapazierten Konsensprinzips sogar versucht zu fordern, dass sich die Schweiz zur Bewältigung ihrer Strukturprobleme den Ideen und Erfahrungen ihrer Nachbarn nachgerade stärker öffnen sollte; sind doch viele unserer alt vertrauten Institutionen – so auch das Konzept der Neutralität – ursprünglich aus dem Ausland importiert worden. Man kann demnach mit guten Gründen davon ausgehen, dass unter den heutigen Verhältnissen auch eine nicht mehr neutrale Schweiz uns durchaus jene politische Heimat sein könnte, die wir als mündige und kleinräumig verwurzelte, aber auch gegenüber der übrigen Welt zunehmend verantwortungsbewusste Bürger suchen.

Bleibt die Frage, ob eine nicht mehr neutrale Schweiz in der heutigen, nach wie vor machtpolitisch geprägten Welt überhaupt eine Überlebenschance hätte oder ob die Neutralität als eine «spezifische Überlebensstrategie des Kleinstaa-

tes»¹¹ auch in geopolitischer Hinsicht entbehrlich geworden ist.

Von einer Überlebensstrategie zum ausserpolitischen Hemmnis

Als Niklaus von Flüe gegen Ende des 15. Jahrhunderts den kriegssüchtigen Eidgenossen in den einfachen Worten «machtet den Zaun nicht zu weit» seinen weisen Ratschlag erteilte, um des eigenen Überlebens willen sich nicht in fremde Händel einzumischen, konnte er nicht ahnen, dass diese Händel eines Tages zur Weltinnenpolitik werden würden, die uns – ob wir es wünschen oder nicht – berühren. Die Welt ist zusammengerückt und infolge der vielschichtigen Vernetzungen störanfälliger geworden. Unsere heutigen Probleme rufen nach grenzüberschreitenden, oftmals sogar nach weltweiten Lösungen. Unsere Sicherheit ist unauflösbar verknüpft mit derjenigen unserer Nachbarn. Staatliche Unabhängigkeit ist deshalb zu einem sehr relativen Begriff geworden. Sie kann nur noch definiert werden als die Fähigkeit zur möglichst umfassenden Selbst- und Mitbestimmung bei gleichzeitig möglichst geringer Fremdbestimmung, wobei letztere auch rein faktischer Natur – zu denken ist insbesondere an wirtschaftliche Abhängigkeit – sein kann. Eine so verstandene Unabhängigkeit kann heute nicht mehr durch ausserpolitisches Abseitsstehen und «Stillesitzen» gewahrt werden, sondern verlangt nach regionaler und weltweiter Kooperation und zunehmend auch Integration. Das herkömmliche Instrument der Neutralität, welches in seinem rechtlichen Kern einzig und allein darauf ausgerichtet ist, sich aus fremden Kriegen herauszuhalten, bedarf deshalb der Ergänzung durch ausserpolitische Instrumente der Mitgestaltung, Mitbestimmung und Mitverantwortung, will es letztlich nicht selber zum Hemmnis für eine zukunftsgerichtete Unabhängigkeits- und Friedenspolitik werden. Sowohl die offizielle Schweiz als auch der Souverän haben sich in den letzten Jahrzehnten leider schwergetan mit dieser Einsicht. Wir haben uns unter dem Eindruck des über Europa lastenden Kalten Krieges der Überzeugung hingegeben, dass die Neutralität als politisch hochempfindliches Instrument «keine kompromittierenden Experimente verträgt, weil es der Konstanz und Konsequenz der Pflege auch im Frieden bedarf, wenn es im Konflikt, wofür es ja gedacht ist, wirksam und glaubhaft sein soll».¹² Die Folge war eine konturlose und übervorsichtige Aussenpolitik, welche alles und jedes am Leitbild einer idealistischen Neutralitätskonzeption mass.¹³ Nicht zuletzt diese uns selbst auferlegte, neutralitätsrechtlich keineswegs geforderte Bürde der sogenannten neutralitätspolitischen Glaubwürdigkeit hat unser Land in vielen Fällen ausserpolitisch gelähmt.¹⁴ Damit war es der Schweiz – beispielsweise als Nichtmitglied der UNO erschwert, ihre ei-



Ferdinand Hodler, Verletzter Krieger mit
Flamberg (1896), Öl auf Leinwand,
295 x 112 cm, Kunsthaus Zürich



genen aussenpolitischen Ziele wirksam verfolgen zu können, allen voran das Hinwirken auf die Respektierung und Fortentwicklung des insbesondere für Kleinstaaten so wichtigen Völkerrechts.

Notwendige Doppelstrategie

Andererseits – und diese jahrhundertealte Erkenntnis müssen wir in der gegenwärtigen Phase der sicherheitspolitischen Sorglosigkeit besonders wachhalten – ist die Geschichte ein offener Prozess, welcher das Unerwartete und Unvorgesehene jederzeit geschehen lassen kann. Die Erfahrung lehrt, dass mächtige Nationen, welche heute friedliche Absichten äussern mögen, bereits morgen auf ihr Potential hinweisen können und übermorgen – so will es offenbar die menschliche Natur – dieses vielleicht zum Einsatz bringen. Umgesetzt auf die Unabhängigkeitsfrage der Schweiz, heisst dies, dass in der gegenwärtigen, hektischen, teilweise sehr nationalistisch geprägten und nicht risikofreien Neubauperiode des europäischen Hauses inklusive der Errichtung neuer Sicherheitsstrukturen vom Atlantik bis zum Ural die Neutralität als mögliches sicherheitspolitisches Auffangnetz weiterhin sinnvoll erscheint. Der gegenwärtige Krieg auf dem Balkan und die grosse Unrast im östlichen Teil Europas sprechen diesbezüglich für sich. Eine solche, den legitimen Sicherheitsbedürfnissen eines Kleinstaates angemessene Doppelstrategie der aktiven und zukunftsgerichteten Kooperation und Integration sowie gleichzeitiger Fortführung einer in der klassischen Neutralität verankerten, eigenverantwortlichen Aussen- und Verteidigungspolitik sollte nicht als Hindernis, sondern als vorübergehender dialektischer Prozess auf dem Weg zur neuen Architektur Europas gesehen werden.¹⁵

Perspektiven einer zukünftigen Neutralitätskonzeption

Obwohl die innenpolitischen Notwendigkeiten für die Beibehaltung der Neutralität weitestgehend entfallen und deren Aufgabe aus Gründen erhöhter Notwendigkeit von regionaler und weltweiter Kooperation und Integration zumindest nicht unerwünscht wäre, wird sich die Schweiz dennoch so lange nicht von ihrer dauernden Neutralität lösen können, als noch kein mit genügender Zuverlässigkeit funktionierendes System der kollektiven Sicherheit – sei es auf globaler oder europäischer Ebene – oder eine Europäische Union mit einer wirksamen gemeinsamen Verteidigung existieren. Was gilt es in der Zwischenzeit zu tun?

Zum einen darf und soll die bis anhin restriktiv gehandhabte schweizerische Neutralität auf ihren rechtlichen Kern zurückgebracht werden, was bedeutet, dass unser Land sich in Friedenszeiten in keine militärische Allianz einbinden lassen darf und mit der aufrechtzuerhaltenden eigenen Armee dafür bereit sein muss, ab Beginn eines militärischen Konfliktes den

neutralitätsrechtlichen Pflichten, wie sie in den Haager Abkommen von 1907 niedergelegt sind, auf und über seinem Territorium Nachachtung verschaffen zu können.¹⁶ Sowohl ein UNO- wie auch ein EG-Beitritt liessen sich durchaus mit dieser Art von einer auf ihren Kern zurückgebrachten Neutralitätskonzeption vereinbaren.

Daneben gilt es vermehrt, die Aufmerksamkeit auf eine längst bekannte Begleiterscheinung der Neutralität zu lenken; diejenige nämlich, dass ein militärisch ungebundener Staat zur Leistung «Guter Dienste» unterschiedlichster Art geradezu prädestiniert ist. Diese Notwendigkeit wurde von der offiziellen Schweiz bereits vor Jahren erkannt; es liegt nun am Souverän, in dieser Frage am gleichen Strick zu ziehen, sei es bei der Aufstellung eines UNO-Blauhelmkontingents, sei es beim Mittragen des gesteigerten Finanzbedarfs für eine Intensivierung solcher Aktionen. Darüber hinaus würde es unserem Staat, welcher pro Kopf über eines der höchsten Einkommen der Welt verfügt, gut anstehen, wenn er aussenpolitisch nicht nur immer reagieren würde, sondern sich bemühte, unter Einsatz seiner fähigsten Köpfe innovative Ideen und Konzepte zur Bewältigung der dringendsten globalen Probleme zu erarbeiten. Weshalb sollte die neutrale Schweiz als Sitzland des Roten Kreuzes nicht auch zum Hort eines «Grünen Kreuzes» werden, welches beim Verhindern und notfalls Bewältigen von Naturkatastrophen und Umweltzerstörungen helfen könnte. Denkbar wäre es, das notwendige Personal über eine neukonzipierte allgemeine Dienstpflicht, welche die Wehrpflicht teilweise ersetzen und ergänzen würde, zu rekrutieren.

Zweifellos hätte unser Land die personellen und finanziellen Grundlagen, um auch auf dem Gebiete der Entwicklungshilfe, der internationalen Strukturpolitik und der Konfliktverhütung, wie in der weltumspannenden Meinungsbildung überhaupt, Vorbildliches leisten zu können. Die neutrale Schweiz täte gut daran, sich nicht bloss aus den weltpolitischen Streitigkeiten heraushalten zu wollen – und allenfalls als lachender Dritte noch daran zu verdienen –, sondern sich vorab dort mit aller Kraft zu engagieren, wo es um die Überwindung solcher Konflikte geht, sei dies in der UNO oder innerhalb der verschiedenen europäischen Institutionen. «Das Schweizer Kreuz darf nicht zum Pluszeichen degenerieren.»¹⁷

Rückkehr in die Weltgeschichte?

Wir schliessen den Kreis und kommen zurück zu unserem Ausgangspunkt, dem Rückzug von Marignano: Nach landläufiger Auffassung bedeutet er den Beginn des Rückzuges der Eidgenossenschaft aus der Weltgeschichte. «Ex clade salus – aus der Niederlage erwuchs das Heil», dies das Fazit zum trotzigen Abschluss des kriegerischen Kapitels der Schwei-

zergeschichte, eigemeisselt auf der Gedenkstätte im Hof einer Kapelle in Zivido draussen in der lombardischen Tiefebene.¹⁸

Für unsere Zukunft stellt sich die Frage, ob das Heil unseres Landes auch weiterhin im dauernden Rückzug von der Weltgeschichte zu finden sein wird; ob wir, der bisherigen Erfahrung vertrauend, in Anlehnung an den Wortlaut unseres Bundesbriefes von 1291 in Anbetracht der Arglist der Zeit die Geschicke unseres Landes weiterhin alleine in der Hand zu behalten versuchen und keine fremden Richter dulden wollen? Oder ob wir nicht umgekehrt heute ein neues Kapitel in unserer Geschichte eröffnen sollten, den Wiedereinstieg in die Weltgeschichte, ins politische Abenteuer Europa? Nicht etwa, um auf neuen Schlachtfeldern wieder Schweizerblut für Grossmacht-Träumereien fliessen zu lassen, sondern um als Mitglied der Europäischen Gemeinschaft nach besten Kräften hinzuwirken auf ein Europa des Friedens, ein handlungsfähiges, föderalistisches Europa, welches durch seine Einheit die globalen Probleme unserer Zeit effizient angehen kann, die kleinräumig lösbaren aber weiterhin seinen verschiedenen Kulturen und Regionen zur bürgernäheren Behandlung überlässt.

Die Antwort unserer Landesregierung auf diese Frage liegt (endlich) vor: «Wir stehen vor der Alternative gleichzuziehen oder abseits zu stehen, mitzumachen oder uns nachvollziehend unterzuordnen. Denn auch der Alleingänger wird sich unterordnen müssen, selbst wenn wir uns ins granitene Alpenrefugium zurückziehen.»¹⁹

Wir als Stimmbürger dieses Landes werden den Wegweiser in naher Zukunft stellen müssen. Wie sich das Schweizervolk auch immer entscheiden wird, die Auswirkungen auf unsere Neutralität werden nicht ausbleiben. Sollten wir uns für den Weg der Integration in die Europäische Gemeinschaft entschliessen, so käme dies allerdings noch keiner Preisgabe unserer Neutralität gleich. In einer ersten Phase wäre durchaus eine Entwicklung hin zu einer «europafähigen Neutralität»²⁰, das heisst zu einer Neuauflage der differentiellen Neutralität denkbar, welche bei Wirtschaftssanktionen der EG gegenüber Drittstaaten nicht mehr angerufen würde oder welche bei einer äusseren Bedrohung Europas einer übergeordneten Solidarität zu weichen hätte, beispielsweise durch die Gewährung von Überflugs- und Durchfahrtsrechten, oder welche sogar eine aktive Verteidigungshilfe im grenznahen Bereich zugunsten der europäischen Partner zulassen würde. Sollte die EG allerdings dereinst ihre politische Finalität realisieren und sich zu einer mündigen Union mit gemeinsamer Sicherheits- und allenfalls sogar Verteidigungspolitik entwickeln, so könnte die Neutralität vollends zu einem Fremdkörper werden. Die dauernde Neutralität der Schweiz wäre dann einzutauschen gegen dauernde europaweite Stabilität und

Sicherheit. Utopie? Vielleicht. Sicher aber eine Vision. Und Visionen von heute können die Realitäten von morgen sein – wenn wir es wollen.

Anmerkungen

1

Vgl. dazu die acht Problemfelder, herausgeschält von Blankart, Fritz: Erwägungen zur Europapolitik der Schweiz. Vortrag in Luzern v. 13.12.1986.

2

Schindler, Dietrich: Dauernde Neutralität. In: Handbuch der Schweizerischen Aussenpolitik. Bern, Stuttgart 1975: 159-180.

3

Abschied der ordentlichen eidgenössischen Tagsatzung des Jahres 1847, anlässlich der Verhandlungen betreffend die Revision des Bundesvertrages, IV. Teil: 51.

4

Bonjour, Edgar: Geschichte der schweizerischen Neutralität – Kurzfassung. Basel 1978: 77-83, 93-103.

5

Riklin, Alois: Funktionen der schweizerischen Neutralität. St. Gallen 1991: 7.

6

Näf, Werner: Die Schweiz in Europa. Bern 1938: 9.

7

Schmid, Karl: Aufsätze und Reden, Versuch über die schweizerische Nationalität. Zürich, Stuttgart 1957: 104.

8

Chevallaz, Georges-André: Le gouvernement des Suisses ou l'histoire en contrepoint. Lausanne 1989.

9

Bonjour 1978: 214 (s. Anm. 4).

10

Frei, Daniel: Gründe und Scheingründe für die schweizerische Neutralität. In: Wirtschaft und Recht 2 (1974), 109-118, hier: 112.

11

Thürer, Daniel: Vorstellungen über die dauernde Neutralität vor dem Ersten Weltkrieg, heute und für die Zukunft. In: Schweizerisches Jahrbuch für internationales Recht, Jubiläumsband. Zürich 1989: 73-103, hier: 76.

12

Luchsinger, Fred: Schweizerische Politik in ihrer internationalen Verflechtung. In: NZZ v. 12.2.1986: 35.

13

Vgl. die restriktiven Leitsätze des EPD zur Neutralität. In: Verwaltungsent-scheide der Bundesbehörden 24 (1954), Nr. 1: 13.

14

Brunner, Hans-Peter: Neutralität und Unabhängigkeit der Schweiz im ausgehenden 20. Jahrhundert – Bestandesaufnahme und Ausblick. Diss. Zürich 1989: 46-50.

15

Bütler, Hugo: Neutralität am Ende? In: Zur Diskussion gestellt: Bewaffnete Neutralität heute. Frauenfeld 1992: 57-64, hier: 62-64.

16

Brunner 1989: 107-131 (s. Anm. 14).

17

Kaspar Villiger in NZZ Nr. 22/1991: 13.

18

Thürer, Georg: Die Wende von Marignano. Zürich 1965: 54-56.

19

NZZ Nr. 261/1991: 23.

20

Gabriel, Jürg Martin: Gedanken zu einer «europafähigen» Neutralität. St. Gallen 1989.





Die Schweiz und die Weltwirtschaft: Abschied vom «Sonderfall»?

Einleitung und Fragestellung

Die Haltung der Schweiz gegenüber Europa, insbesondere gegenüber der Europäischen Gemeinschaft, die in einem scheinbar unaufhaltsamen und irreversiblen Integrationsprozess begriffen ist, beherrscht die innenpolitische Diskussion seit rund zwei Jahren. Eine der bedeutendsten Weichenstellungen und die wahrscheinlich grösste innenpolitische Kraftprobe seit dem Zweiten Weltkrieg stehen ins Haus: Es geht um nicht weniger als um die Abschaffung oder Weiterführung des «Sonderfalls Schweiz». Eine Präzisierung ist angebracht: Was ist mit dem Begriff des Sonderfalls gemeint? Es lässt sich argumentieren, dass jedes Land in seiner Geschichte im internationalen Vergleich einen Sonderfall darstellt. Die Schweiz als «Sonderfall» wird im folgenden Artikel so verstanden: im 20. Jahrhundert war die Schweiz ein Kleinstaat, der sich sehr eng in die Weltwirtschaft integrierte. Insofern unterschied er sich nicht von anderen europäischen Kleinstaaten. Die Art der Integration beruhte aber weitgehend auf einer politisch-wirtschaftlichen Sonderentwicklung. Die Schweiz blieb von den beiden Weltkriegen verschont; in einem Jahrhundert, in dem die grossen Nationalstaaten Europas mehrfach von grosser politischer Instabilität, von schweren Wirtschafts- und Währungskrisen betroffen waren, machte sie ihre im internationalen Vergleich ausserordentliche innenpolitische Stabilität über verschiedene Mechanismen zum wichtigsten komparativen Vorteil in den internationalen Wirtschaftsbeziehungen. Dazu gehörte selbstverständlich auch, dass sie politisch und militärisch weitgehend eigenständig blieb.

Innenpolitische Auseinandersetzungen, bei denen es ebenfalls um die Positionierung der Schweiz in einem sich rasch ändernden internationalen Umfeld ging, gab es schon früher. Erinnerung sei an die Auseinandersetzung um Freihandel oder Schutzzoll in den 1880er Jahren, an die Konflikte um die Krisenbewältigung in den 1930er Jahren oder an den wirtschaftspolitischen Alleingang der Schweiz in den 1970er Jahren.

Das Zusammentreffen von Wirtschaftskrisen und grossen politischen Auseinandersetzungen um die Stellung der Schweiz im internationalen Umfeld ist demnach nicht zufällig. Es gehört zu den Charakteristika der schweizerischen Wirtschaftsentwicklung des 19. und 20. Jahrhunderts, dass lange Wachstumsphasen, die verbunden waren mit stabilen politischen Grundmustern, regelmässig durch relativ kurze, aber scharfe



Wachstumseinbrüche unterbrochen wurden. Diese waren durch instabile Strukturen, fundamentale Unsicherheit über die Zukunft und bedeutende Neuerungen im politisch-wirtschaftlichen Entscheidungsmechanismus gekennzeichnet (Siegenthaler 1980).

Dieser Artikel versucht, zwei Sachverhalte zu klären. Die Merkmale des Wachstumsmodells, welches für die Schweiz im 19. beziehungsweise im 20. Jahrhundert typisch war, sollen herausgearbeitet werden; es ist die Frage nach dem schweizerischen Sonderfall. Daran schliesst sich die Frage an, inwiefern die verschiedenen Optionen – Europäischer Wirtschaftsraum, EG-Beitritt mit einer Einheitswährung oder Abseitsstehen der Schweiz – die Tradition des Sonderfalls fortführen oder einen Bruch bewirken würden.

Das Wachstumsmodell des 19. Jahrhunderts: Gesamtwirtschaftliche Modernisierung im Rahmen der Nationalstaatsbildung. Dominanz binnenwirtschaftlicher Antriebskräfte in Kombination mit exportorientierten Entscheidungen

Im 19. Jahrhundert unterschied sich das schweizerische Wachstumsmodell nur wenig, aber in charakteristischer Weise von dem anderer europäischer Länder. Der gesamtwirtschaftliche Modernisierungsprozess lief wie anderswo parallel zur Herausbildung des Nationalstaats, wobei für die Entwicklung der verarbeitenden Industrie der Export wichtiger und der Staat als Modernisierungsagent weniger wichtig war

1
Kantonale Bank von Bern (1834), 10
Fünffrankentaler
2
Bank in St. Gallen, Fünzig Gulden



als in den meisten anderen Ländern. Die stärksten Impulse kamen von zwei Seiten: Erstens förderte die bürgerliche Revolution, welche in Etappen zwischen 1798 und 1848 verlief, die wirtschaftliche Dynamik durch die Entfeudalisierung der Agrarverfassung, die Auflösung der zünftischen Fesseln des Gewerbes, die Einführung der Handels- und Gewerbefreiheit und die Etablierung des Nationalstaats. Die binnenwirtschaftliche Modernisierung gründete zunächst auf der Produktivitäts- und Einkommenssteigerung im Agrarsektor und im Gewerbe, die durch die Durchsetzung einer marktorientierten Produktionsweise und durch technische Neuerungen ermöglicht wurden. In der zweiten Jahrhunderthälfte verliehen dann die grossen Investitionsschübe des Eisenbahnbaues die bedeutendsten Impulse für den Wachstumsprozess. Die Errichtung des Bundesstaates hatte wirtschaftlich hauptsächlich insofern Bedeutung, als sie die Entscheidungen über die Investitionen im Eisenbahnsektor deblockierte. Dem Güteraus-tausch zwischen den Regionen hingegen kam bis weit in die zweite Jahrhunderthälfte nur eine bescheidene Bedeutung zu; für den nationalen Markt als Ganzes und nicht nur für lokale oder regionale Märkte produzierende binnenwirtschaftliche Branchen etablierten sich erst im letzten Viertel des Jahrhunderts (Siegenthaler 1980, Bernegger 1983). Zweitens trieb die dynamische Entwicklung der Exportindustrie die gesamtwirtschaftliche Modernisierung voran. Die Ex-

portindustrie konzentrierte sich auf die Baumwoll-, die Seiden- und die Uhrenindustrie, alle drei regional konzentrierte Industrien mit hohem Vorleistungsanteil. Weil sie ihre Rohstoffe importierten und ihr Endprodukt weitgehend exportierten, waren diese Branchen voll in die Weltwirtschaft, weniger hingegen in die Binnenwirtschaft integriert. Sie lösten deshalb nur geringe Impulse auf vor- oder nachgelagerte Branchen aus; im Unterschied zur Situation im Ancien régime gingen von ihnen aber Effekte auf Konsum und Investitionen aus. Die komparativen Vorteile der Exportindustrien des 19. Jahrhunderts lagen einerseits in ihrem unternehmerischen Knowhow, das sie sich schon im Ancien Régime erworben hatten, in der Kenntnis von Technik und Exportmärkten. Andererseits gehörte auch eine grosse industrielle Reservearmee dazu, die bei international vergleichsweise niedrigen Löhnen zuverlässig und diszipliniert arbeitete.

Bis ans Ende des 19. Jahrhunderts dominierten die binnenwirtschaftlich getragenen Investitions- und Wachstums-schübe den gesamtwirtschaftlichen Wachstumsprozess. Die Vorstellungen der traditionellen schweizerischen Wirtschaftsgeschichte, welche in falscher Analogie zur englischen «Industrial Revolution» ihr Augenmerk einseitig auf technisch-organisatorische Veränderungen in bestimmten Exportindustrien gerichtet hat, sind insofern zu revidieren (Bernegger 1983, 1990). Der schweizerische Wachstumsprozess kann keinesfalls als exportgeleitet, wohl aber in gewisser Hinsicht



als exportorientiert bezeichnet werden. Deshalb nämlich, weil die Vertreter der Exportinteressen verfassungsmässig Grundlagen und eine Infrastruktur (Eisenbahnen) etablieren konnten, welche die Voraussetzungen für einen exportgeleiteten Wachstumsprozess erst schufen. Sie waren dazu in der Lage, weil sie als einzige überregional organisiert waren, weil sie über eine Ideologie und ein Konzept (den Freihandel, den Bundesstaat) verfügten und bei der Gründung und beim Aufbau des Bundesstaates eine überragende Rolle spielten (Siegenthaler 1982).

Die Exportindustrien des 19. Jahrhunderts waren mit Ausnahme der Baumwollspinnerei arbeitsintensive Leichtindustrien und wiesen noch bis weit in die zweite Jahrhunderthälfte einen hohen Anteil an Verlags- oder Heimindustrie auf. Die Verlagsindustrie war so ausserordentlich überlebensfähig, weil sich erstens die Exportindustrien auf bestimmte Segmente spezialisierten, bei denen die Mechanisierung zunächst auf grosse Hindernisse stiess, und weil zweitens das Lohnniveau infolge des starken Bevölkerungswachstums im internationalen Vergleich tief war.

Im internationalen Vergleich sticht in der Schweiz weiter ein hoher Anteil des Agrar- und ein entsprechend sehr geringer Anteil des Dienstleistungssektors an der Wertschöpfung und Beschäftigung hervor. Dies ist unter anderem der vergleichsweise geringen ökonomischen Bedeutung des Staates zuzuschreiben. Der liberale Nachtwächterstaat des 19. Jahrhunderts beschränkte sich in der Schweiz weitgehend darauf, rechtlich-institutionelle Rahmenbedingungen zu setzen, und er gestaltete diese zudem so aus, dass sie wenig Staatseingriffe ermöglichten. Die Staatsausgaben konzentrierten sich auf das Erziehungs- und Ausbildungswesen und auf bestimmte Infrastrukturleistungen. In einer Hinsicht allerdings setzte bereits im 19. Jahrhundert eine sehr effiziente staatliche Wirtschaftsförderung ein. Die Demokratische Bewegung der 1860er Jahre setzte durch, dass Kantonalbanken gegründet und gefördert wurden. Diese sollten Bauernschaft und Handwerk privilegiert und kostengünstig mit Kredit versorgen

und die Kreditnehmer gegen Zinsschwankungen schützen. Der politisch regulierte Spar- und Hypothekmarkt trug fortan wesentlich zum niedrigen schweizerischen Zinsniveau bei und pufferte das interne schweizerische Zinsgefüge sehr effizient gegen auslandinduzierte Zinsschwankungen ab.

Das Wachstumsmodell des 20. Jahrhunderts: weltwirtschaftliche Integration eines Kleinstaates bei politisch-wirtschaftlicher Sonderstellung

Im 20. Jahrhundert, genauer datiert bereits seit dem 1885 einsetzenden Wachstumsschub, entwickelte sich die Schweiz in gewisser Hinsicht fast zum Modellfall einer kleinen offenen Volkswirtschaft. Eine kleine offene Volkswirtschaft ist über Güter-, Dienstleistungs-, Kapital- und Arbeitsmärkte mit der Weltwirtschaft eng verknüpft; wegen ihrer geringen Grösse und wegen ihrer engen Verflechtung mit der Weltwirtschaft ist sie von der Entwicklung im Ausland in mannigfacher Weise abhängig. Die Schweiz entwickelte aber gegenüber anderen, hinsichtlich des Grades der weltwirtschaftlichen Integration ähnlichen Kleinstaaten ganz spezifische Merkmale, die ihr einen Sonderstatus verliehen.

Für die fortschreitende Integration der schweizerischen Wirtschaft in die Weltwirtschaft sind die gleichen Gründe massgeblich wie in anderen Ländern: die Öffnung der Märkte, die Abschaffung der Handelsschranken im In- und Ausland, das starke wirtschaftliche Wachstum im Ausland und die Reduktion der Transport- und Informationskosten führten zur Spezialisierung auf jene Branchen, Produkte und Dienstleistungen, bei denen der Standort Schweiz Vorteile bot. Von grosser Bedeutung war dabei, dass sich die Schweiz in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von einem Tief- zu einem Hochlohnland wandelte. Der Integrationsprozess in die Weltwirtschaft verlief nicht gleichmässig, sondern in Etappen. Die Integration erreichte bereits vor dem Ersten Weltkrieg einen hohen Stand. Durch den Protektionismus und die Depression der Weltwirtschaft in der Zwischenkriegszeit reduzierte sich



die ausenwirtschaftliche Verflechtung tendenziell. In der Nachkriegszeit nahm sie wieder stark zu, dies besonders ausgeprägt nach dem Übergang zu flexiblen Wechselkursen im Jahr 1973; sie übertraf da-durch in der jüngsten Vergangenheit das Ausmass zur Zeit der Jahrhundertwende deutlich.

Im Vergleich mit dem 19. Jahrhundert kam den internationalen Wirtschaftsbeziehungen im 20. Jahrhundert eine weit bedeutendere Rolle zu. Die Aussenhandelsquote, definiert als Anteil der Exporte und Importe von Gütern und Dienstleistungen am Sozialprodukt, lag wesentlich höher. Die Exportindustrie war viel breiter diversifiziert, zu den traditionellen Konsumgüter-Leichtindustrien des 19. Jahrhunderts kamen der Maschinenbau, die Chemie, die Nahrungsmittelindustrie, der Tourismus und die Finanzdienstleistungen hinzu. Die Exportindustrie war stark spezialisiert und in tendenziell eher weniger preiselastischen Marktnischen angesiedelt. Auch die Importe hatten sich der stärkeren internationalen Arbeitsteilung entsprechend ausdifferenziert; die Anteile der Rohstoffe für die Exportindustrien gingen stark zurück, der Anteil industrieller Fertigwaren und von Dienstleistungen nahm zu (Bernegger 1983, 1990).

Der Maschinenbau und die Chemie stiegen zwischen 1880 und 1940 zu den führenden verarbeitenden Industrien auf, sie lösten die arbeits- und relativ wenig knowhow-intensive Textilindustrie ab. In diesen Wachstumsbranchen des 20. Jahrhunderts verschaffte die Faktorausstattung dem Standort Schweiz Wettbewerbsvorteile: beide Branchen waren forschungs- und kapitalintensive Industrien und erforderten hochqualifizierte Arbeitskräfte. Beide Branchen profitierten anfänglich von der Nachfrage der einheimischen Textilindustrie; in Bezug auf Technologietransfer, Forschung und Entwicklung sowie Ausbildungswesen nutzten sie die Nachbarschaft Deutschlands aus, welches schon Ende des 19. Jahrhunderts eine führende Stellung im Weltmarkt innehatte. Später konnten sie in die Lücken springen, welche die Abstinenz Deutschlands vom Weltmarkt während der beiden Weltkriege und während der Zeit des Nationalsozialismus hinterliess.

1
Toggenburger Bank (Typ 1864), 100 Franken

2
Banque Populaire de la Gruyère (Typ 1866), 50 Franken



1



2

Der traditionelle Aussenhandel kann als Inter-Branchen-Aussenhandel charakterisiert werden. Die Exporte wurden von bestimmten, klassischen Exportindustrien getätigt, ihnen gegenüber standen ebenso spezialisierte Importe aus anderen Branchen. Eine dritte Gruppe von Branchen schliesslich – die Landwirtschaft, das Baugewerbe, Teile der verarbeitenden Industrie sowie grosse Teile des Dienstleistungssektors – arbeiteten fast ausschliesslich für den Binnenmarkt. Diese traditionelle Struktur einer kleinen offenen Volkswirtschaft begann sich in der Nachkriegszeit aufzulösen, ein Prozess, der heute voll im Gange und noch längst nicht abgeschlossen ist. Der geschützte Binnensektor wird aufgrund von Wettbewerbsvorteilen der Importkonkurrenz aus dem Ausland und aufgrund der Deregulierung und Öffnung der Märkte aufgebrochen, sein Anteil schrumpft drastisch. Redimensionierung, Spezialisierung und Umsteigen auf den Export sind die Möglichkeiten, mit denen binnenwirtschaftliche Zweige auf die zunehmende Importkonkurrenz reagieren können. Damit weicht der traditionelle Inter-Branchen-Aussenhandel zunehmend dem Intra-Branchen-Handel, d.h., Güter ein und derselben Branche werden sowohl exportiert als auch importiert. Selbst traditionelle Exportbranchen geraten infolge der immer weiter gehenden Weltmarktintegration in den Sog dieser Entwicklung. Neue Konkurrenten, z.B. aus Südostasien, treten mit einer für bestimmte Produktgruppen oder Prozessstufen günstigeren Faktorausstattung – vor allem billigen Arbeitskräften – auf und vermögen in diesen selbst in die Binnenmärkte von Exportländern einzudringen. In einem Zeitalter schliesslich, in dem nicht nur Güter- und Dienstleistungsmärkte, sondern zunehmend auch Kapital- und Arbeitsmärkte integriert werden und sich damit die Faktorkosten angleichen, bestimmen zudem nationale Standortfaktoren immer weniger, firmenspezifische Wettbewerbsvorteile dafür vermehrt über die internationale Arbeitsteilung.

Die Ansicht ist weitverbreitet, die Schweiz sei immer besonders exportabhängig gewesen. Es trifft tatsächlich zu, dass

die Schweiz im 19. und 20. Jahrhundert gegenüber den grossen europäischen Ländern wie Deutschland, Frankreich, Grossbritannien oder Italien einen deutlich höheren Anteil der Exporte am Bruttosozialprodukt aufwies. Im Vergleich mit anderen kleinen offenen Volkswirtschaften aber repräsentierte diese Exportquote guten Durchschnitt und lag immer weit unter derjenigen der Spitzenreiter, z.B. der Niederlande oder Belgiens (Siegenthaler 1980). Aussergewöhnlich stark war hingegen im ganzen 20. Jahrhundert die Auslandverflechtung über Direktinvestitionen. Schon vor dem Ersten Weltkrieg beschäftigte die schweizerische Exportindustrie im Ausland ebensoviele Personen wie in der Schweiz selber. Motiviert wurden die Direktinvestitionen im Ausland vor allem durch die Absichten, protektionistische Handelsschranken zu umgehen, sich aus anderen Gründen erleichterten Marktzutritt zu verschaffen oder wenig knowhow-intensive Produktionsstufen in Länder mit tieferen Lohnniveaus zu verlegen. In einer längerfristigen Perspektive bildeten jedoch Direktinvestition und Export keinen Gegensatz, sondern sie ergänzten, ja bedingten sich zum Teil sogar gegenseitig.

Als Folge der Auslandinvestitionen avancierte die Schweiz in der Nachkriegszeit zu einem bedeutenden internationalen Verwaltungszentrum. Zunächst einmal wandelten sich das Ausmass der Geschäftstätigkeit und der Charakter international tätiger Schweizer Unternehmen. Den Export aus der Schweiz selbst ersetzen oder ergänzen zunehmend die verschiedensten Formen der Internationalisierung, klassische Direktinvestitionen, Kooperationen, Joint ventures, Lizenzen etc. In diesem Prozess der Multinationalisierung wurde die Schweiz immer mehr zum Standort zentraler Dienstleistungsfunktionen – Forschung, Entwicklung, Verwaltung, Planung, Marketing –, während die Produktion, speziell die weniger knowhow-intensiven Verarbeitungsprozesse, ins Ausland verlagert wurde. Darüber hinaus etablierten seit den 1950er Jahren zahlreiche ausländische Unternehmen ihre Verwaltungszentren in der Schweiz. Politische Stabilität, liberaler



Kapitalverkehr, Holdingprivilegien sowie zentrale Lage und gute Verkehrs- und Kommunikationsinfrastruktur bildeten dafür die Hauptmotive. Allein in diesen ausländisch beherrschten Verwaltungszentren arbeiten heute ebenso viele Beschäftigte wie im Finanzplatz. Das Verwaltungszentrum besitzt somit für die Schweiz eine erhebliche volkswirtschaftliche Bedeutung.

Auch die Entwicklung der Schweiz zu einem internationalen Finanzzentrum mit exklusiven Merkmalen erfolgte erst im 20. Jahrhundert, obgleich der Finanzplatz an die mit der industriellen Entwicklung des 18. und 19. Jahrhunderts verbundene Tradition internationaler Geschäftsaktivitäten anknüpfen konnte. Eine wichtige Voraussetzung war die Gründung der Schweizerischen Nationalbank im Jahr 1907, die der Schweiz überhaupt erst die Möglichkeit einer eigenständigen Währungspolitik verschaffte. Die beiden Weltkriege, die deutsche Hyperinflation und die Krisen des internationalen Währungssystems einerseits, die mit der politischen Stabilität verbundenen Erfolge in der schweizerischen Geld- und Währungspolitik andererseits begünstigten den Ausbau des Finanzplatzes zu einem internationalen Vermögensverwaltungszentrum. Gesetzgeberische und institutionelle Besonderheiten rundeten dessen Vorteile ab. Eine Konsequenz davon war, dass das schweizerische Zinsniveau systematisch tiefer als im Ausland lag. Zusätzlich zur hohen internen Sparneigung profitierte es von der Risikoeinschätzung der Anleger, denn Anlagen in der Schweiz erfolgten primär aus Sicherheitsüberlegungen. Der Schweizer Franken wurde sogar zu einer internationalen Anlagewährung, in die vor allem in Zeiten von Unsicherheit und Instabilität im Ausland massive Portefeuille-Umschichtungen stattfanden.

Ein Erklärungsansatz: Die Schweiz als kleine offene Volkswirtschaft mit der Besonderheit eines liberalen Korporatismus

Die Art und Weise, wie sich die schweizerische Wirtschaft im 20. Jahrhundert in die Weltwirtschaft integriert hat, lässt sich

1
Ersparniss-Cassa des Kantons Uri (1878), 100 Franken

2
Bank in Luzern (1877), 100 Franken

3
Banca della Svizzera Italiana (1880), 50 Franken

nicht allein mit ökonomischen Faktoren erklären. Von herausragender Bedeutung waren auch die politischen Entwicklungen Europas einerseits und der Schweiz andererseits.

Die Rivalität der grossen europäischen Nationalstaaten, die sich im 20. Jahrhundert am deutlichsten in den beiden Weltkriegen entlud, führte während Jahrzehnten zu politischer und monetärer Instabilität in Europa oder zumindest in den wichtigen europäischen Ländern. In der Nachkriegszeit kam dazu, dass die Gesellschaft in grossen Ländern wie Frankreich, Italien oder Grossbritannien stark polarisiert war und ihre Widersprüche jahrzehntelang durch Ausdehnung der Staatsaktivität und damit auch der Steuerbelastung gedämpft wurden.

Die Logik dieser Ereignisse verlieh dem Kleinstaat Schweiz einen Sonderstatus. Das Land blieb von den beiden Weltkriegen verschont, vermochte im Gegenteil in gewisser Weise sogar davon Nutzen zu ziehen, lag zentral, verkehrsgünstig und in unmittelbarer Nachbarschaft der grossen kontinentaleuropäischen Länder. Die innenpolitische Entwicklung sorgte zudem für eine international einmalige Stabilität und Berechenbarkeit der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse. Unternehmer wie andere Interessengruppen hatten sich seit Ende des 19. Jahrhunderts zunehmend auf der Ebene von Regional-, Branchen- und Gesamtverbänden zusammengeschlossen, diese dienten der Bündelung der Interessen und ihrer Artikulation und Durchsetzung im politischen System. In den vorparlamentarischen Verfahren partizipierten diese referendumsfähigen Gruppen oder Verbände am Entscheidungsprozess, der auf integrative Konsenslösungen ausgerichtet war.

Auf welche Weise übten diese politischen Entwicklungen Einfluss auf die Stellung der Schweiz in der Weltwirtschaft aus, inwiefern prägen sie diese?

Einen Ansatzpunkt für die Erklärung des Schweizer Wachstumsmodells im 20. Jahrhundert liefert die Analyse der Marktformen. Weil sich die Schweizer Industrie bereits im ausgehenden 19. Jahrhundert auf hochpreisige Marktnischen und spezifische Segmente spezialisiert hatte, konnte sie auf vie-

len Exportmärkten, im Fall von verarbeiteten Produkten auch auf dem Binnenmarkt, durchaus preisbestimmend auftreten. Durch Spezialisierung und Produktdifferenzierung erzielte die Schweizer Industrie Monopolrenten.

Welche Faktoren erlaubten im 20. Jahrhundert der Schweizer Industrie eine solch weitgehende Produktdifferenzierung und Spezialisierung? Im Wesentlichen waren es Faktoren, die direkt oder indirekt mit der politischen Stabilität und der Integrationskraft des soziopolitischen Systems zusammenhingen:

- Niedrige Kapitalkosten: Die traditionell hohe schweizerische Sparquote begünstigte bei geringer internationaler Kapitalmobilität vergleichsweise niedrige Zinssätze. Darüber hinaus sorgte die politische Stabilität in der Schweiz zusammen mit der Instabilität in Europa dafür, dass Frankenanlagen gleichsam mit einer negativen Risikoprämie behaftet waren. Ganz direkt profitierte der Finanzplatz von der hohen Attraktivität der Frankenanlagen; er verfügte in der Beschaffung von Passivgeldern und im Vermögensverwaltungsgeschäft über einen nicht zu kopierenden komparativen Vorteil, die politische Stabilitätsrente gekoppelt mit institutionellen Besonderheiten. Die niedrigen Kapitalkosten verschafften aber auch allen anderen Branchen Vorteile im internationalen Wettbewerb. Die Finanzierung langfristiger Investitionen in Sachkapital, in die Forschung und Entwicklung sowie in die Bildung firmenspezifischen Humankapitals war für schweizerische Firmen im internationalen Vergleich konkurrenzlos günstig. Entsprechend konnten die schweizerischen Unternehmen im 20. Jahrhundert im internationalen Vergleich sehr hohe Investitionsquoten und sehr hohe Forschungs- und Entwicklungsausgaben finanzieren.

- Qualifikation und Motivation der Arbeitskräfte: Im Produktionsprozess gibt es viele nicht kontrollierbare oder normierbare Tätigkeiten. Für die Produktequalität – Präzision, Zuverlässigkeit oder Langlebigkeit des Produkts, Pünktlichkeit der Lieferung – sind Ausbildung, Motivation und Leistungsbereitschaft der Arbeitskräfte entscheidend. In der

Schweiz etablierte sich in mehreren Phasen und Etappen eine Industrie- und Dienstleistungskultur, die durch ein hohes feinmechanisches Know-how in der Industrie, firmenspezifische Fertigkeiten der Arbeitskräfte, eine effiziente Organisation und eine weitgehende Identifikation mit dem Arbeitgeber gekennzeichnet war. Auch diese komparativen Vorteile waren nicht zuletzt ein Ausfluss der Integrationsfähigkeit des politischen Systems, die im Arbeitsfrieden und in der Sozialpartnerschaft ihren Ausdruck fand.

Spezialisierung auf «alte» Exportindustrien und Diversifikation in benachbarte oder abgeleitete Bereiche. Der hohe Stand des produktspezifischen Know-hows, der kleine Binnenmarkt, der geringe Umfang der Grundlagenforschung, die weitgehende Absenz einer staatlichen Industriepolitik, auch die von der hierarchischen Organisation der Schweizer Wirtschaft geprägte Mentalität führten zu einer Spezialisierung auf bestehende, «alte» oder traditionelle Industrien. Schweizerische Unternehmen konnten und können nur in wenigen Fällen grundlegende Neuerungen hervorbringen, die innert kurzer Zeit neue Industriezweige begründen, wie es typisch für neugegründete Unternehmen in den Vereinigten Staaten ist; sie sind nicht bekannt für kühne, technisch hochkomplexe und prestigeträchtige Grossprojekte wie diejenigen Frankreichs. Ihre Fähigkeit besteht vielmehr darin, ihre bestehenden Industrien zu vervollkommen, ihre Produkte mit neuesten Werkstoffen oder Prozesstechniken zu kombinieren und sich sehr schnell an veränderte Marktkonstellationen anzupassen. Neue Produkte und Branchen stellen häufig Diversifikationen aus bestehenden dar.

In der Binnenwirtschaft war entscheidend, dass sich die Organisationen der Wirtschaft keineswegs nur auf die politische Interessenvertretung konzentrierten. Vor allem die Verbände der binnenwirtschaftlichen Zweige nahmen zusätzlich den Charakter von Kartellen an. Die schweizerischen Kartelle schränkten den Wettbewerb über vier Mechanismen ein: erstens über teils staatlich fixierte Qualitätsnormen, zweitens

über den Marktzutritt (Ausbildungsnormen, Überwachung und Regulierung des Zutritts), drittens über die staatliche Auftragsvergabe und viertens über Markt- und Preisabsprachen der Kartellteilnehmer.

Das Kartell wurde geradezu zur klassischen Marktform des schweizerischen Binnensektors im 20. Jahrhundert, auch wenn es im Laufe der Zeit seine Funktion wandelte. In der Phase vor dem Ersten Weltkrieg diente das Kartell oft als Starthilfe für die Inlandindustrien, indem es bei der Mechanisierung und beim Übergang zu einem national integrierten Markt Informations- und Entscheidungsprobleme löste. Später, hauptsächlich während der Kriegswirtschaft und der Depression der 1930er Jahre, wurde es durch die Kombination von privater Organisation mit staatlicher Kodifikation und Regulierung dauerhaft institutionalisiert und nahm zunehmend den Charakter eines politischen Geschenks an das Gewerbe, an ständische Berufsgruppen, an die Inlandindustrie und an die übrigen Dienstleistungsbranchen an.

Welches waren die Effekte der durchgehenden Kartellierung der schweizerischen Binnenwirtschaft? Eine Messung der Effizienzverluste oder der Gesamteffekte hat noch niemand versucht, auch hier können nur einige Hypothesen formuliert werden.

Insgesamt kann die Wirkung der Kartelle nicht als innovationsbehindernd taxiert werden. Auch in der schweizerischen Karteilandschaft war eine deutliche langfristige Konzentration bei den Anbietern und waren starke Produktivitätsfortschritte zu verzeichnen. Da zudem die Qualität der Ausbildung und der hergestellten Produkte und Dienstleistungen häufig als Argument diente, um Wettbewerber auszuschliessen, ist und war der Qualitätsstandard der Produkte und Dienstleistungen im internationalen Vergleich weit überdurchschnittlich. Die Effizienzverluste lagen anderswo. Kartelle setzen ihrer Natur nach die Preise und beschränken das Angebot, um die Gewinne der ganzen Branche resp. bei Berufsgruppen das Einkommen zu erhöhen. Die Konsumenten von Produkten der Kartellbranchen zahlten entsprechend überhöhte Preise.



Einem ganz ähnlichen Muster folgte die Landwirtschaftspolitik: Durch Schutzzölle und ein System staatlich garantierter Produzentenpreise wurden die Landwirtschaftspreise aus dem Weltmarktzusammenhang herausgelöst. Die Subventionen erfolgten an den gesamten Sektor; innerhalb des Sektors aber herrschte Wettbewerb, so dass die Landwirtschaft eine überaus starke Leistungs- und Produktivitätssteigerung, verbunden mit einer erheblichen Konzentration, hervorbrachte. Die Effekte, welche die Abschottung der Binnenwirtschaft, die Kartelle und die Landwirtschaftspolitik auf das gesamtwirtschaftliche Wachstum ausübten, sind komplex und schwierig zu messen. Zweifellos aber haben sie zur politischen Stabilität der schweizerischen Gesellschaft beigetragen, dies in zweierlei Hinsicht: die Selbstorganisation der Branchen sorgte für eine hohe Akzeptanz der Regeln des Wettbewerbs unter den Branchenangehörigen, die Kodifikation seiner Regeln durch den Staat gehörte darüber hinaus zum politischen System. Die Branchenverbände suchten die Anerkennung ihrer Kompetenz und ihrer Partikularinteressen durch die anderen Interessengruppen, im Tausch dafür stimmten sie, wo ihre Interessen nicht tangiert waren, den Partikularinteressen der anderen Branchen zu. Interessenkonflikte wurden durch die Verbände und die Exekutive konsensstiftend in den verschiedenen Etappen der vorparlamentarischen Verfahren gelöst.

Der Dualismus von firmenspezifischer Anpassung an den Weltmarkt einerseits und Abschottung, Selbstregulation der ganzen Branche andererseits, von monopolistischer Konkurrenz auf dem Weltmarkt und Kartell im Binnensektor, kennzeichnet das schweizerische Wachstumsmodell im 20. Jahrhundert. Der Ausbau der korporatistischen Strukturen und die Einschränkung des Wettbewerbs im Binnensektor waren im Hinblick auf den weltwirtschaftlich ausgerichteten Wachstumsprozess vollkommen funktional: Die hohe Integrationskraft des politischen Systems sicherte die soziopolitische Stabilität; diese sorgte in Zeiten, in denen das europäische Ausland Weltkriege, Faschismus, Kalten Krieg, politische und rechtliche Unsicherheit sowie einen eingeschränkten Kapitalverkehr kannte, für eine hohe politische Standortrente und verschaffte gleichzeitig der Exportindustrie Qualitätsmerkmale, die der Produktdifferenzierung förderlich waren. Die Anpassungsfähigkeit kleiner Staaten in der Weltwirtschaft geht nicht zuletzt auf korporatistische Elemente ihres politischen Systems zurück. Für die Schweiz spricht Katzenstein von einem liberalen Korporatismus, ein Begriff, der den Kern der Sache nicht schlecht trifft. Die Anpassung der Wirtschaft an weltwirtschaftliche Impulse wickelte sich marktgesteuert und kaum behindert von staatlichen Einflüssen ab. Der entsprechende Konsens war das Ergebnis eines integrativ wir-



2



3

kenden politischen Systems, in dem die Interessen in Verbänden gebündelt und in einem Prozess des Aushandelns aufeinander abgestimmt wurden. Der Staat trifft dort kompensatorische Massnahmen, wo sich aus dem Anpassungsprozess Härten ergeben.

Auch die Organisation des Arbeitsmarktes fügte sich nahtlos in den liberalen Korporatismus ein. In den 1920er und 1930er Jahren erfolgte eine grundlegende Neuorientierung der Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Gewerkschaften, die mit den Stichworten Arbeitsfriede und Sozialpartnerschaft charakterisiert werden kann. Die Gewerkschaften gaben fortan einer Wachstumspolitik verteilungspolitischen Zielsetzungen gegenüber den Vorrang. Sie akzeptierten die Notwendigkeit betriebs- und branchenspezifischer Strukturanpassungen an den Weltmarkt und orientierten sich in ihren Lohnforderungen am Teuerungsausgleich plus einer Teilhabe am Realwachstum. In der Praxis lagen die Lohnabschlüsse in der Nachkriegszeit tendenziell immer deutlich unter den Produktivitätsgewinnen, so dass ein Anreiz für die Arbeitgeber entstand, ihre Arbeitsnachfrage ständig auszudehnen und zusätzliche ausländische Arbeitskräfte zu beschäftigen. Die Massenimmigration hat für die Schweiz mehrere Wirkungen gehabt: sie führte durch die Bevölkerungszunahme zu einem starken Wirtschaftswachstum, öffnete schweizerischen Arbeitnehmern gute individuelle Aufstiegsmöglichkeiten und sicherte

1
Schweizerische Nationalbank (1907),
100 Franken

2+3
Schweizerische Nationalbank (1918),
100 Franken (Vorder- und Rückseite)



1



2

ihnen Wohlstandsgewinne durch die Unterschichtung. Die Ausländerbeschäftigung wirkte auch als Konjunkturpuffer auf dem Arbeitsmarkt, sie garantierte Vollbeschäftigung und hohe Arbeitsplatzsicherheit hauptsächlich der männlichen Schweizer Arbeitnehmer auch in Rezessionsphasen.

**Der verlängerte Sonderfall:
Die Restabilisierung der siebziger Jahre**

Mitte der siebziger Jahre wurde das Nachkriegswachstum weltweit abrupt unterbrochen, bedingt hauptsächlich durch den Erdölshock von 1973 und die darauf folgende Phase restriktiver Geldpolitik. In der Schweiz fiel die Rezession besonders scharf und der daran anschliessende Trendbruch in den Wachstumsraten des realen Pro-Kopf-Einkommens besonders deutlich aus. In gewisser Hinsicht war das Modell des Nachkriegswachstums schon zu Beginn der siebziger Jahre in eine Krise geraten; internationale und innenpolitische Entwicklungen hatten sich dabei zur Geltung gebracht. Durch die Art und Weise der Krisenbewältigung Mitte der siebziger Jahre wurde die Sonderentwicklung der schweizerischen Wirtschaft im 20. Jahrhundert erneut fortgesetzt, die Züge des Sonderfalls Schweiz nochmals betont. Die schweizerische Wirtschaftspolitik reagierte wesentlich anders auf den Erdölshock als die meisten anderen Industrieländer. Die Finanzpolitik räumte fortan zwei Zielen oberste Priorität ein: der Bekämpfung der Budgetdefizite und der Stabilisierung bzw. Rückführung der Staatsquote. Im Ausland dagegen reagierten die meisten Regierungen mit keynesianischer Nachfragestimulierung auf die Konjunkturschwäche, welche man dem Erdölshock, der Weltwirtschaftsrezession und zumeist auch einer restriktiven Geldpolitik verdankte. Im Bereich der Geldpolitik ging die Schweiz zu flexiblen Wechselkursen über, im Unterschied zu den meisten kleineren europäischen Ländern, die ihre Währung an die Währung eines grossen Landes oder an einen Währungskorb fixierten. Dieser Übergang war verbunden mit einer autonomen Geldmengensteuerung, die sich prioritär am Ziel der Preisniveau-Stabilität ausrichtete. In der

1+2
Schweizerische Nationalbank (1910), 100 Franken (Vorder- und Rückseite),
Entwurf von Ferdinand Hodler

3
Schweizerische Nationalbank (1946), 500 Franken, Entwurf von Eug. Burnand

4
Schweizerische Nationalbank (1943),
1'000 Franken, Entwurf von Eug. Burnand



4

Immigrationspolitik waren die Prioritäten schon 1971 neu gesetzt worden: Damals war man zu einer globalen Plafonierung der Ausländerzahl und zur Kontingentierung der Fremdarbeiter nach Kantonen statt Betrieben übergegangen.

Die Kehrtwende und der Alleingang der schweizerischen Wirtschaftspolitik in den siebziger Jahren sind somit nicht allein im Kontext der neoliberalen oder neokonservativen Wende zu werten, die später in den achtziger Jahren weltweit Furore machte. Sie entsprechen ebenso sehr einer in der Tradition des schweizerischen Sonderfalls stehenden Antwort, welche die schweizerische Wirtschaftspolitik einerseits auf die Destabilisierung der Weltwirtschaft, insbesondere das Ende des Währungssystems von Bretton Woods, und andererseits auf die innenpolitische Folgewirkungen des Nachkriegswachstums gab.

Nach einer Anpassungs- und Stabilisierungsphase setzte nach 1978 eine neue Phase des Wirtschaftswachstums ein. Die Stabilisierung der Franken/D-Mark-Relation einerseits und die Fortschritte der europäischen Integration andererseits machten die Exportnachfrage zur Stütze des Wachstumsprozesses. Das Wirtschaftswachstum war, an jedem konventionellen Indikator gemessen, erfolgreich; es darf aber nicht übersehen werden, dass der Wachstumsprozess seinem Charakter nach erhebliche Widersprüche aufwies:

Obschon von einer fortschreitenden wirtschaftlichen Integration der Schweiz in Europa begleitet, blieben wichtige Bereiche der Wirtschaft, insbesondere der Binnenwirtschaft, teilweise abgeschottet und ausgespart. Dies wurde insofern problematisch, als die europäische Integration der achtziger Jahre, aber auch die weltweite Liberalisierung der Märkte verstärkten Druck auf die Kleinstaaten ausübten. Beide Entwicklungen schränkten ihre Möglichkeiten, politisch wichtige Sektoren abzuschotten, und ihre Handlungsspielräume für einen Alleingang zusehends ein. Die Deregulierung und die Finanzinnovationen in der Finanzindustrie führten umgekehrt dazu, dass der Hypothekarkredit verstärkt in das übrige Zinsgefüge

integriert wurde. Der Zufluss an traditionellen Refinanzierungsinstrumenten wie Spargeldern oder Kassenobligationen reichte in den achtziger Jahren nicht mehr aus, um die sehr stark wachsende Kreditvergabe der Banken im Hypothekarkbereich zu decken. Dies blieb unbemerkt, solange die Geldmarktsätze tief lagen und sich die Banken entsprechend komfortabel mit Kundenfest- oder Interbankgeldern zu refinanzieren vermochten.

Die Herausforderung durch den europäischen Integrationsprozess:

Das schweizerische Modell des 20. Jahrhunderts scheint in eine Krise geraten zu sein. Wie es für ähnliche Situationen in der schweizerischen Wirtschaftsgeschichte charakteristisch ist, hat eine Kombination weltwirtschaftlicher und weltpolitischer Schocks, deren Effekte noch durch interne ökonomische und politische Veränderungen verstärkt werden, zum Aufbrechen der Widersprüche geführt.

Als erster externer Faktor kann der zunehmende Erfolg der europäischen Integration in den 1980er Jahren angeführt werden. Die Dynamik der EG vermittelte den Eindruck, dass das Abseitsstehen kostspielig, ja unmöglich sei. Der zweite externe Faktor war der Zusammenbruch der stalinistischen Regimes in Osteuropa, damit das Verschwinden des Ost-West-Gegensatzes und das Ende des Kalten Krieges. Es wurde dies als Zeichen aufgefasst, dass Europa in Zukunft ein politisch stabiler Kontinent sei und längerfristig kein Platz mehr für eine politische Stabilitätsrente der Schweiz bestünde. Der dritte – interne – Faktor, der aber die Art der Rezeption des internationalen Geschehens wesentlich bestimmte, war das weitverbreitete Gefühl, dass die schweizerische Wirtschaft, Gesellschaft und Politik mit ihren korporatistischen Zügen in ihrer inneren Dynamik erstarrt, versteinert, blockiert und nicht oder schwerlich mehr aus sich heraus anpassungsfähig sei (Borner 1990, Moser 1991). Die hohe Teuerung und die Rezession, die seit 1990 das Konjunkturbild prägen, wurden vor dem Hintergrund dieser Krisengefühle als

Symptome einer Systemkrise interpretiert, der nur mit radikalen ordnungspolitischen Schritten beizukommen sei. Die Teilnahme am Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) und der Beitritt zur Europäischen Gemeinschaft (EG) erscheinen so als angebotsorientiertes Konjunkturprogramm, um eine ordnungspolitische Erneuerung, eine Deregulierung und ein Aufbrechen der Märkte herbeizubringen, die innenpolitisch nicht mehr geschafft werden kann. Erstaunlich die Parallele zu anderen Ländern.

Diagnose und Therapie könnten falscher nicht sein. Längerfristige strukturelle Wettbewerbsverluste der Schweiz lassen sich auf *makroökonomischer* Ebene beim besten Willen nicht erkennen. Nachdem die Schweiz zwischen 1964 und 1982 tatsächlich praktisch Jahr für Jahr tiefere Wachstumsraten als das Gros der OECD-Länder verzeichnet hatte, war der Wachstumsprozess in den 1980er Jahren, gemessen an der Zunahme des durchschnittlichen Pro-Kopf-Produkts, im internationalen Vergleich überaus erfolgreich. Die im Sommer 1990 begonnene Rezession ist rein nachfragebedingt, verursacht durch eine wesentlich abgeschwächte Weltkonjunktur und – teilweise bedingt durch die hohen deutschen Zinssätze – durch die restriktive Geldpolitik. Im Vergleich zum Ausland und zu früheren Rezessionsphasen haben die Exporte ausserordentlich gut abgeschnitten. Was die gegenwärtige Rezession von früheren unterscheidet, ist der im Vergleich zu früheren Hochzinsphasen raschere und stärkere Anstieg der Hypothekensätze. Dieser verstärkte Anstieg ist keineswegs auf einen, wie oft argumentiert wird, unvermeidlichen Verlust des Zinsbonus im internationalen Kontext zurückzuführen. Die schweizerischen Zinssätze liegen am Euromarkt insbesondere bei den längeren Laufzeiten wesentlich unter den entsprechenden deutschen Sätzen gleicher Laufzeit. Die raschere Anpassung der Hypothekensätze an die Marktsätze entspringt vielmehr Finanzinnovationen, der Deregulierung des schweizerischen Finanzsektors und einem in diesem Zusammenhang veränderten Anlageverhalten des Publikums. In der gegenwärtigen Hochzinsphase nahm bei den Banken die Refinanzierung der Hypotheken durch die traditionellen In-

strumente (hauptsächlich Spargelder und Kassenobligationen) massiv ab. Die Banken mussten in ausserordentlichem Mass auf Interbank- oder Kundenfestgelder zurückgreifen, was die durchschnittlichen Refinanzierungskosten wesentlich verteuerte. Diese strukturelle Anpassung der Hypothekensätze ist noch nicht abgeschlossen. In einem deregulierten Finanzsektor werden die Kreditsätze aufgrund der Grenzkosten bestimmt, d.h. der Kosten für die zusätzliche Beschaffung von Passivgeldern, nicht mehr aufgrund der Durchschnittskosten wie bisher beim politisch regulierten Hypothekensatz. Entsprechend werden sich die Hypothekensätze tendenziell weiter den Marktsätzen angleichen. Die rasche Abfolge der Hypothekarrunden bildete einen wichtigen Faktor bei der Teuerung der Jahre 1990 und 1991: Die höheren Hypothekensätze übersetzten sich in höhere Mieten, Unternehmenskosten und Preise; zusammen mit dem wegen der Konjunkturüberhitzung ausgetrockneten Arbeitsmarkt und der 1989 erfolgten Frankenabwertung brachten sie 1990/91 die Lohn-Preis-Spirale in Gang. Die restriktive Wirkung der hohen Zinssätze auf die Konjunktur, damit auch auf die Lohnzuwächse, sowie die Stabilisierung der Hypothekensätze auf dem erhöhten Niveau haben 1992 zu einem Rückgang der Teuerung geführt. Konjunkturpolitisch wären höhere Hypothekensätze unerwünscht, weil diese die Teuerung weiter anheizen und die Inlandnachfrage, insbesondere die Investitionen, scharf reduzieren würden. Ferner ist in solch heiklen Konjunkturphasen zu vermeiden, der Wirtschaft mit Schocks – Regulationen können je nach ihrer Ausgestaltung diese Wirkung haben – hohe Anpassungskosten aufzuerlegen. Exakt diese Wirkung könnte aber das EWR-Abkommen, gekoppelt mit einem raschen EG-Beitritt der Schweiz, haben, auch wenn diese die Verbesserung der Rahmenbedingungen, die Sicherung der Wettbewerbsfähigkeit oder aber die Teilhabe am europäischen Binnenmarkt zum Ziel haben. Der Effekt auf Teuerung und Konjunktur könnte genau entgegengesetzt denn angestrebt ausfallen, selbst langfristig würden statt der versprochenen Wettbewerbs- und Wohlstandsgewinne eine verschlechterte Wettbe-



werbsfähigkeit und ein deutlicher Rückgang des Lebensstandards eintreten.

Die positive Einschätzung der Zukunftsaussichten der EG einerseits und der positiven Wirkungen von EWR und EG-Beitritt für die Schweiz andererseits kommt nur zustande, weil die geld- und währungspolitischen Aspekte, die im Rahmen der Diskussion über das Verhältnis der Schweiz zu Europa in den Mittelpunkt gehören, ausgeblendet oder nicht richtig verstanden werden.

Was ist die Europäische Gemeinschaft, repräsentiert sie wirklich die Zukunft Europas, impliziert sie für die neunziger Jahre einen dynamischen Wirtschaftsraum auf einem ganzen Kontinent, der durch die Deregulierung und durch die Öffnung der Märkte einen erheblichen Wachstumsschub entfalten wird und bei dem ein Abseitsstehen für einen exportorientierten Kleinstaat damit kostspielig oder unmöglich ist?

Die EG der neunziger Jahre wird durch zwei zentrale Programme bestimmt werden, das Binnenmarktprogramm im Rahmen EG 92 und das Maastrichter Abkommen. Das Binnenmarktprogramm wird aufgrund der Öffnung der Märkte im Wesentlichen zu einer verstärkten wirtschaftlichen Integration Europas führen, die längerfristig Wohlstandsgewinne erbringt. Kurz- und mittelfristig werden aber auch äusserst schmerzhaft Struktur Anpassungen erfolgen. Gemäss dem in Maastricht im Dezember 1991 verabschiedeten Abkommen würden die nominellen Wechselkurse der Teilnehmerländer im EWS praktisch fixiert. Gegen Ende des Jahrzehnts ist geplant, die nationalen Währungen zugunsten einer Einheitswährung aufzuheben. Der Zutritt zur Einheitswährung ist für jedes einzelne Land an sehr restriktive Bedingungen bezüglich der Inflationsrate, der staatlichen Budgetdefizite, der Staatsverschuldung und der Stabilität der Wechselkurse gebunden. Nur die wenigsten EG-Länder vermögen diese Bedingungen heute zu erfüllen.

Aus makroökonomischer Sicht enthält das Maastrichter Abkommen grundlegende Widersprüche. Europa stellt am Ende des 20. Jahrhunderts keinen optimalen Währungsraum dar. Was bedeutet dies? Länder und Regionen entwickeln sich



ungleichgewichtig. Regionen mit wachstumsstarken Industrien oder Dienstleistungsbranchen stehen solchen mit ungünstigerer Wirtschaftsstruktur gegenüber, mit entsprechenden Unterschieden der Produktivitäts- und Einkommensentwicklung. *Innerhalb* eines einheitlichen Währungsraumes kann eine Anpassung an die unterschiedlichen realwirtschaftlichen Entwicklungen nur über die Mobilität der Produktionsfaktoren erfolgen. Arbeitskräfte und Kapital müssen räumlich, branchen- und betriebsmässig mobil sein. Sonst kommt es in strukturschwachen Regionen zu Massenarbeitslosigkeit, in den Wachstumszentren zu ausgetrockneten Arbeitsmärkten. Alternativ können innerhalb eines Währungsraumes auch Transferzahlungen von den strukturstarke an die strukturschwachen Regionen erfolgen. *Zwischen* verschiedenen Währungsräumen erfolgt eine Anpassung an die unterschiedliche realwirtschaftliche Dynamik hauptsächlich über den realen, d.h. den um die Unterschiede in der Entwicklung des Preisniveaus bereinigten Wechselkurs. Strukturschwächere Länder können ihre Währung abwerten und dadurch ihre Wettbewerbsfähigkeit bewahren, die Arbeitslosigkeit bleibt trotz ihrer schwächeren Produktivitätsentwicklung gering. Ein Währungsraum wird als optimal bezeichnet, wenn die Mobilität der Produktionsfaktoren innerhalb des Raumes und damit die Anpassungsfähigkeit der Wirtschaft sehr hoch sind. Ein optimaler Währungsraum setzt ein einheitliches Rechtssystem, gemeinsame Sprache und Kultur, ein einheitliches Schul- und Ausbildungssystem, einen einheitlichen Wohnungs- oder Häusermarkt, aber auch eine kulturelle und mentale Disposition zur Mobilität voraus. Diese Voraussetzungen sind in der Regel im Rahmen eines historisch gewachsenen Nationalstaats gegeben.

Der Vertrag von Maastricht schafft also einerseits einen Zwang zur internationalen Mobilität in Europa, weil in Zukunft die Wechselkurse als Anpassungsmechanismus entfallen. Insbesondere in den strukturschwächeren Ländern wird zwangsläufig ein massiver Auswanderungsdruck entstehen. Andererseits sind in Europa die Voraussetzungen zu einer ge-

nügend hohen internationalen Mobilität auf dem Arbeitsmarkt nicht gegeben, auch wenn einige wichtige rechtliche Hemmnisse mit dem EG-92-Vertrag beseitigt sind. Allein die Vielfalt der Sprachen stellt auf dem Arbeitsmarkt eine wichtige internationale Mobilitätsbarriere dar. Innerhalb der Europäischen Gemeinschaft hätten deshalb die Wechselkurse weiterhin als realwirtschaftlicher Anpassungsmechanismus erhalten bleiben sollen, *gerade wenn die wirtschaftliche Integration mit ihren unvermeidlichen massiven Strukturanpassungen durch das EG-92-Binnenmarktprogramm vorangetrieben wird.* Ein starker Druck zur internationalen Migration, strukturelle Massenarbeitslosigkeit und ein zusätzlicher Zwang zu hohen Transferzahlungen an die schwächeren Länder sind vorprogrammiert.

Die Ausschaltung der Wechselkurse als Anpassungsmechanismus ist insofern noch verhängnisvoller, als der Maastrichter Vertrag vielen EG-Ländern, insbesondere auch den strukturschwächeren, eine längere Phase teils sehr restriktiver Finanzpolitik auferlegt. Um die Kriterien für die Einführung der gemeinsamen Währung zu erfüllen, müssen Staatsverschuldung und laufende Budgetdefizite erheblich reduziert werden. Für die Geldpolitik in ganz Europa mehr als unglücklich ist die zeitliche Koinzidenz des Maastrichter Abkommens mit der Realisierung der Deutschen Einheit. Die Bundesrepublik Deutschland, welche das europäische Währungssystem (EWS) dominiert und damit die Zinssätze in ganz Europa massgebend beeinflusst, ist als Folge der Deutschen Einheit in Bezug auf Budgetdefizite und Inflation in gravierende Stabilitätsprobleme geraten. Die Inflation und die hohen Budgetdefizite bedeuten, dass die Bundesbank eine restriktive Geldpolitik führen muss. Die anderen EG-Länder geben mit der Fixierung der Wechselkurse das wichtigste Instrument aus der Hand, um die Effekte der restriktiven Geldpolitik in Deutschland auch nur geringfügig abzufedern.

Wenn die Umsetzung des im Maastrichter Abkommen festgehaltenen Fahrplans ernsthaft angegangen wird, so bedeutet dies nichts anderes als eine längere Phase restriktiver Geld-

SCHWEIZERISCHE NATIONALBANK
BANCA NAZIONALE SVIZRA



und Finanzpolitik in ganz Europa, verbunden mit unter Umständen sehr hohen Zinsen. Da die Liberalisierung der Märkte im Rahmen der EG 92 und die irreversible Fixierung der Wechselkurse ohnehin zu massiven Strukturanpassungen führen, muss in Europa für die neunziger Jahre mit einem sehr schwachen Wirtschaftswachstum, wenn nicht einer schweren Rezession oder – sollten die deutschen Zinssätze noch erheblich steigen – gar Depression, verbunden mit sehr hoher struktureller und konjunktureller Arbeitslosigkeit, gerechnet werden. Die Europäische Gemeinschaft stellt somit in den neunziger Jahren keineswegs jenen dynamischen Wirtschaftsraum dar, als den ihn die rein mikroökonomisch orientierten ordnungspolitischen Erneuerer ansehen. Das Projekt der EG ist aus geld- und währungspolitischen Gründen vielmehr ein Rezessionsprogramm, welches die Europäische Gemeinschaft bis in ihre Grundfesten erschüttern kann. Durch das Abseitsstehen wird ein Kleinstaat keineswegs zum Ausnahmefall werden, und für eine politische Stabilitätsrente eines Landes in Europa wird weiterhin Platz vorhanden sein. Was bedeuten EWR und rascher EG-Beitritt für die Schweiz? Inwiefern repräsentieren sie eine Kontinuität, inwiefern einen Bruch mit der Tradition des Sonderfalls? Die Teilnahme am Europäischen Wirtschaftsraum wie auch ein EG-Beitritt stehen einerseits in der Tradition der etappenweisen weltwirtschaftlichen Integration, was die Öffnung der Güter-, Dienstleistungs- und Kapitalmärkte betrifft. Der Exportindustrie werden hauptsächlich über den verbesserten Zugang zur staatlichen Auftragsvergabe im Ausland neue Märkte geöffnet. Ansonsten verfügt sie aufgrund des EG-Freihandelsabkommens von 1972 bereits über diesen Zugang. Ferner wird die Exportindustrie durch die Liberalisierung des Arbeitsmarktes und den Lohndruck ihre internationale Wettbewerbsfähigkeit verbessern können.

EWR-Teilnahme und EG-Beitritt stellen aber in anderer Hinsicht einen Bruch mit der Vergangenheit des schweizerischen Wachstumsmodells des 20. Jahrhunderts dar, dessen Trag-

1
Schweizerische Nationalbank (seit März 1979),
20 Franken

2
Schweizerische Nationalbank (seit Oktober
1976), 100 Franken

weite gar nicht überschätzt werden kann. Hauptsächlich die bisher geschützten binnenwirtschaftlichen Branchen werden direkt davon betroffen, das Baugewerbe, das Gewerbe, die freien Berufe und der Dienstleistungssektor im Allgemeinen. Sektorale Kartellrenten werden verschwinden. Der durch die Importkonkurrenz verschärfte Wettbewerb wird auch die Unternehmen dieser Branchen zu einer Spezialisierung, zum Ausweichen auf Marktnischen und zum Export zwingen. Die Konzentration durch das Ausscheiden der ineffizienten oder nicht umstellungsfähigen Anbieter wird sich verstärken. Durch das EWR-Abkommen bleibt die Landwirtschaft vorerst ausklammert. Doch auch sie wird – aufgrund der GATT-Verhandlungen im Rahmen der Uruguay-Runde, erst recht bei einem EG-Beitritt – einer Anpassung der Produzentenpreise in Richtung Weltmarktpreise ausgesetzt sein. Die gesamtwirtschaftlichen Effekte dieser Strukturanpassung sind, wird der Effekt nur mikroökonomisch partiell betrachtet, längerfristig positiv, kurz- und mittelfristig allerdings bringen sie hohe Anpassungskosten mit sich. Einen Bruch mit der Vergangenheit bedeutet auch die im EWR-Abkommen enthaltene Liberalisierung des Arbeitsmarktes. Die Löhne der meisten Berufsgruppen werden, insbesondere da europaweit mit einem beträchtlichen Wanderungsdruck zu rechnen ist, unter Druck geraten. Durch das bisherige Arbeitsmarkt-Regime – Vollbeschäftigung und Unterschichtung durch Fremdarbeiter – werden sich privilegierte Gruppen erstmals einer Konkurrenz durch gleich oder besser qualifizierte Ausländer gegenüber sehen. Ferner entfällt inskünftig die Konjunkturpufferfunktion der Ausländerbeschäftigung. Die in der Nachkriegszeit im internationalen Vergleich ausgeprägten Konjunkturschwankungen in der Schweiz werden inskünftig voll auf den Arbeitsmarkt durchschlagen.

Die positive Einschätzung der Teilnahme am EWR und eines EG-Beitritts durch viele Ökonomen ergibt sich nur deshalb, weil deren geld- und währungspolitische Konsequenzen überhaupt nicht oder nicht korrekt berücksichtigt werden. Die schweizerische Geld- und Währungspolitik wird durch die Teil-

nahme am Europäischen Wirtschaftsraum direkt nicht berührt, der Wechselkurs kann weiter flexibel bleiben. Anders bei einem Beitritt zur Europäischen Gemeinschaft, denn damit wäre auch ein Beitritt zum Europäischen Währungssystem verbunden. Der Bundesrat hat die EWR-Teilnahme als direkten Schritt auf dem schnellsten Weg zum EG-Beitritt bezeichnet, und die EG will die EFTA-Länder im beschleunigten Verfahren aufnehmen. Innenpolitisch stellt der Ausgang der EWR-Abstimmung ohne Zweifel eine Weichenstellung dar, ob dieser beschleunigte EG-Fahrplan eingehalten werden kann. Die Finanzmärkte eskomptieren, das ist die Erfahrung der letzten Jahre mit den EWS-Währungen, alle Schritte Richtung EG-Integration und bauen sie in die Zinssätze ein. Die Geldmarktsätze können von der Zentralbank gesteuert werden und sind direkt davon nicht betroffen. Für die Renditen langfristiger Obligationen dagegen ist es massgeblich, ob ein Land der EG und damit dem EWS beitreten wird, ob sein Wechselkurs im EWS dauerhaft fixiert wird und ob eine Einheitswährung eingeführt wird. Dabei sind nicht nur die tatsächlichen Integrationschritte, sondern auch die Erwartungen darüber von Bedeutung. Jeder Fortschritt der EG bei der Realisierung des Maastrichter Abkommens und jeder Integrationschritt der Schweiz in Richtung der EG führen deshalb unweigerlich in Richtung Anpassung der schweizerischen Kapitalmarktrenditen an diejenigen Europas. Dabei müssen folgende Fälle unterschieden werden: Feste Wechselkurse führen in der Tendenz zu einer Annäherung des schweizerischen an das europäische Zinsniveau, sie lassen aber immer noch einen Zinsbonus zu, der sich aus der zwischen In- und Ausland unterschiedlichen Entwicklung der Leistungsbilanz und des Preisniveaus ergibt. Eine Einheitswährung wird kein eigenes Zinsniveau mehr erlauben. Ein Fixkursystem mit der Perspektive einer Einheitswährung, wie es das EWS heute repräsentiert, führt tendenziell zu einer Angleichung der Zinssätze, längst bevor die formelle Einführung definitiv ist. Durch die Fixierung des Wechselkurses würde die Schweiz



die Geldpolitik, das wichtigste wirtschaftspolitische Instrument, aus der Hand geben, um die Effekte von schwachem Wachstum oder Inflation, Strukturanpassung und Massenarbeitslosigkeit in der EG auf die eigene Wirtschaft abzufedern. Zwei weitere negative Wirkungen einer Fixierung der Wechselkurse im Rahmen des EWS beziehungsweise des Anschlusses an eine Einheitswährung kämen hinzu:

Die Schweiz hat traditionell ein sehr hohes und wachsendes Nettoauslandsvermögen; sie bezieht einen stetigen Einkommensstrom aus diesen Auslandsanlagen, der wesentlich zum traditionellen Leistungsbilanzüberschuss in laufender Rechnung beiträgt. Dieser Leistungsbilanzüberschuss war in den letzten zwanzig Jahren zusammen mit der tendenziell geringeren Teuerung der Schweiz als im Ausland für die reale Aufwertung des Frankens verantwortlich: die Frankenaufwertung hat ihrerseits der Schweiz starke Terms-of-trade und damit auch Wohlstandsgewinne gebracht: die Konsumenten konnten relativ billig ausländische Güter und Dienstleistungen erwerben, die Unternehmen im Ausland günstig Vorleistungen beziehen. Bei festen Wechselkursen entfallen die Terms-of-trade-Gewinne ersatzlos.

Die negativen Konsequenzen einer allfälligen Zinsanpassung an das europäische Niveau dürfen keinesfalls unterschätzt werden. Grundsätzlich käme die hohe schweizerische Sparquote nicht mehr dem Inland für die Finanzierung von Investitionen in Sachkapital, Forschung und Entwicklung oder betriebsspezifischem Humankapital – oder der Finanzierung der eigenen staatlichen Budgetdefizite – zugute. Einer der wichtigsten, wenn nicht der überhaupt wichtigste Vorteil der Schweizer Wirtschaft im internationalen Wettbewerb würde verschwinden. Die Wirkung würde, passiert dies in einem Umfeld hoher internationaler Zinssätze, noch verstärkt durch die Anpassung der Hypothekar- an die Marktsätze. Die Kosten eines Zinsanstiegs auf das europäische Niveau könnten dann ganz erheblich sein: über wesentlich höhere Hypothekensätze, Mieten und andere Preise von Inlandgütern käme es zu einem weiteren deutlichen Anstieg des Preisniveaus.

Da die Komponenten der Inlandnachfrage, der Konsum und vor allem die Investitionen, ausgeprägt auf die Schwankungen der Hypothekarsätze reagieren, ergäbe sich ein gesamtwirtschaftlicher Nachfragerückschlag. Eine dauerhafte Erhöhung des Zinsniveaus würde aber nicht nur die Nachfrage, sondern auch das gesamtwirtschaftliche Produktionspotential verringern: Hypotheken oder hypothekarisch gedeckte Kredite, die zumeist variabel zu verzinsen sind, werden von vielen Unternehmen zur Investitionsfinanzierung verwendet. Ein starker Hypothekarzinsanstieg würde somit den Kapitalstock entwerten; viele der unter der Annahme wesentlich tieferer Zinssätze getätigten Investitionsprojekte würden unrentabel, und die mit ihnen betriebene Produktion müsste eingestellt werden. Höhere Kapital- und wegen des Lohndrucks tiefere Arbeitskosten würden ausserdem die Substitution von Kapital durch Arbeit begünstigen, keine günstige Voraussetzung für den technischen Fortschritt und die internationale Wettbewerbsfähigkeit. Zudem würden die Vermögensbestände sinken: die Inflation und der Zinsniveaustieg entwerten Obligationen, Kassenobligation und Aktien. Höhere Hypothekarsätze würden vor allem die Immobilienpreise unter Druck setzen, tendenziell würden diese sich dem europäischen Niveau anpassen. Da der Hypothekarkredit, bei dem Immobilien die Sicherheit bilden, das Rückgrat des schweizerischen Bankensystems darstellt, würde dies auch dessen Solidität und Fähigkeit zur Kreditschöpfung einschränken. Der Finanzplatz verlöre durch den EWR und bei einer Wechselkursfixierung ohnehin gewichtige komparative Vorteile, weil institutionelle Besonderheiten und die längerfristig aufwertungsverdächtige Währung entfallen. Die Kosten einer Zinsanpassung ans europäische Ausland übersteigen alle partiellen wohlstandssteigernden Effekte von EWR und EG-Beitritt um ein Vielfaches. Schliesslich kann auch nicht übersehen werden, dass grundlegende Pfeiler der politischen Stabilität der Schweiz entfallen werden. Im Rahmen der Europäischen Gemeinschaft wird der politisch-wirtschaftliche Entscheidungsmechanismus,

welcher der schweizerischen Stabilität zugrunde liegt, massiv abgeändert. Nicht das konsensorientierte Nehmen und Geben im Rahmen des verbandsmässig-korporatistisch bestimmten nationalen Rahmens werden mehr die zentralen Entscheidungen diktieren, sondern Brüssel, d.h. die EG-Kommission und der Ministerrat. In ihrer Logik sind deren Entscheidungen durch die Interessen vor allem der grossen Länder diktiert, nicht durch diejenigen des innerschweizerischen Gleichgewichts bei Bewahrung des Sonderfalles. Die innenpolitische Stabilität würde wohl durch Polarisierung und Verteilungskampf ersetzt.

Zusammenfassung und Schlussfolgerungen

Die Teilnahme am Europäischen Wirtschaftsraum mit einem nachfolgenden raschen EG-Beitritt bedeutet einen weitgehenden Bruch mit dem schweizerischen Wachstumsmodell des 20. Jahrhunderts. Diese Strategie beruht auf einer vermutlich zu optimistischen Einschätzung des Zukunftspotentials der EG einerseits, der Wirkungen von EWR und EG auf die Schweizer Wirtschaft andererseits. Die EG hat mit dem Maastrichter Abkommen und mit den Stabilitätsproblemen der Bundesrepublik im Gefolge der Deutschen Einheit den Weg zu Rezession und schwachem Wirtschaftswachstum, länderspezifischen Strukturkrisen und Massenarbeitslosigkeit in Europa geebnet. Ein rascher EG-Beitritt beziehungsweise die Erwartung des Marktes darüber könnte aufgrund weiter ansteigender Hypothekarzinssätze zu einer massiven Strukturanpassung der schweizerischen Wirtschaft, begleitet von einem ausserordentlich scharfen und langen Wachstumseinbruch, führen. Der Binnensektor würde einer eigentlichen Depression unterworfen, und die Exportindustrie ihren wichtigsten Wettbewerbsvorteil, die niedrigeren Kapitalkosten als im Ausland, dauerhaft einbüßen. Massenarbeitslosigkeit wäre auch in der Schweiz vorprogrammiert, und der Lebensstandard vieler Berufsgruppen dürfte deutlich sinken. Eine Fortsetzung des Sonderfalles bei selektiven Anpassungen des Wirtschaftsrechts und einem Aus- statt Abbau der direkten

Demokratie würde dagegen die negativen Konsequenzen des EWR und einer EG-Mitgliedschaft vermeiden.

Literaturhinweise

Bernegger, Michael: Die Schweizer Wirtschaft 1850-1913: Wachstum, Strukturwandel und Konjunkturzyklus. Lizentiatsarbeit Zürich 1983.

Bernegger, Michael: Die Schweiz unter flexiblen Wechselkursen, Synthese der Forschungsergebnisse des Nationalen Forschungsprogrammes Nr. 9 «Mechanismen und Entwicklung der Schweizerischen Wirtschaft», Band 2. Bern 1988.

Bernegger, Michael: Die Schweiz und die Weltwirtschaft: Etappen der Integration im 19. und 20. Jahrhundert. In: Bairoch, Paul, Körner, Martin M. (Hg.): Die Schweiz in der Weltwirtschaft (15.-20. Jh.), Zürich 1990.

Borner, Silvio und F. Wehrle: Die sechste Schweiz – Überleben auf dem Weltmarkt. Zürich 1984.

Borner, Silvio et al: Schweiz AG, Vom Sonderfall zum Sanierungsfall? Zürich 1990.

Borner, Silvio und Michael E. Porter: Internationale Wettbewerbsvorteile: Ein strategisches Konzept für die Schweiz, Frankfurt, New York, Zürich 1991.

Halbherr, Philipp, Najib Harabi, Martin Bachem: Die schweizerische Wettbewerbsfähigkeit auf dem Prüfstand: Herausforderung an Politik, Wirtschaft und Wissenschaft. Synthese der Forschungsergebnisse des Nationalen Forschungsprogrammes Nr. 9. «Wirtschaftsentwicklung», Band 1. Bern 1988.

Hauser, Heinz: EWR-Vertrag, EG-Beitritt, Alleingang. Wirtschaftliche Konsequenzen für die Schweiz. Kurzfassung des Gutachtens für den Bundesrat, Bern, St. Gallen 1991.

Katzenstein, Peter J.: Corporatism and Change. Austria, Switzerland and the Politics of Industry. London 1984.

Katzenstein, Peter J.: Small States in World Markets: Industrial Policy in Europe. London 1985.

Moser, Peter: Schweizerische Wirtschaftspolitik im internationalen Wettbewerb. Zürich 1991.

Siegenthaler, Hansjörg: Wirtschaft und Wirtschaftspolitik in der Schweiz 1850-1980. Unveröffentlichtes Vorlesungsmanuskript. Zürich 1980.

Siegenthaler, Hansjörg: Die Bedeutung des Aussenhandels für die Ausbildung einer schweizerischen Wachstumsgesellschaft im 18. und 19. Jahrhundert. In: Gesellschaft und Gesellschaften. Festschrift zum 65. Geburtstag von Prof. Dr. Ulrich Imhof. Hg. von N. Bernard und Q. Reichen. Bern 1982.

Siegenthaler, Hansjörg: Die Schweiz 1850-1914. In: Kellenbenz, Hermann (Hg.): Handbuch der europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 5, Stuttgart

Siegenthaler, Hansjörg (1987), Die Schweiz 1914-1984, in: Fischer, Wolfgang und andere (Hg.): Handbuch der europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Vom Ersten Weltkrieg bis zur Gegenwart, Bd. 6. Stuttgart 1987.

Die in diesem Artikel geäußerten Ansichten entsprechen den persönlichen Auffassungen des Autors und decken sich keineswegs notwendigerweise mit denjenigen der Schweizerischen Nationalbank (SNB).

Die Frage der direkten Demokratie

Die Institutionen der direkten Demokratie

Die Bundesverfassung von 1848, mit der die Schweizerische Eidgenossenschaft in ihrer heutigen Form gegründet wurde, sah bereits ein Initiativrecht auf Totalrevision sowie das obligatorische Referendum für alle übrigen Verfassungsänderungen vor. Verfassungsänderungen sind seither «Volk und Ständen» zur Abstimmung vorzulegen. Dabei bedarf es zur Annahme einer Verfassungsänderung einer Mehrheit der Stimmbürgerinnen und der Stände, d.h. der heute 26 Kantone und Halbkantone. Das Kriterium der doppelten Mehrheit schützt einerseits die territorialen Minderheiten vor der Tyrannie der Mehrheit. Da die einzelnen Kantone sehr unterschiedlich gross sind, besteht aber andererseits die Möglichkeit, dass eine relativ begrenzte Minderheit den Mehrheitswillen durchkreuzt.

Nach 1848 wurden die direktdemokratischen Einrichtungen auf Bundesebene kontinuierlich ausgebaut und differenziert. In der Totalrevision der Bundesverfassung von 1874 wurde zunächst das fakultative Gesetzesreferendum eingeführt. Mit dem fakultativen Referendum können im Parlament verabschiedete Gesetze und allgemein verbindliche Bundesbeschlüsse zur Volksabstimmung gebracht werden. Dazu notwendig sind heute die Unterschriften von 50'000 Stimmbürgerinnen oder – eine in der bisherigen Praxis ungenützte Möglichkeit – das Begehren von acht Kantonen. 1891 folgte die Einführung der Verfassungsinitiative. Diese erlaubt es heute 100'000 Stimmbürgerinnen, eine Teilrevision der Verfassung zu beantragen. Die von einer Initiative beantragte Verfassungsänderung wird zunächst vom Parlament diskutiert. Lehnt das Parlament den Vorschlag ab, so kann es den Stimmbürgerinnen dessen Ablehnung empfehlen und allenfalls einen eigenen Gegenvorschlag unterbreiten, zu dem sie in derselben Volksabstimmung Stellung nehmen müssen. Im Laufe des 20. Jahrhunderts kamen weitere Elemente hinzu. 1921 wurde das fakultative Staatsvertragsreferendum eingeführt – vorerst beschränkt auf unbefristete internationale Verträge. 1977 wurde es erweitert, und der Beitritt zu internationalen Organisationen wie der UNO und jener zu internationalen Wirtschaftsgemeinschaften wie der EG wurden dem obligatorischen Referendum unterstellt. Seit 1949 gibt es schliesslich ein obligatorisches Referendum für allgemeinverbindliche Dringliche Bundesbeschlüsse, welche nicht verfassungskonform sind. Diese müssen ein Jahr nach ihrem In-

kräfttreten Volk und Ständen zur Abstimmung vorgelegt werden. Im Ablehnungsfall treten sie ausser Kraft.

Nie verwirklicht wurde auf Bundesebene die Gesetzesinitiative. Ein entsprechendes Postulat von 1950 sowie eine Volksinitiative von 1958 scheiterten ebenso wie der erste diesbezügliche Vorstoss von 1872 am Widerstand bürgerlicher Kreise. Seit dem Zweiten Weltkrieg erlitt eine ganze Reihe weiterer Versuche zum Ausbau der direkt-demokratischen Rechte auf Bundesebene dasselbe Schicksal: In den fünfziger und sechziger Jahren scheiterten die durch Initiativen lancierten Forderungen nach einem Referendum für Konzessionen von Wasserkraftwerken (1956), zu Fragen der öffentlichen Finanzen (1956) sowie zur atomaren Bewaffnung (1963). Seither gab es drei weitere erfolglose Versuche zur Ausweitung der direkt-demokratischen Rechte: Die Ausweitung der Volksrechte im Nationalstrassenbau (1978) fand ebensowenig eine Mehrheit wie jene in Sachen Kernenergie (1979) und jene betreffend Militärausgaben (1987).

Soweit die Situation auf Bundesebene. Wenn man von direkt-demokratischen Institutionen in der Schweiz spricht, sollte man nicht aus den Augen verlieren, dass es diese Institutionen auf allen drei Systemebenen gibt – auf der Ebene des Bundes, der Kantone und der Gemeinden. Auf der Kantons-ebene sind diese Institutionen gar noch besser ausgebaut als auf Bundesebene.¹ So gibt es in allen Kantonen die Gesetzesinitiative, und alle Kantone kennen auch das Finanzreferendum. In neunzehn Kantonen sind Ausgabenbeschlüsse, die einen bestimmten Betrag übersteigen, dem obligatorischen Referendum unterstellt. Sie müssen, mit anderen Worten, automatisch dem Volk zur Abstimmung unterbreitet werden. Alle übrigen Kantone kennen das fakultative Finanzreferendum. In einigen Kantonen sind auch die kantonalen Stellungnahmen im Rahmen von Konsultationsverfahren des Bundes zu Fragen der Kernenergie und des Strassenbaus dem obligatorischen (oder fakultativen) Referendum unterstellt. Schliesslich besteht in den meisten Kantonen auch ein Referendum zum Abschluss von interkantonalen Konventionen. Aus Platzgründen konzentriere ich mich im Folgenden auf die Bundesebene.

Die Funktionsweise der direkten Demokratie

Die Instrumente der direkten Demokratie erlauben ganz generell eine Öffnung des politischen Systems gegenüber seiner gesellschaftlichen Umwelt. Eine derartige Öffnung vermindert die Autonomie des politischen Systems und impliziert gleichzeitig auch eine Verminderung seiner Handlungsfähigkeit. Direkt-demokratische Mechanismen schliessen einen hohen Konsensbedarf mit ein, was die politischen Entscheidungsprozesse kompliziert und verlängert. Gleichzeitig erhöhen sie aber auch die Integrationsfähigkeit des politischen Systems und die Legitimität einmal getroffener Entscheidungen.

Volksentscheide werden in der Schweiz auch von den jeweils unterlegenen Bevölkerungsgruppen in aller Regel akzeptiert. Nach diesen allgemeinen Bemerkungen zur Funktion der direkten Demokratie im politischen System der Schweiz gilt es aber zwischen der Wirkungsweise des Referendums einerseits und jener der Initiative andererseits deutlich zu unterscheiden. Die beiden Instrumente folgen zwei ganz unterschiedlichen Logiken. Wenden wir uns zunächst dem historisch älteren Referendum zu. Mit dem – obligatorischen oder fakultativen – Referendum haben die Stimmbürgerinnen die Möglichkeit, am Ende eines politischen Entscheidungsprozesses zu intervenieren. Das Referendum hat den Charakter eines Vetos, es bildet ein Sicherheitsventil, das den Stimmbürgerinnen die Möglichkeit gibt, die Durchsetzung eines Projektes, das ihnen nicht passt, zu verhindern. Das Referendum erlaubt eine sachfragenspezifische Opposition von Fall zu Fall.

Diese allgemeinen Eigenschaften des Referendums haben, gemäss der bekannten Hypothese von Neidhart², den politischen Entscheidungsprozess in der Schweiz von Grund auf verändert. Neidharts These bezieht sich in erster Linie auf das fakultative Referendum, aber in analoger Weise gilt sein Argument auch für das obligatorische Referendum. In Bezug auf das fakultative Referendum besteht immer die Möglichkeit, dass eine Interessengruppe, die mit dem Ergebnis eines Gesetzgebungsprozesses nicht einverstanden ist, das fakultative Referendum gegen das vom Parlament verabschiedete Gesetz ergreift, eine Volksabstimmung erzwingt und damit das ganze Gesetzesprojekt gefährdet. Die Referendumsdrohung schwebt also, wie das Schwert des Damokles, über dem gesamten legislativen Prozess. Um zu verhindern, dass allfällige unzufriedene Interessengruppen ein einmal geschnürtes Gesetzpaket nach Abschluss der parlamentarischen Verhandlungen mit Hilfe des Referendums sabotieren, hat sich, gemäss Neidharts Argumentation, in der Schweiz die Praxis herausgebildet, alle «referendumsfähigen» Organisationen bereits in einem frühen Stadium in den Gesetzgebungsprozess einzubeziehen.

Die plebiszitäre Demokratie wurde, so Neidhart, in eine Verhandlungsdemokratie transformiert. Es sind ausgebaute vorparlamentarische Entscheidungsverfahren entstanden, in die regelmässig alle relevanten Interessengruppen mit einbezogen werden. In langwierigen Verfahren werden «referendumsfeste» Kompromisse ausgehandelt, die dann vom Parlament kaum noch modifiziert werden. Die Referendumsdrohung einflussreicher Verbände begrenzt die Handlungsfähigkeit des Parlamentes, sie impliziert eine Atmosphäre des Zweifels. Unentschlossenheit und selbst eine gewisse Hilflosigkeit des Parlaments sind die Folge.³ Schliesslich blieb auch die Regierung von der systembildenden Wirkung des Referendums

rendums nicht ausgenommen. Neidhart argumentiert, dass die grossen Parteien, die in der Lage waren, Regierungsvorlagen mit Hilfe des Referendums zu Fall zu bringen, sukzessive in die Regierung aufgenommen werden mussten. So wird die Schweiz seit 1959 von einer «grossen Koalition» von zwei Freisinnigen, zwei Christdemokraten, zwei Sozialdemokraten und einem Vertreter der Schweizerischen Volkspartei regiert. Die Frage stellt sich, ob die beschriebene weitgehende Integration aller relevanten politischen Kräfte in der Schweiz ausschliesslich, wie Neidhart dies tut, auf die Wirkungsweise des (fakultativen) Referendums zurückgeführt werden kann. Diesbezügliche Zweifel sind insofern angebracht, als sich auf Kompromiss und Schlichtung angelegte Konfliktregelungsmuster in allen kleinen Demokratien Westeuropas ausgebildet haben. Diese Mechanismen sind wahlweise mit den Konzepten der «Proporzdemokratie»⁴, des «Konsozialismus»⁵ oder des «Neo-Korporatismus»⁶ beschrieben worden. Die starke Integrationsfähigkeit der schweizerischen politischen Institutionen unterscheidet sich nicht grundsätzlich von jener der politischen Institutionen Schwedens, Dänemarks, Norwegens, Hollands, Belgiens oder Österreichs. Man kann aber vermuten, dass die institutionellen Integrationszwänge in der Schweiz aufgrund der Wirkungsweise des Referendums stärker sind als in diesen ansonsten vergleichbaren Ländern.

Im Gegensatz zum Referendum, das am Schluss eines politischen Entscheidungsprozesses interveniert, bildet die Initiative dessen Ausgangspunkt. Die Initiative erlaubt es, Impulse zu geben. Sie ermöglicht ihren Urhebern, ein Problem auf die politische Agenda zu setzen. Im Unterschied zur Petition, der keinerlei Verbindlichkeit zukommt, verpflichtet die Initiative die politische Elite dazu, sich mit einem Problem auseinanderzusetzen. Selbst wenn sie die Ideen der Initiative nicht akzeptiert, wird sie von ihnen möglicherweise beeinflusst. In einem Gegenvorschlag nimmt sie eventuell Ideen der Initiative auf, macht sie eventuell Konzessionen, welche die Initianten unter Umständen zu einem Rückzug ihrer Initiative veranlassen. Was aber noch wichtiger ist: die Initiative impliziert auch eine verbindliche Stellungnahme aller Stimmbürgerinnen. Selbst wenn sie bei diesen keine Gnade finden sollte, gibt der Abstimmungskampf, welcher dieser Stellungnahme notwendigerweise vorausgeht, doch Anlass zu einem öffentlichen Meinungsbildungsprozess.

Die mit der Initiative verbundene Öffnung des Systems ist bedeutend, sollte allerdings auch nicht überschätzt werden. Verschiedene Aspekte schränken in der Praxis die damit verbundenen Zugangsmöglichkeiten ein. Insbesondere braucht es nicht unerhebliche Ressourcen, um die erforderlichen 100'000 Unterschriften zusammenzubringen. Ist die Initiative einmal zustande gekommen, gilt es zudem, einen Abstim-



links:
 Abstimmungsplakat für die Rothenthurm-
 Initiative, 1987
 rechts:
 Abstimmungsplakat für die Moratoriums-
 Initiative, 1990



Entwicklung des Gebrauchs der Instrumente der direkten Demokratie

	Obligatorisches Referend.			Fakultatives Referendum				Initiative				
	Total oblige. Referendum	angenommen	abgelehnt	dem fakultat. Referendum unterstellte Vorlagen	Total fakultat. Referendarien	angenommen	abgelehnt	Total Initiativen	zurückgezogen	zur Abstimmung gebracht	angenommen	abgelehnt
1848-1874	11	2	9									
1875-1880	1	1	0	63	8	3	5					
1881-1890	4	3	1	75	6	2	6					
1891-1900	9	6	3	74	10	3	7	3	-	5	1	4
1901-1910	4	3	1	59	4	3	1	4	1	3	1	2
1911-1920	8	8	0	67	3	2	1	8	-	8	3	5
1921-1930	9	7	2	64	5	1	4	6	1	7	1	6
1931-1940	5	5	0	73	9	2	7	21	12	8	-	8
1941-1950	5	3	2	104	7	4	3	11	3	8	1	7
1951-1960	16	12	6	202	11	4	7	23	13	9	-	9
1961-1970	12	10	2	209	8	4	4	16	8	7	-	7
1971-1980	40	30	10	256	18	11	7	47	14	33	1	32
1981-1990	18	15	5	248	12	6	6	40	8	17	2	15
Total	144	103	41	1512	103	45	58	183	60	106	18	95

oben:
Abstimmungsplakat für die Wehrvorlage, 1935

unten:
Abstimmungsplakat der GSoA «Für eine Schweiz ohne Armee», 1985

mungskampf zu bestreiten, was erneut erhebliche Ressourcen voraussetzt.

Genauso wie das Referendum erfüllt auch das Instrument der Initiative eine latente integrative Funktion. Aufgrund einer detaillierten Studie der Auswirkungen der friedenspolitischen Initiativen auf die schweizerische Friedensbewegung können wir die mit der Initiative verbundenen integrativen Mechanismen genauer skizzieren.⁷ Als Folge der durch die Verfassung geforderten «Einheit der Materie», derzufolge eine Initiative eine einzige, klar umschriebene Forderung zu stellen hat, sind die Urheber einer Initiative gezwungen, ihr Programm auf einen einzigen Punkt zu reduzieren. In diesem Sinne erzwingt die Initiative immer taktische Konzessionen. Zweitens sind mit der Lancierung einer Initiative für deren Urheber immer auch Opportunitätskosten verbunden. Die Unterschriftensammlung und der Abstimmungskampf binden einen beachtlichen Teil der Ressourcen der oppositionellen Gruppe, die sich zur Lancierung einer Initiative entschliesst. Damit werden andere, in der Regel radikalere Aktionen verunmöglicht. Mit anderen Worten, die Lancierung einer Initiative schränkt das Handlungsrepertoire oppositioneller Kräfte erheblich ein. Schliesslich verstärkt die Lancierung einer Initiative die zentralistischen und bürokratischen Tendenzen in einer oppositionellen Bewegung. Epple kommt zum Schluss, dass diese integrativen Mechanismen die oppositionellen Bewegungen in der Schweiz insgesamt schwächen. Dieser Schluss ist allerdings nicht unwidersprochen geblieben. Der relative Erfolg der ausgesprochen radikalen Initiative der Gruppe für eine Schweiz ohne Armee deutet zum Beispiel darauf hin, dass Epples Schluss zu einseitig ist.⁸

Zusammenfassend und entsprechend verkürzt kann man feststellen, dass das politische System der Schweiz aufgrund seiner direkt-demokratischen Institutionen funktioniert wie ein Schwamm: dank seiner mit diesen Institutionen verbundenen Offenheit absorbiert es alle möglichen gesellschaftlichen Forderungen; angesichts der damit verbundenen beschränkten Effizienz ist es aber nur begrenzt in der Lage, diese Forderungen auch in konkrete Entscheidungen umzusetzen.

Tabelle 1 präsentiert einen Überblick über die Anwendungshäufigkeit und den Erfolg der Instrumente der direkten Demokratie auf Bundesebene. Aus dieser Tabelle geht zunächst hervor, dass sich die Benützung der direkt-demokratischen Institutionen in den letzten zwanzig Jahren stark intensiviert hat. Zweitens zeigt die Tabelle, dass die überwiegende Mehrzahl der obligatorischen Referenden (72 Prozent) den Test der Abstimmung erfolgreich bestanden haben. Drittens entnehmen wir der Tabelle, dass das fakultative Referendum tatsächlich nur selten (in 103 Fällen, d.h. in 7 Prozent der ihm unterstellten Vorlagen) ergriffen wurde. Es wäre allerdings verfehlt, an-





oben:
 Abstimmungsplakat des Aktionskomitees für
 Nationalstrassen, 1961 unten:
 Abstimmungsplakat für die Kleeblatt-
 Initiative, 1990

gesichts des nur punktuellen Einsatzes des fakultativen Referendums den Schluss zu ziehen, dieses sei eine eher bedeutungslose Erscheinung. Wie wir gesehen haben, entfaltet dieses Instrument seine Wirkung ja vor allem indirekt, indem der ganze politische Entscheidungsprozess auf seine Vermeidung hin angelegt wird. Die rein quantitative Betrachtungsweise lässt auch ausser Acht, dass das fakultative Referendum verschiedentlich gegen zentrale Modernisierungsprojekte ergriffen worden ist. Das Referendum gilt traditionell als bevorzugtes Instrument konservativer Kreise. Es erlaubt ihnen, den Status quo zu verteidigen und Reformprojekte, die aus ihrer Sicht zu weit gehen, in einer Volksabstimmung zu Fall zu bringen. Insgesamt wurden 56 Prozent (58 von 103) der Vorlagen, gegen die ein fakultatives Referendum ergriffen wurde, in der Volksabstimmung abgelehnt.

In Bezug auf die Initiativen ergibt sich aus Tabelle 1 schliesslich, dass diese auf Bundesebene nur selten in der Volksabstimmung angenommen werden. Von 1949 bis zur Annahme der Preisüberwacher-Initiative (Konsumentenschutz) in 1981 hatte keine einzige Initiative Erfolg in der Abstimmung. Seither sind aber erneut zwei Initiativen angenommen worden: die sogenannte Rothenturm-Initiative (1987), die sich aus ökologischen Gründen gegen die Errichtung eines Truppenübungsplatzes wandte, sowie die Moratoriums-Initiative (1990), die einen zehnjährigen Baustopp im Bereich der Kernenergie durchsetzte. Der Erfolg der Initiativen lässt sich allerdings nicht ausschliesslich aufgrund ihrer Annahmequote beurteilen. Sie entfalten oft indirekte Wirkungen, sei es über einen durch sie hervorgerufenen Gegenvorschlag der Bundesversammlung, sei es über Gesetzes- oder Verordnungserlasse, die unter ihrem Druck zustande kommen.⁹ Eine derartige indirekte Wirkung haben beispielsweise die drei Initiativen zur AHV gezeitigt, welche alle innert kurzer Zeit Ende der sechziger Jahre zustande gekommen sind. Auf Druck dieser Initiativen wurde die Schweizer AHV zu Beginn der siebziger Jahre auf dem Gesetzeswege grosszügig ausgebaut. Die Initiative war traditionell in erster Linie ein Instrument der linken Opposition.

Die Zukunft der direkten Demokratie in der Schweiz

Die direkte Demokratie in der Schweiz steht heute unter einem Anpassungsdruck von aussen. Im Zusammenhang mit der europäischen Integration sind die Schweizer heute recht eigentlich gezwungen, die direkt-demokratischen Institutionen neu zu überdenken. Unter den zahlreichen Gründen, die üblicherweise dafür angeführt werden, dass die Schweiz der EG nicht beitreten könne, figurieren an prominenter Stelle ihre politischen Institutionen. Neutralität, Föderalismus und vor allem die direkte Demokratie sind in jüngster Zeit zum ausschlaggebenden Argument gegen einen Schweizer EG-Bei-



tritt geworden. Für den Ökonomen Silvio Borner ist die direkte Demokratie beispielsweise «die Mutter oder zumindest Hebamme fast aller Schweizer Sonderfälle, die uns die Europaqualifikation erschweren».¹⁰ Um diese Art von Hindernissen zu überwinden, fordern Autoren wie Borner und der Politologe Raimund Germann eine «eurokompatible» Verfassung.¹¹ Dabei gehen sie davon aus, dass die Neugestaltung der politischen Institutionen in erster Linie bei der direkten Demokratie anzusetzen hat. Die ins Auge gefassten Reformen beschränken sich aber nicht auf die direkte Demokratie. Das von Germann vorgesehene Paket von notwendigen Verfassungsänderungen umfasst neben Anpassungen bezüglich des Referendums und der Initiative auch eine Reorganisation unseres Regierungssystems, eine Vereinfachung des Gesetzgebungsprozesses sowie den Übergang zu einer Konkurrenzdemokratie.

Was das fakultative Referendum betrifft, so schlägt Germann den Ersatz der heutigen Regelung durch ein «parlamentarisches Referendum» vor. Gemäss diesem Vorschlag hätte die Parlamentsmehrheit die Möglichkeit, zu entscheiden, ob eine Gesetzesvorlage dem Volk zur Abstimmung unterbreitet werden soll oder nicht. In Bezug auf die Initiative folgen die Vorschläge Germanns jenen der eidgenössischen Kommission, welche in den siebziger Jahren einen Entwurf für die Totalrevision der Bundesverfassung ausgearbeitet hat. Die heutige Initiative wäre durch eine sogenannte «Einheitsinitiative» zu ersetzen. Ohne auf die Details dieses Vorschlages einzugehen, kann festgehalten werden, dass auch er die Stellung des Parlaments verstärken möchte, auf Kosten der direkten Interventionsmöglichkeiten der Stimmbürgerinnen. Die Vertreter einer «eurokompatiblen» Verfassung streben grundsätzlich eine Effizienzsteigerung des politischen Systems der Schweiz an, die ihrer Ansicht nach nur auf Kosten der direkten Demokratie möglich ist.

Die Notwendigkeit derartiger Verfassungsänderungen ist allerdings nicht unbestritten. So ist zunächst nicht einzusehen, wieso eine prinzipielle Unvereinbarkeit zwischen der Funktionsweise der Institutionen einer lebendigen direkten Demokratie und dem Respekt für die Kompetenzen einer übergeordneten institutionellen Regelungsinstanz bestehen sollte. Die Schweizer Kantone und beinahe die Hälfte der amerikanischen Bundesstaaten, in denen hoch entwickelte direkt-demokratische Institutionen bestehen, die zudem sehr intensiv benützt werden, beweisen das Gegenteil.¹² Genauso wie die Institutionen der kantonalen direkten Demokratie mit der Existenz einer übergeordneten Bundesebene kompatibel sind, wären auch die nationalen Institutionen nicht a priori inkompatibel mit der Existenz einer übergeordneten supranationalen Regelungsinstanz. Wenn somit keine prinzipielle Unvereinbarkeit der Institutionen der direkten Demokratie mit einem EG-Beitritt gegeben ist, so hätte ein Beitritt der Schweiz zur

EG dennoch Konsequenzen für die direkte Demokratie: Es käme zu Einschränkungen ihrer Anwendungsmöglichkeiten. Das Prinzip des Primats des Gemeinschaftsrechtes gegenüber dem nationalen Recht hätte zur Folge, dass der Bereich der dem obligatorischen und fakultativen Referendum unterstellten Entscheidungen eingeschränkt würde. Ebenso käme es auch zu Einschränkungen hinsichtlich des Anwendungsbereiches der Volksinitiative. Die Frage, die sich angesichts eines möglichen EG-Beitritts für die direkte Demokratie stellt, ist deshalb vielmehr die, ob es angesichts ihrer absehbaren quantitativen Beschränkung nicht zu einer völligen Aushöhlung der damit verbundenen Volksrechte kommen würde.

Der Bundesrat hat in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen, dass rund ein Drittel der zwischen 1973 und 1987 verabschiedeten Gesetze und allgemein verbindlichen Bundesbeschlüsse dem fakultativen Referendum entzogen worden wären, wenn die Schweiz in dieser Zeit Mitglied der EG gewesen wäre. Im Weiteren hätten sechs Initiativen nicht lanciert werden dürfen. Diese Verluste an direkter Demokratie hätten vor allem die Bereiche der Landwirtschaftspolitik, der Handelspolitik, des freien Personenverkehrs, der Finanz-, Kartell- und Energiepolitik betroffen. Mindestens zwei Drittel des Anwendungsbereiches der direkten Demokratie wären damit aber erhalten geblieben. Darüber hinaus lässt sich feststellen, dass die Berechnungen des Bundesrates unberücksichtigt liessen, dass die EG-Normen der nationalen Normierungstätigkeit in den genannten Bereichen einen gewissen Handlungsspielraum belassen. Es wäre also auch in diesen Bereichen nicht zu einem völligen Verlust der nationalen Rechtsetzung gekommen. Schindler, der diesen Aspekt berücksichtigt, beziffert den «Verlust» an direkter Demokratie bei einem EG-Beitritt deshalb nur auf rund 10 Prozent.¹³

Man sollte in diesem Zusammenhang auch nicht unberücksichtigt lassen, dass ein allfälliger EG-Beitritt gewisse neue demokratische Handlungsspielräume eröffnet.¹⁴ So könnte die Schweiz als EG-Mitglied via die Institutionen der repräsentativen Demokratie auf europäischer Ebene Einfluss auf die Politik der EG ausüben. Zweitens hätte sie ein Vetorecht bei allen EG-Entscheidungen, welche Einstimmigkeit erfordern. Dies betrifft insbesondere Revisionen der Römer Verträge. In derartigen Fragen würden die Schweizer Stimmbürgerinnen direkt konsultiert. Drittens ist die zukünftige Entwicklung der EG in Betracht zu ziehen. Es wird gegenwärtig oft vom Demokratiedefizit der EG gesprochen. Zwar trifft es zu, dass die demokratischen Institutionen der EG heute noch unterentwickelt sind. Auch ist eine Entwicklung in technokratischer und zentralistischer Richtung nicht völlig ausgeschlossen. Andererseits bestehen aber innerhalb der EG starke Tendenzen, die auf eine Verstärkung des europäischen Parlaments und auf eine föderalistische Organisation der europäischen Institutio-

nen hin wirken. Als Mitglied der EG hätte die Schweiz die Möglichkeit, derartige Tendenzen zu verstärken. So besteht gegenwärtig in verschiedenen Ländern Europas durchaus ein Interesse an den direkt-demokratischen Institutionen der Schweiz. Diese könnten mittelfristig erneut zu einem Exportartikel werden.¹⁵ Schliesslich sollten wir bei der Beurteilung der europäischen Herausforderung nicht unberücksichtigt lassen, was ein Abseitsstehen für die direkte Demokratie bedeuten könnte: in diesem Fall droht eine materielle Aushöhlung unserer direkt-demokratischen Institutionen, die noch unerträglicher wäre. Im Falle eines Nicht-Beitritts käme es zu einer faktischen Satellisierung der Schweiz. Angesichts unserer ökonomischen Abhängigkeit von der EG wären wir unweigerlich zu einer Anlehnung an die EG-Politik gezwungen, ohne dass wir diese aktiv beeinflussen könnten.

Verhindern aber nicht gerade die Institutionen der direkten Demokratie, dass es überhaupt zu einem Schweizer Beitritt zur EG kommen kann? Die Befürworter eines EG-Beitritts befürchten insbesondere, dass das von der Verfassung geforderte doppelte Mehr von Stimmbürgern und Kantonen ein unüberwindliches Hindernis für einen EG-Beitritt darstellt.¹⁶ Es könnte sein, dass aufgrund dieser Verfassungsbestimmung eine traditionelle Minderheit in den kleinen Kantonen einer beitriftswilligen Mehrheit der Stimmbürgerinnen ihren Willen aufzwingt. Germann hat berechnet, dass als Folge der ungleichen Verteilung der Bevölkerung auf die Schweizer Kantone im Extremfall eine Minderheit von 9 Prozent einen Beitritt verhindern könnte. Er schlägt deshalb eine Verfassungsrevision vor, welche die Frage eines EG-Beitritts der Volksabstimmung entziehen würde.¹⁷ Dieser Vorschlag ebenso wie Germanns vielbeachtete Berechnungen bleiben allerdings ziemlich akademisch. Falls es eine Mehrheit von Kantonen gibt, die sich einem EG-Beitritt widersetzen, so würde diese Mehrheit nämlich auch die von Germann vorgeschlagene Verfassungsänderung ablehnen.¹⁸ Zudem traten Fälle, wo die Mehrheit der Kantone anders entschied als die Mehrheit der Stimmbürgerinnen, bisher nur in stark umstrittenen und deshalb knappen Abstimmungen auf. Im bisher extremsten Fall wurde eine Mehrheit von 55,4 Prozent der Stimmbürgerinnen durch eine Minderheit von 44,6 Prozent in die Schranken gewiesen, weil die Minderheit eine Mehrheit von 13 Kantonen für sich entschied. Die Frage des EG-Beitritts ist allerdings in der Schweiz noch immer stark umstritten, und es wird in der Tat schwierig sein, eine komfortable Mehrheit für einen Beitritt zu gewinnen. Es gibt dazu aber keine Alternative, und zwar nicht nur angesichts der heutigen Verfassungslage. Eine deutliche Mehrheit von Stimmbürgerinnen und Kantonen ist auch erforderlich, um der Entscheidung für Europa eine unzweideutige Legitimität zu verleihen.

Selbst wenn die europäische Herausforderung uns nicht zu einer Reform der direkt-demokratischen Institutionen zwingt, so sollten wir sie doch nicht für sakrosankt erklären, sondern sie angesichts der veränderten Umstände neu überdenken. An alternativen Vorschlägen für ihre Neuordnung fehlt es nicht. Diese gehen aber nicht ausschliesslich in die von Germann und Borner vorgesehene Richtung. So haben die beiden Staatsrechtler Kölz und Müller unlängst einen zukunftsweisenden Entwurf für eine Totalrevision der Bundesverfassung vorgelegt, der keinerlei Abstriche im Bereich der direkten Demokratie vorsieht, sondern Massnahmen zum Schutze der bestehenden direkt-demokratischen Einrichtungen trifft und in einigen Belangen gar Vorschläge zu deren Ausbau macht.¹⁹ Ihr Entwurf sieht etwa die Einführung der Gesetzesinitiative auf Bundesebene vor sowie «initiativenfreundliche» Regelungen zur Festlegung der Europakompatibilität eines Initiativtextes. Angesichts der uneingeschränkten Legitimität, welche die direkt-demokratischen Institutionen nach wie vor in der Schweiz geniessen, scheint eine Verfassungsreform mit dieser Stossrichtung nicht nur demokratischer, sondern auch realistischer als die Vorschläge der Vertreter einer «europakompatiblen Verfassung».

Anmerkungen

1

Delley, Jean-Daniel et Andreas Auer: Structures politiques des cantons. In: Raimund E. Germann und Ernest Weibel (Hgg.): Handbuch Politisches System der Schweiz. Bd. 3. Bern 1986.

2

Neidhart, Leonhard: Plebiszit und pluralitäre Demokratie. Bern 1970.

3

Schumann Klaus: Das Regierungssystem der Schweiz. Köln 1971: 149-178.

4

Lehmbruch, Gerhard: Proporzdemokratie, Politisches System und politische Kultur in der Schweiz und Österreich. Tübingen 1967.

5

Lijphart, Arend: Consociational Democracy. In: World Politics (1969): 207-225.

6

Katzenstein, Peter: Small States in World Markets. Ithaca, N.Y. 1985.

7

Epple-Gass, Ruedi: Friedensbewegung und direkte Demokratie in der Schweiz. Frankfurt 1988.

8

Vgl. auch Giugni, Marco: Les impacts de la démocratie directe sur les nouveaux mouvements sociaux. In: Annuaire suisse de science politique 31 (1991): 173-185; und Banaszak, Lee A.: The Influence of the Initiative on the Swiss and American Women's Suffrage Movements. In: Annuaire suisse de science politique 31 (1991): 187-207.

9

Werder, Hans: Die Bedeutung der Volksinitiative in der Nachkriegszeit. Bern 1978.

10

Borner, Silvio, Thomas Straubhaar und Aimò Brunetti: Schadenfall Schweiz. In: Tages-Anzeiger-Magazin 38 (1990): 17-22; Borner, Silvio: Schweiz AG. Vom Schadenfall zum Sanierungsfall. Zürich 1990.

11

Germann, Raimund E.: Pour une constitution «eurocompatible». Cahiers de l'IDHEAP, no. 53. Lausanne 1989; Ders.: Bundesverfassung und «Europafähigkeit» der Schweiz. Cahiers de l'IDHEAP, no. 62. Lausanne 1990.

12

Tanquerel, Thierry: La Suisse doit-elle choisir entre l'Europe et la démocratie directe? In: Revue de droit suisse 110 (1991): 188-220, hier: 204; Jacot-Guillarmod, Olivier: Conséquences sur la démocratie suisse, d'une adhésion de la Suisse à la Communauté européenne. In: Beiheft zur Zeitschrift für Schweizerisches Recht, Heft 10 (1990): 9-79.

13

Schindler, Dietrich: Europaverträglichkeit des schweizerischen Rechts. Zürich 1990: 9.

14

Tanquerel 1991: 207f. (s. Anm. 12).

15

Gegen Ende des letzten Jahrhunderts wurden die Institutionen der Schweizer direkten Demokratie bereits in den Vereinigten Staaten rezipiert: vgl. Auer, Andreas: Le référendum et l'initiative populaires aux Etats-Unis. Basel 1989: 83-85.

16

Germann 1989: 13 (s. Anm. 11).

17

Germann, Raimund E.: Die Europatauglichkeit der direkt-demokratischen Institutionen in der Schweiz. In: Annuaire suisse de science politique 31 (1991): 257-270.

18

Tanquerel 1991: 210 (s. Anm. 12).

19

Kölz, Alfred und Jörg Paul Müller: Entwurf für eine neue Bundesverfassung vom 14. Mai 1984. 2. überarb. Aufl. Basel 1990; Kölz, Alfred: Bewahrung und Neubelebung der schweizerischen Demokratie durch institutionelle Reformen. In: Annuaire suisse de science politique 31 (1991): 271-286.

Kann Europa die Schweiz sprengen?

Man vergisst es allzu oft und gibt es ungern zu, denn es läuft unserem Nationalstolz zuwider, aber die Schweiz ist mehr das Ergebnis geschichtlicher Zufälle als eines gewollten, erwarteten Zusammenschlusses der Kleinstaaten, aus denen sie besteht.

Warum sind die Tessiner, die Waadtländer oder die Jurassier Mitglieder der Eidgenossenschaft? Warum ist es das Aostatal, das französische Chablais, Mülhausen nicht? Unmöglich, auf diese Fragen, die so natürlich sind, dass man sie schon lange nicht mehr stellt, zu antworten, wie man wohl gerne möchte: «Weil das Streben nach nationaler Einheit die Schweizer über Jahrhunderte zusammengehalten hat.» Es gibt keine eigentliche Staatsidee, der die Schweizer aus Idealismus oder dem Ruf des Blutes folgend angehangen hätten. Und im Gegensatz zu manchen anderen Staaten in Europa gibt es nicht einmal einen echten Mittelpunkt, um den sich die Eidgenossen sammeln würden. Anstatt sich auf ein gemeinsames Zentrum auszurichten, vermitteln die Schweizer weit eher den Eindruck, mit dem Gesicht nach aussen Rücken an Rücken zu stehen, einen Verteidigungsring zu bilden – gleich Kriegern, die sich gegenseitig helfen, ohne einander anzusehen.

Die Schweiz ist erst einmal eine Festung

Die Grundlage des eidgenössischen Bündnisses ist defensiv. Die Schweizer leben zusammen, weil sie im Verlauf ihrer Geschichte immer gemeinsame Feinde hatten, gegen die es sich zu wehren galt. Da waren die Habsburger, der Herzog von Burgund, Napoleon, der deutsche Kaiser und schliesslich der Führer, lauter benachbarte und bedrohliche Mächte, die auf die Eidgenossen eine nützliche Wirkung hatten, nämlich die, ihr Bündnis zu verstärken. Aus diesem auszutreten hätte bedeutet, unter den Anschlägen eines Nachbarn von der Bildfläche zu verschwinden. Das ist der hauptsächlich militärische und psychologische Grund, weshalb Innerrhoder und Genfer heute Seite an Seite in einem Staat leben. Nicht, dass sie jemals, geben wir's doch zu, viel miteinander gemein gehabt hätten, aber sie durchlebten die gleichen Ängste, sie sahen den gleichen Gefahren ins Auge.

Leider ist dies ein ziemlich häufiges Merkmal in der Geschichte der Nationen wie im Verhalten der einzelnen Menschen: man vereinigt sich lieber *gegen* einen Feind, ein unbekanntes oder bedrohliches Wesen, als *für* ein gemeinsames Ziel.

Wenn der Zusammenhalt eines Staates im Wesentlichen auf der Präsenz des Gegners beruht, kann ihm nichts Schlimmeres passieren als dessen Verschwinden. Die Schweiz hat das «Glück» gehabt, dass in ihrer Geschichte ständig Feinde vorhanden waren. Und besser noch, sie hatte das «Privileg», dass diese wechselten, sie bald von Süden, bald von Westen, bald von Norden bedrohten. Dass sie sich daher nacheinander an verschiedenen Fronten zur Wehr setzen musste, ist zweifellos eines der Elemente, das den Bund so dauerhaft zusammengehalten hat. Wäre nämlich der Angreifer immer derselbe gewesen, so ist gar nicht sicher, ob sich nicht das eine oder andere, weniger exponierte Mitglied der Eidgenossenschaft von anderen strategischen Ordnungen hätte verlocken lassen.

Europa, eine Gefahr für den nationalen Zusammenhalt

Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges existiert dieser Faktor des Zusammenhalts nicht mehr. Nicht nur bedrohen uns unsere Nachbarn nicht länger, sie haben sogar aufgehört, einander gegenseitig gefährlich zu sein. Seit 1957 sind Frankreich, Deutschland und Italien Signatarstaaten der Römischen Verträge. Morgen werden sie mit Österreich zusammen nach und nach eine auf Frieden und Demokratie gründende wirtschaftliche und politische Gemeinschaft bilden, so dass jede Gefahr für unser Land immer unwahrscheinlicher wird. Natürlich ist diese Entwicklung erfreulich, aber man muss sich doch fragen, ob sie ohne Auswirkungen auf die Beziehungen zwischen verschiedenen Sprachgruppen und insbesondere zwischen Welsch- und Deutschschweizern bleiben kann. Geradeheraus gesagt: die Periode, die jetzt beginnt, diejenige unserer europäischen Integration, könnte eine der schmerzhaftesten für den nationalen Zusammenhalt werden, wenn die Schweizer nicht achtgeben. Auch wenn sie friedlich verläuft, und vielleicht gerade weil sie friedlich verläuft, stellt sie das in so langer Zeit erworbene Gleichgewicht zwischen den verschiedenen kulturellen und sprachlichen Komponenten gefährlich in Frage.

Seit man die Schweizer über ihre europäische Zukunft befragt, zeigen die Erhebungen eine Meinungsverschiedenheit zwischen der Deutschschweiz einerseits und der französischen und italienischen Schweiz andererseits. Aus allen Meinungsumfragen von 1986 bis Ende 1991, die sich mit dem Beitritt der Schweiz zur Europäischen Gemeinschaft befassen und vom Forschungszentrum für schweizerische Politik der Universität Bern überprüft wurden, geht hervor, dass die Romands und die Tessiner eine Integration der Schweiz viel stärker befürworten als ihre Deutschschweizer Landsleute. Im November 1986, anlässlich einer der allerersten Umfragen in dieser Angelegenheit, waren von den Welschschweizern 54,6 Prozent dafür, «dass die Schweiz sich eines Tages der EWG anschliesst». Von den Deutschschweizern dagegen teilten

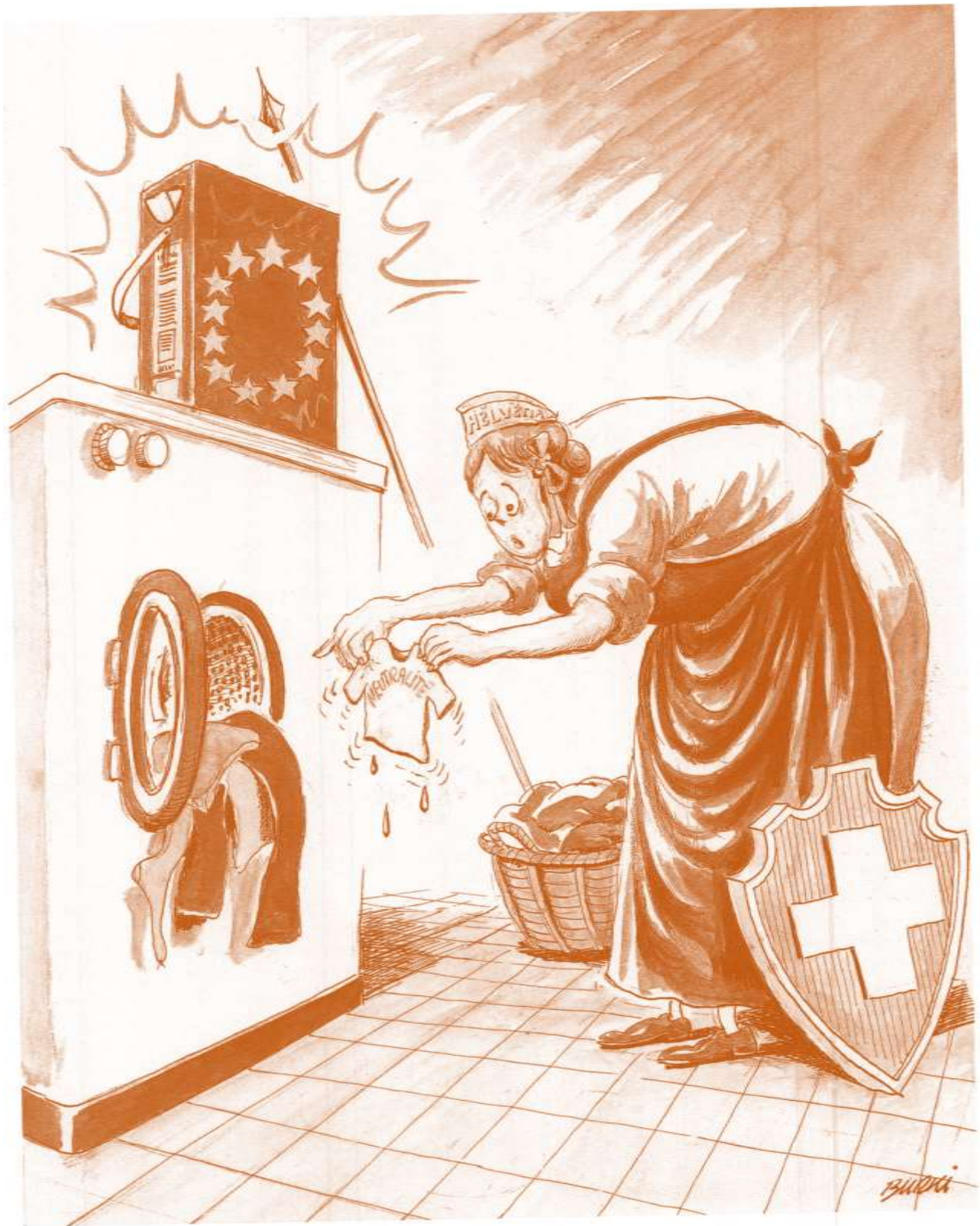
nur 36,4 Prozent diese Meinung (Landesdurchschnitt: 42,8 Prozent).¹ Im März 1992, bei einer neuen Erhebung des Zürcher Instituts GfS zur gleichen Frage, beträgt der Unterschied zwischen den beiden Sprachgebieten noch immer 29 Prozent (französische Schweiz:

66 Prozent, Deutschschweiz: 37 Prozent).² Dabei zeigt sich auch, dass bei den Welschen und Tessinern alle Formen der Integration Zustimmung finden, handle es sich nun um den Beitritt zur EG oder zur weniger einschränkenden Lösung, die der Europäische Wirtschaftsraum (EWR) darstellt. So sprachen sich im Januar 1992

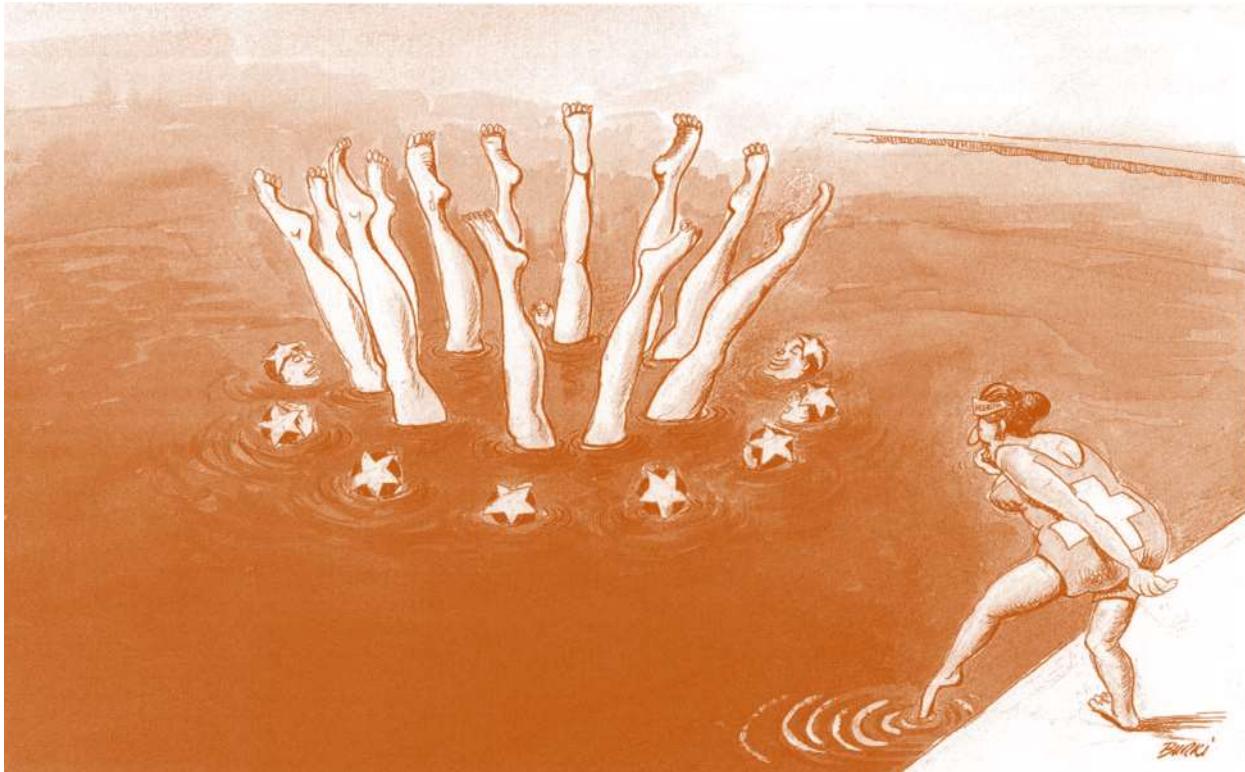
67 Prozent der Westschweizer «sehr oder ziemlich positiv für einen Beitritt der Schweiz zum EWR» aus, während von den Deutschschweizern nur 38 Prozent zustimmend antworteten.³ Es ist also der europäische Aufbau an sich, der auf die Sympathie der Welschen stösst. Auf der andern Seite der Saane hingegen löst die gewählte Form (EG oder EWR) differenziertere Reaktionen aus, auch wenn die Einstellung in beiden Fällen eher negativ ist. Wie erklärt sich eine solche Spaltung?

Nach den ersten, in den Jahren von 1986 bis 1989 durchgeführten Meinungsumfragen sehen viele Beobachter des schweizerischen politischen Lebens in dieser unterschiedlichen Einstellung bloss den Ausdruck einer vorübergehenden Erscheinung. Den Gesprächen einiger Parlamentarier in den Gängen des Bundeshauses in dieser Zeit ist zu entnehmen, dass es sich bei den Romands dabei nur um einen zusätzlichen Beweis für ihre legendäre «Weltoffenheit» handle. Die Demonstration eines Charakterzuges also, ohne direkten Bezug auf die europäische Frage. In gewissen Deutschschweizer Kreisen wird sogar gemunkelt, diese Haltung der Westschweizer sei vor allem auf ihre Unkenntnis der Sache zurückzuführen. «Sie werden ihre Meinung schon ändern, wenn sie erst sehen, was es kostet», denkt man, «oder wenn ihnen klar wird, was es dem von ihnen so verehrten Föderalismus antut». Auf diese Weise gilt die Neigung der Westschweizer zu Europa beinahe als ein Zeichen von Leichtsinn. Der Luzerner Kaspar Villiger, am Tag seiner Wahl befragt, meint auch nichts anderes, wenn er erklärt: «Ich bin sicher: Wenn wir ernsthaft über die Gemeinschaft diskutierten, würden die Westschweizer ihre Meinung ändern. Momentan, glaube ich, beruht die Tendenz, die in der französischen Schweiz herrscht, auf einem politischen Irrtum.»⁴

Seit damals haben sich in den Ansichten der Schweizer über die europäische Problematik schwerwiegende Veränderungen vollzogen. Nach den Jahren 1986-1988, in denen die Meinungen scharf formuliert wurden, ohne dass die Bürger so recht gewusst hätten, worum sich alles drehte, folgte 1989 und 1990 eine Phase der «allgemeinen Verwirrung», der Ausdruck stammt von Claude Longchamp und seinen Berner Politologen-Kollegen: Die europäische Frage wurde verpolitisiert, und die Zahl der Unentschlossenen nahm landesweit



Karikaturen zum Thema «Schweiz und Europa» von Raymond Burki (24 heures)



stark zu. Ab Ende 1990 schliesslich setzte eine weitere Periode der «Polarisierung» ein, in der die Lager der Anhänger und der Gegner rasch anschwellen.

Während sich aber die soziologische Landschaft ebenso schnell verändert, wie die Information besser wird, die Argumente sich zuspitzen und die Meinungen Form annehmen, schwindet der «grosse Unterschied» zwischen Romands und Deutschschweizern nur unmerklich. Es wird allerdings zunehmend schwierig, auch wenn einige sich darauf versteifen, an der doch etwas allzu einfachen, mehr auf Klischees als auf echter Überlegung fussenden Erklärung von der «Fehleinschätzung und Sorglosigkeit der Welschen» festzuhalten.

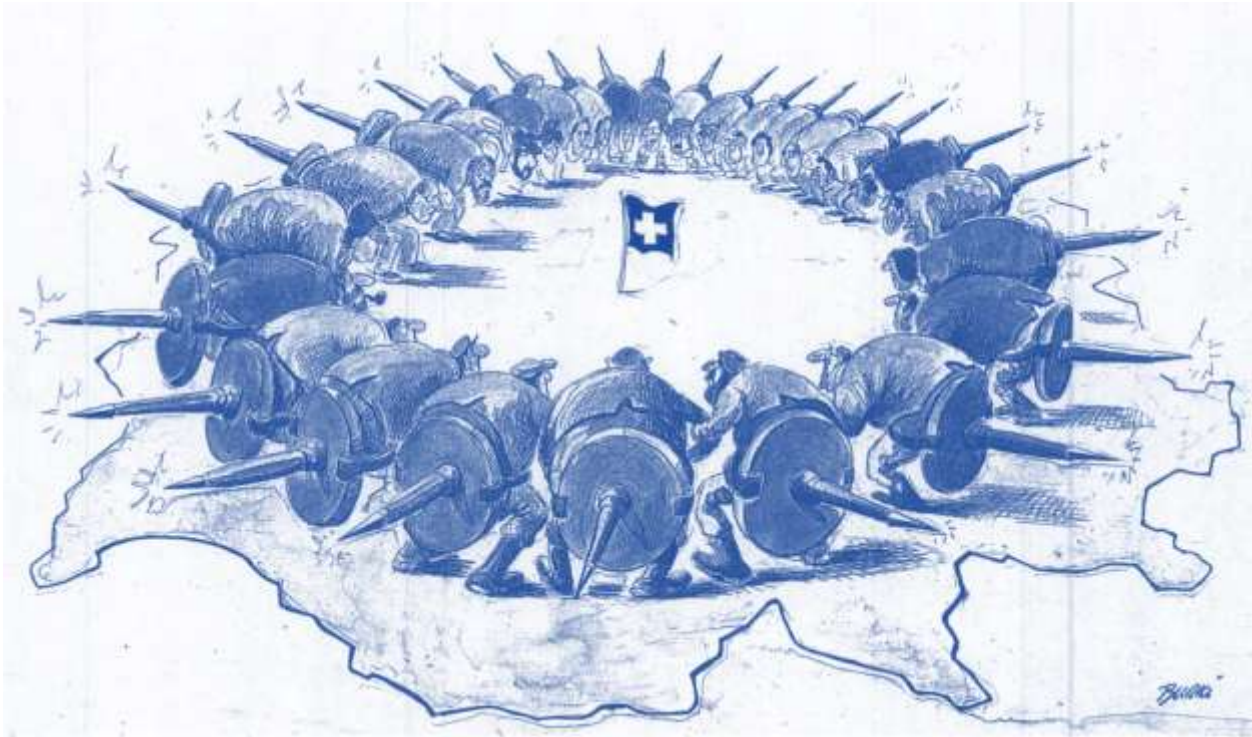
Mehrere andere Faktoren hingegen vermögen ein interessantes Licht auf die Spaltung zwischen den Eidgenossen in Bezug auf die EG-Mitgliedschaft zu werfen. Ich will wenigstens drei nennen:

- Der Gegensatz zwischen der grenznahen Schweiz und der Innerschweiz.
- Der unterschiedliche Klang des Wortes «Europa» in den beiden Hauptsprachgruppen.

- Die Befürchtungen der Deutschschweizer, dass die Macht ihnen entgleiten könnte.

Schweiz an den Grenzen gegen Schweiz im Zentrum

Die Erhebungen zeigen nicht alles auf. Sie können zuweilen sogar einen Teil der Realität verbergen. Klassiert man nämlich die Befragten nach ihrer sprachlichen Zugehörigkeit, so wird ein wichtiger Faktor vernachlässigt: Mit Ausnahme Freiburgs und des Berner Juras sind alle Westschweizer Kantone und das Tessin Grenzländer. Diese Besonderheit erklärt nicht alles, aber es ist fast sicher, dass bei einem Thema wie «Europa» die physische Präsenz eines fremden Staates und Volkes in einer Entfernung von wenigen Kilometern, die Gewohnheit, an eine Grenze angelehnt zu sein, sich erheblich auf die Einstellung der Bevölkerung auswirken. In Genf ist die Grenzlinie je länger, je fliessender. Tausende von Franzosen überqueren sie tagtäglich, um in der Stadt ihr Brot zu verdienen, während umgekehrt zahllose Genfer auf der andern Seite der Grenze ihre Einkäufe tätigen oder sogar ihren Wohnsitz drü-

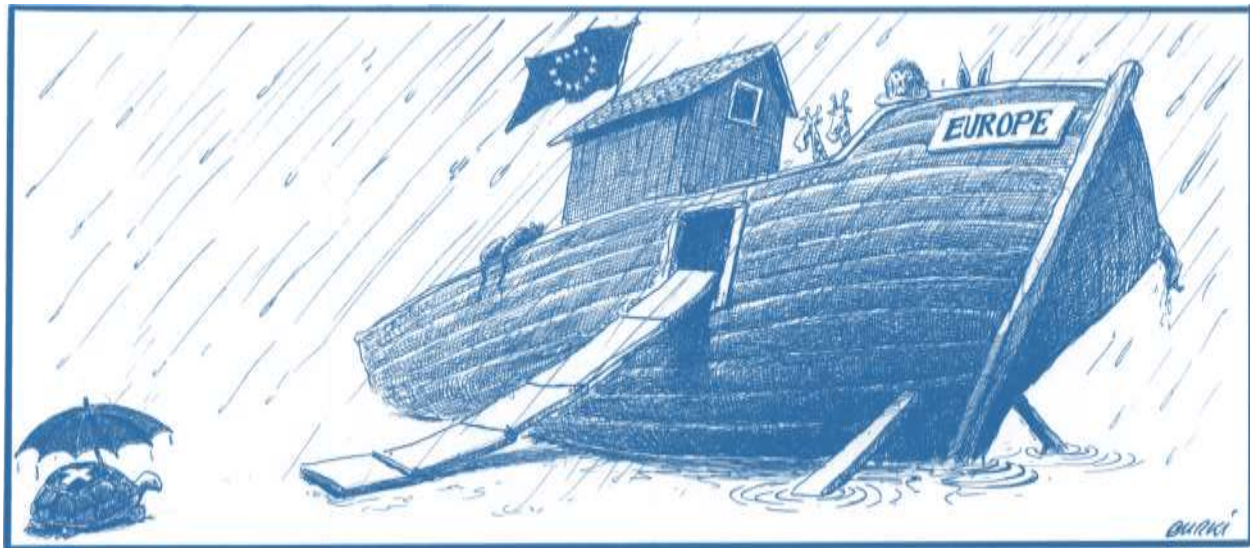


ben haben. Im Jura, in den Neuenburger Bergen, in Basel oder im Tessin ist Ähnliches zu beobachten. Der Grenzübertritt ist zu einer alltäglichen, ganz gewöhnlichen Handlung geworden. Manchmal geht dieses Zusammenrücken mit den Nachbarregionen so weit, dass sich die Entstehung eigentlicher grenzüberschreitender Gebilde (Gemeinwesen?) abzeichnet. In einer im Sommer 1991 realisierten Studie wurde versucht, die Kantone nach der Einstellung ihrer Einwohner zum europäischen Aufbau zu klassieren.⁵ Die Ergebnisse sind verblüffend. Die Integrationsfreundlichsten sind, in dieser Reihenfolge:

Jura, Genf, Waadt, Neuenburg, Basel-Stadt, Freiburg, Wallis, Tessin, Basel-Land und Schaffhausen. Sie alle, mit Ausnahme von Freiburg, sind Grenzkantone, deren Austausch mit den Nachbarregionen historisch und wirtschaftlich bedingt ist.

Die Widerstrebendsten dagegen sind, wiederum der Reihe nach: Appenzell, Schwyz, Uri und Luzern, alles Kantone ohne Grenzanstoss und stark traditionsgeprägt.

Diese «Binnenschweiz» unterscheidet sich von der «Randschweiz» nicht allein durch das Ausmass der grenzüberschreitenden Verbindungen. Manches legt den Gedanken nahe, dass die nationale Identität, wenn es sie denn gibt, in diesen beiden Untergruppen verschieden verankert ist. Das war besonders gut bei der Volksabstimmung über «eine Schweiz ohne Armee» zu sehen, wo wiederum Grenz- und Westschweizer Kantone eindeutig weniger Anhänglichkeit an diese nationale Institution *par excellence* zeigten als die des «Zentrums», die mit ihrem Plebiszit den Fortbestand der Armee sicherten. Man kann sich auch fragen, ob es nur Zufall ist, dass die grossen Regierungsparteien in dieser unruhigen Zeit an ihre Spitze Männer gewählt haben, die alle aus dem Alpenréduit stammen, diesem «psycho-historischen Zentrum» der Schweiz. Es sind Appenzeller, Urner, Oberwalliser, entschlossen, ihre Kräfte, ihre Zeit und ihre Karriere in den Dienst des Landes zu stellen ... und alle bekannt für ihre persönlichen Vorbehalte in Bezug auf Europa.



Europe = Europa?

Die französisch- und die italienischsprachigen Schweizer hatten eigentlich nie den Drang, sich Frankreich oder Italien anzuschliessen. Darin unterscheiden sie sich deutlich von anderen in Europa verstreuten Minderheiten, die kein anderes Ziel anstreben als die Vereinigung in einem homogenen Sprachraum oder einer verlorenen Heimat.

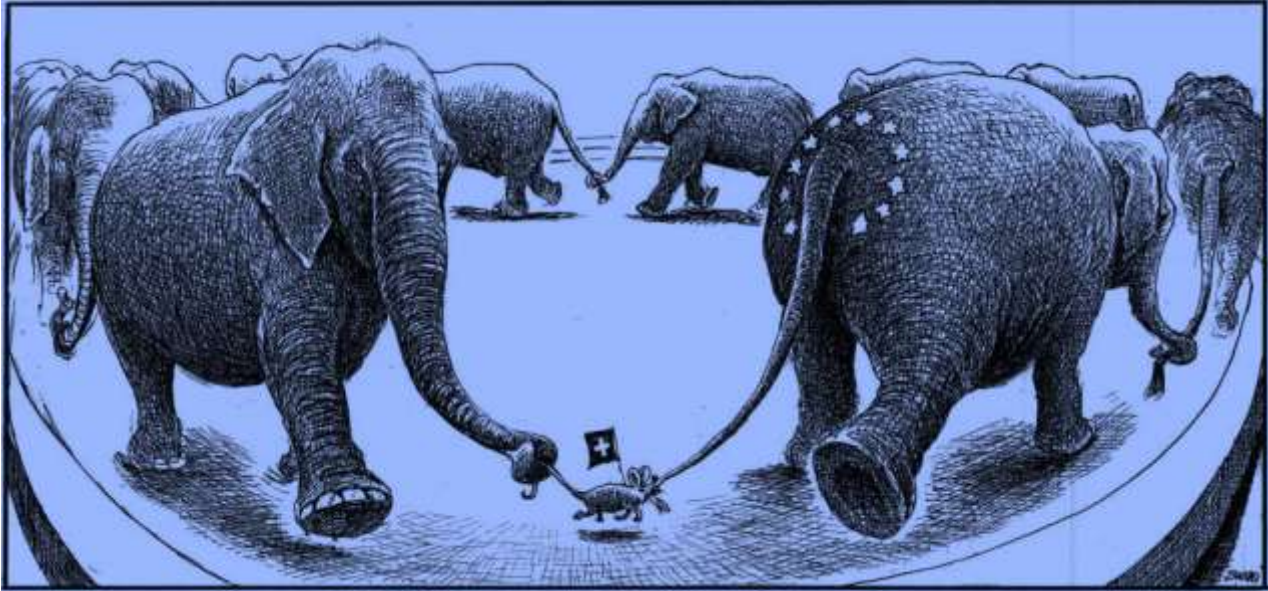
Dennoch ist die Nähe dieser beiden Völker, mit denen die schweizerischen Minderheiten ihre Kulturteilen, nicht ohne Einfluss bei der Debatte über Europa. Es steht sogar ausser Zweifel, dass mit der Beschleunigung des technischen Fortschritts, insbesondere in den Bereichen Telekommunikation und Transport, die Westschweizer und Tessiner immer engere Bande zu ihren französischen oder italienischen Sprachgenossen knüpfen. Die Entwicklung der Mailänder Metropole hat das Tessin in ihren Strudel gezogen. In der Westschweiz macht es das Aufkommen der Hochgeschwindigkeitszüge (TGV) seit einigen Jahren möglich, an einem Tag nach Paris und zurück zu fahren. Die französische Hauptstadt erscheint heutzutage nicht weiter entfernt als St. Gallen, Lyon liegt so nahe wie Zürich.

Auf allgemeinere Weise hat die Vermehrung der Fernsehsender in den Nachbarländern die Annäherung verstärkt. Ein «verkabelter» Lausanner Fernsehzuschauer kann heute zum Beispiel acht (!) französische TV-Programme empfangen, zusätzlich zum Westschweizer Fernsehen. Das Ergebnis ist einleuchtend: die Romands, um nur sie zu nennen, kennen sich in den Wendungen und Wirrungen des politischen Lebens

Frankreichs oft viel besser aus als in denen des eigenen Landes und sind total unfähig, Persönlichkeiten zu erkennen, die in der deutschen Schweiz immerhin berühmt sind. Das Umgekehrte ist natürlich ebenso nachweisbar.

Diese Nähenwirkung hat etwelche Konsequenzen für den Grad des Verständnisses, was die Bedeutung des europäischen Projekts anbelangt. Seit Anfang der achtziger Jahre wird die französische Politik (aus Gründen, die zu analysieren hier zu lange dauern würde) stark von der Integrationsdebatte geprägt. Die «europäische Herausforderung» wird in Frankreich oft mit den Bemühungen um die Modernisierung von Gesellschaft und Staat in Verbindung gebracht. Alle politischen Kräfte (mit Ausnahme der Kommunistischen Partei und des Front national) machen den Aufbau Europas zu einer ihrer Prioritäten. Das Wort «Europa» hat hier einen entschieden positiven, fortschrittlichen Sinn gewonnen.

Für die Westschweizer, die diesen Debatten passiv beiwohnen, wird der so entstandene positive Eindruck noch verstärkt durch die Feststellung der technischen Fortschritte, die Frankreich im vergangenen Jahrzehnt errungen hat. Es ist noch gar nicht so lange her, da ging man in ein armes Land, wenn man Frankreich betrat. Kaum war man durch den Zoll, wurde die Strasse schmal, für die öffentliche Beleuchtung sorgten hölzerne Laternenpfähle, man gelangte ins Regime der «ungefestigten Fussessteige». Heute hingegen verfügt das benachbarte Frankreich über eindruckliche Mittel. Die Autobahnen sind nunmehr auf der französischen Seite der Grenze.



Der französische Jura, lange Zeit als verlotterte Provinz eingestuft, weist jetzt eine imposante touristische Infrastruktur auf. Der TGV hat unsere guten alten Intercitys fast lächerlich gemacht, die Verwendung der Taxikarten mussten wir in den französischen Telefonkabinen kennenlernen, und was Minitel angeht ... Reden wir lieber nicht davon.

«Der Teufel steckt im Detail», heisst es, und diese Details fügen dem Vorzug, Schweizer zu sein, unmerklich einen irreparablen Schaden zu. Wenn sie die Romands auch nicht davon überzeugen, dass Europa ein Paradies ist, reden sie ihnen immerhin schon ein, dass man Mitglied der Gemeinschaft sein und es besser haben kann als die Schweiz.

Ist das Wort «Europe» auf Grund seiner Verwendung in Frankreich von modernistischen Wertvorstellungen geprägt, so gilt für seine deutsche Übersetzung «Europa» nicht unbedingt dasselbe. Nach den mörderischen Träumen von Grösse, die Deutschland in diesem Jahrhundert zweimal erlebt hat, ist der Plan eines kontinentalen Zusammenschlusses im deutschsprachigen Raum mit verständlichen Besorgnissen behaftet. Auf deutsch erinnert «Gross-Europa» unausgesprochen an die Eroberungen des Dritten Reiches. Dieses historische Erbe ist nun aber durchaus keine Kleinigkeit. In den letzten beiden Kriegen wandten sich die Sympathien der Westschweizer ganz natürlich ihren Sprachverwandten zu. Und beide Male standen sie bei Kriegsende sozusagen «auf der richtigen Seite». Das macht die Beziehungen mit Frankreich umso leichter. Die Deutschschweizer dagegen mussten sich

zweimal gegen ihre entfernten Verwandten wehren. Und noch heute haben sie zu Deutschland ein konfliktreicheres Verhältnis als die Westschweizer zu Frankreich. «Ich wohne nahe der Grenze, und ich spüre hier immer noch die Angst, von Deutschland erdrückt zu werden», gesteht der Thurgauer Nationalrat Ernst Mühlemann. Die Schwellenangst: ein bei den Frankophonen völlig unbekanntes Gefühl, das indessen jede Vorstellung von einem Zusammenschluss über den Rhein hinweg, und sei es auch in einem grösseren Rahmen, schwer belastet. Die deutsche Wiedervereinigung und der wachsende wirtschaftliche Einfluss Deutschlands auf dem Kontinent verschärften diese quälenden Ängste noch. In der französischen Schweiz hingegen lässt gerade dies zahlreiche Meinungsmacher eine beschleunigte europäische Integration herbeiwünschen, als einzige mögliche Alternative zum Wiedererstehen der deutschen Macht.

Jedes halbe Jahr, ganz regelmässig, erforscht die EG Herz und Kopf der Bürger ihrer Mitgliedstaaten, um einzuschätzen, wie sie zum Gemeinschaftsprojekt stehen. Durch aufmerksames Studium der Ergebnisse dieser Erhebung und Vergleiche mit entsprechenden Umfragen in der Schweiz haben der Politologe Claude Longchamp und seine Mitarbeiter ihre Erkenntnisse über die zutage getretenen Divergenzen zwischen den verschiedenen Sprachgruppen der Schweiz in Bezug auf Europa ausgebaut.⁶ Innerhalb der EG kann die Einstellung der verschiedenen Nationen zu Europa beträchtlich variieren. In einer kurzgefassten Typologie lassen sich die folgenden Untergruppen unterscheiden:

- Das «Modell Südeuropa» (Italien, Spanien, Griechenland und Portugal), bei dem die Bevölkerung einen hohen Grad an Integrationsbereitschaft aufweist. Starke Mehrheiten bekennen sich als Europäer und sehen in der EG ein wesentliches Mittel, wirtschaftlich, kulturell und politisch voranzukommen.
- Das «gallische Modell» (Frankreich, Belgien, Luxemburg). In diesen Ländern stellt man ebenfalls eine starke Akzeptanz der kulturellen Integration fest. Das Bewusstsein, ein Grundbestandteil Europas zu sein, ist wichtig und bedroht die nationale Identität nicht. Hinsichtlich der allfälligen wirtschaftlichen Vorteile, die sie daraus ziehen könnten, sind sie dagegen eher reserviert.
- Im «germanischen Modell» (Deutschland, Niederlande, Dänemark) ist eine bemerkenswerte Zurückhaltung sowohl im kulturellen als auch im wirtschaftlichen Bereich gegenüber der europäischen Integration zu beobachten. Die öffentliche Meinung neigt dazu, sich mit dem europäischen Durchschnitt zu verwechseln.

Diese «Modelle» sind für die Schweiz nicht uninteressant. Tatsächlich zeigt das Studium der sprachlichen Untergruppen der Eidgenossenschaft nach Aussage der Politologen des Instituts GfS eine Tendenz der Deutschschweizer, sich nach dem «germanischen» Typ zu richten. Wie die Dänen oder die Deutschen sind auch sie kaum bereit zu einer kulturellen Integration, und was die erhofften wirtschaftlichen Vorteile anbelangt, so haben sie noch mehr Vorbehalte als die Angelsachsen. Die Westschweizer dagegen kommen dem «gallischen Modell» sehr nahe.

«Man kann sogar schätzen», bemerken die Autoren dieser Studie, «dass der Anteil der französischsprachigen Schweizer, die sich als reine Europäer bezeichnen, in der Westschweiz höher ist als in irgendeinem anderen Staat der Gemeinschaft».

Ende der Deutschschweizer Herrschaft?

«Wenn man Herr im Hause ist, braucht man keinen Minderwertigkeitskomplex zu überwinden», sagt der Publizist Frank A. Meyer. Die Deutschschweizer sind Herr im Hause. Sie sind, ganz einfach, die Herren in der Schweiz. Ihre intuitive (eher als unbewusste) Furcht vor dem Einschluss der Schweiz in ein gemeinschaftliches Ganzes ist die des Souveräns, der im Begriff ist, einen Teil seiner Macht zu verlieren. Die deutsche Schweiz genügt sich in mancher Hinsicht selbst. Sie verfügt über eine ansehnliche Macht. Das Gewicht ihrer Mehrheit verleitet sie allzu oft dazu, sich mit der Schweiz an sich zu verwechseln und die Eidgenossenschaft als ihren Staat zu betrachten. Die Debatten der politischen Klasse illustrieren leider diese ärgerliche Tendenz: Im Parlament denkt die Deutschschweizer Mannschaft allgemein «schweizerisch», während die Westschweizer Abgeordneten sich viel

schneller damit abfinden, die lokalen Interessen zu verteidigen, die sie vertreten. Wie viele grosse nationale Auseinandersetzungen sind denn in den letzten Jahren in der französischen Schweiz entstanden? Das liberale Fieber des «weniger Staat», die neuen Sorgen um die Umwelt, um nur diese zu nennen, sind von der deutschen Schweiz ausgegangen und dann gleich zu nationalen Herausforderungen geworden, denen sich die französische und die italienische Schweiz nur noch beugen konnten, zuweilen unter Zähneknirschen. Die Westschweiz und das Tessin dagegen, die von Krise und Arbeitslosigkeit viel heftiger betroffen sind, haben es nicht geschafft, die politischwirtschaftliche Tagesordnung auch nur im Geringsten abzuändern. Nicht, dass die Deutschschweizer die Existenz ihrer minderheitlichen Miteidgenossen etwa ignorieren würden. Weit davon entfernt. Sie behandeln sie mit einer Aufmerksamkeit, um die viele europäische Minderheiten sie beneiden könnten. Und die Romands sind sich dessen sehr wohl bewusst. Doch die Mathematik der Macht ist unbarmherzig. Das Spiel Majorität – Minorität erlaubt es den Deutschschweizern, die Sorge für die Minderheiten zuweilen zu vergessen. Ein solches Versehen ist bei den Tessinern und Welschschweizern völlig ausgeschlossen, das ist der ganze Unterschied. Die Minderheiten haben schon vor langer Zeit lernen müssen, sich mit einer Teilsouveränität zufriedenzugeben, der kantonalen nämlich, die leider immer lächerlicher wird.

Alle Schwerpunkte der Welt der Romands liegen weit entfernt von ihrem Territorium. Die politische Hauptstadt ist Bern, die wirtschaftliche und finanzielle Zürich, die kulturelle Paris. Warum sollte man vor Brüssel Angst haben, das ja überdies frankophon ist?

Wenn man auf der Seite der Schwachen steht, verschmäht man einen zusätzlichen Beistand nicht. Diese Redensart gilt nicht nur für die sprachlichen Minderheiten. Die Basler, auch sie sehr oft von der Macht und deren Vorteilen ferngehalten, sind wie zufällig europhiler als die Zürcher. In der Tat mag es Zürich gar nicht, wenn man es nötigt, über Brüssel nachzudenken. Es will seinen Horizont nicht auf Europa begrenzt sehen. Es glaubt sich gern auf gleicher Ebene mit London oder Tokio, diesen Finanzmetropolen, für die nur der ganze Planet massgerecht ist. Und es ist zweifellos nicht purer Zufall, wenn die antieuropäische Offensive in der Schweiz am nachdrücklichsten von einer Zürcher Partei und einem Zürcher Tribun geführt wird: der SVP von Christoph Blocher.

Eine neue Aufteilung der Kompetenzen, eine neue Aufteilung der Gewalten wird nicht ohne Schwierigkeiten vor sich gehen. Die Kantone werden mit Sicherheit neue Beschränkungen in ihrem Aktionsbereich hinnehmen müssen. In dieser Beziehung sind die Minderheiten in der gleichen Lage wie die Mehrheit. Der Unterschied ist vor allem psychologischer Natur. Eine Kompetenz mehr, eine Instanz weniger, das erscheint



einer Gemeinschaft, die es bereits gewohnt ist, mit einer nicht von ihr kontrollierten Regierung zu verhandeln, nicht so wichtig. Die Mehrheit hingegen muss es erst noch lernen.

Ein entscheidender Test für die Schweiz

Die europäische Entscheidungsphase stellt für die Schweiz eine völlig neue Prüfung dar. An sich wäre eine Weigerung des Volkes und der Kantone, sich einem Europa im Vormarsch anzuschliessen, vielleicht nicht so dramatisch für unsere Wirtschaft, wie man es sich vorstellt. Für den eidgenössischen Zusammenhalt jedoch ist nichts so sehr zu fürchten wie ein Szenarium, bei dem die französischen und italienischen Minderheiten klar ihren Willen ausdrücken, den Nationalstaat hinter sich zu lassen, während eine deutschschweizerische Mehrheit sie daran hindert. Nicht, dass die Welschen und Tessiner eine solche Entscheidung nicht respektieren würden. Auch nicht, dass sie deren Rechtmässigkeit in Abrede stellen würden. Es ist in der Vergangenheit häufig vorge-

kommen, dass die französisch- und italienischsprachigen Kantone gezwungen waren, in der eidgenössischen Kolonne mitzumarschieren, gern oder ungerne. Nichts normaler als das, nichts gesünder als das.

Nun haben nicht alle Entscheidungen die gleiche Tragweite. Mit hundert Stundenkilometern zu fahren oder sich anzuschliessen ist keine irreparable Beeinträchtigung der Freiheit. Zusehen zu müssen, wie die Zukunft entflieht, weil man sie nicht meistern kann, ist etwas anderes. Die Erfahrung lehrt übrigens, dass die Explosionsgefahr für einen multinationalen Staat dann beginnt, wenn der eine oder andere ihrer Teile sich – zu Recht oder zu Unrecht – vorstellen kann, dass ihm auf dem Wege der Unabhängigkeit ein besseres Los beschieden wäre. Die Schweizer dürfen eine so gefährliche Hypothese nicht von vornherein beiseite schieben. Schliesslich sind wir weder besser noch schlechter als die Belgier, die Tschechoslowaken oder die Jugoslawen. Wir haben einfach einen fantastischen Trumpf: den unseres bis heute bewahrten Einvernehmens. Damit es so bleibe, müssen die Westschweizer

und Tessiner einsehen, dass eine einige Schweiz in Europa mehr wert ist als ein Alleingang. Sie müssen sich auch überzeugen, dass sie sich bei ihren Miteidgenossen erfolgreich für die europäische Sache einsetzen können. Und dass diese bereit sind, auf sie zu hören, auch wenn man ihnen ein beachtliches Opfer abverlangt: im grossen Europa die Rolle einer Minderheit zu spielen, so, wie sie zum Beispiel die Tessiner innerhalb der Eidgenossenschaft spielen. So unerträglich ist das doch nicht.

Anmerkungen

1

Erhebung MIS – L'Hebdo, durchgeführt 3. – 6. November 1986. In: L'Hebdo Nr. 46, 13. November 1986.

2

GfS-Forschungsinstitut Zürich, Europa-Barometer für die Schweiz, Ausgabe März 1992.

3

GfS-Forschungsinstitut, Europa-Barometer für die Schweiz, Ausgabe Januar 1992.

4

L'Hebdo, Nr. 5, 3. Februar 1989: 13.

5

Longchamp, Claude: Fallen Volks- und Ständemehr in der EG-Frage auseinander? Berichte aus dem Forschungsprojekt «Europa-Barometer» Nr. 4, GfS, Adliswil 26.8.1991.

6

Longchamp, Claude: Die Wende. Analyse der EWR/EG-Haltung in der stimmberechtigten Bevölkerung der Schweiz und im europäischen Vergleich. Berichte des Forschungsprojekts «Europa-Barometer» Nr. 7, Adliswil 12.12.1991.

7

Ebd.: 27.

«Wir können jetzt nicht auch noch vom Frieden verschont werden» Funktionen und Probleme schweizerischer Sicherheits- und Friedenspolitik nach 1945

Als Normalfall gilt der «*Zustand relativen Friedens*». ¹ Von letzterem konnte nun aber gerade im Umfeld der Schweiz bis 1945 kaum gesprochen werden. Im Gegenteil, es waren immer wieder Krisen- und andere Sonderfälle zu verzeichnen, die die Schweiz geradezu zum Paradebeispiel eines in Normalität verharrenden Staates machten. Zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts war die Schweiz von rivalisierenden und verfeindeten Staaten

- dem Deutschen Reich, Frankreich, Österreich-Ungarn und Italien – umgeben. Und bereits während des Ersten Weltkriegs nahm mit der russischen Oktoberrevolution 1917 eine neue «Glaubensspaltung» in Europa ihren Ausgangspunkt, wurde aber zunächst nicht dominierendes Strukturmuster. Zuerst wurden Faschismus bzw. Nationalsozialismus bestimmend, die den Zweiten Weltkrieg zu verantworten haben. Die Schweiz lag zwischen den kollaborierenden Achsenmächten. Nach diesem Krieg, der zugleich der destruktivste und letzte Sonderfall war, hatte die Schweiz keine Kriegshandlungen mehr zu bestehen oder abzuwehren.

Sie war hingegen mit einem zweifachen Spannungsverhältnis konfrontiert. Erstens erlebte sie wie alle anderen Staaten den beginnenden ideologischen Ost-West-Konflikt zwischen Kommunismus und Kapitalismus als neue Spaltung Europas. Zum zweiten war sie eine vom Krieg verschonte und relativ isolierte Insel inmitten kriegsgeschädigter Länder und Volkswirtschaften. Mit dem Prozess der wirtschaftlichen Erholung und Demokratisierung in Westeuropa und der Bildung zahlreicher internationaler Institutionen wurde dieser Sonderstatus zunehmend relativiert.

Im Folgenden werden zuerst vier Funktionen beleuchtet, die die schweizerische Sicherheitspolitik prägen. Dabei werden die Dilemmata kleinstaatlicher Sicherheitspolitik zur Zeit des Ost-West-Konflikts deutlich. («*Dilemma*» bedeutet *Zwangslage bzw. die Wahl zwischen zwei – unangenehmen – Dingen, z.B. zwischen Isolierung und Satellisierung.*) Dann wird in einem Ausblick auf die europäische Entwicklung angedeutet, dass die europäische Normalität die schweizerische längst eingeholt hat

- und mithin jeder Grund für eine Sonderrolle entfällt. Ob es gerade diese Konvergenz ist, die der Schweiz «Identitätsprobleme» beschert, kann hier nicht beantwortet werden.

Funktionen und Dilemmata

Die schweizerische Sicherheitspolitik hatte ungeachtet ihrer stufenweisen deklaratorischen und instrumentellen Ausweitung immer vier Funktionen zu erfüllen:

- a) die Schweiz aus internationalen bewaffneten Auseinandersetzungen fernzuhalten (*Neutralitätsdimension*),
- b) den internationalen Einfluss der Schweiz möglichst gross zu halten, ohne in ein machtpolitisches Gerangel zu geraten (*Unabhängigkeitsdimension*);
- c) den Einfluss anderer Staaten auf die Schweiz möglichst gering zu halten (*Dissuasionsdimension*) und
- d) den politisch-sozialen-kulturellen Zusammenhalt im Inneren der Schweiz zu fördern und zu bewahren (*Kohärenzdimension*).

Weitere Aspekte gingen in diesen vier Dimensionen auf. So war die innere Verteilung von Reichtum oder die internationale Gerechtigkeit (*Solidaritätsdimension*) eine Funktion der Kohärenz-, der Dissuasions- und/oder der Neutralitätsdimension. Die Schweiz betrieb nie eine «selbstlose» Politik, sondern verfolgte erklärermassen eine pragmatische Politik zur Durchsetzung handfester Interessen. Im Unterschied zu einflussreicheren Staaten und Grossmächten, welchen man von vornherein Machtpolitik attestierte, gelang es der Schweiz, ihr humanitäres Image, ihre Rolle des neutralen Mediators oder ihre völkerrechtliche Kompetenz in den Vordergrund zu rücken (*Disponibilitätsdimension*). Die Armee als «einziges Machtmittel» galt und gilt als Herzstück der Sicherheitspolitik. Von ihr ging jedoch glaubwürdig keine Bedrohung aus (*Stabilitäts- bzw. Kriegsverhütungsdimension*).

Neutralitätsdimension

Am 8. Mai 1945 erfolgte die bedingungslose Kapitulation Deutschlands, und am 20. August endete der Aktivdienst in der Schweiz. General Guisan, der Erfinder des Réduitplans, trat zurück und übergab die Leitung der Armee wieder an das Militärdepartement. Zwei Jahre danach legte der Bundesrat in seinem Bericht von 1947 eine Verteidigungspolitik fest, die sich kaum von der Vorkriegsdoktrin unterscheidet und bis heute unverändert gültig ist. Dort hiess es: «Mit seiner Neutralitätspolitik hofft das Schweizervolk, sich auch fernerhin von allen kriegerischen Auseinandersetzungen fernhalten zu können.» Im Mittelpunkt dieser Politik stand, zweifellos unter dem Eindruck des Ersten und vor allem des Zweiten Weltkriegs, die Armee. «Es hängt also wesentlich vom Grade unserer militärischen Bereitschaft und Abwehrkraft ab, ob wir bei künftigen kriegerischen Auseinandersetzungen unser Land ausserhalb des Kriegsgeschehens halten können oder nicht.»² Zweck und Aufgabe der Armee waren gemäss Truppenordnung von 1960 die gleichen geblieben. Und das bedeutete:

- a) «Abschreckung eines allfälligen Gegners, überhaupt die Feindseligkeiten mit uns aufzunehmen.
- b) Sofern es zu Feindseligkeiten kommt, durch militärische Kampfhandlungen die Unabhängigkeit des Staates und die Integrität seines Gebietes zu behaupten.»³

Im Unterschied zur Vorkriegszeit wurde auf die «Abschreckung» ein grösseres Gewicht gelegt. Die Abschreckung sollte sich jedoch in den Grenzen der «reinen strategischen Defensive» bewegen und keine offensiven, grenzüberschreitenden Aktionen ermöglichen. Mit dieser Selbsteinschränkung begründete man damals ein modernes und heute viel diskutiertes Verteidigungskonzept, das Europa aus dem Sicherheitsdilemma und der damit verbundenen bedrohlichen Aufrüstung führen soll. Andererseits: Da Abschreckung in der Androhung eines hohen Eintrittspreises für einen potentiell hochgerüsteten Gegner verbunden war, waren den Bedürfnissen nach mehr Waffen eigentlich keine militärischen, sondern allenfalls budgetäre und politische Grenzen gesetzt. Die Bundesversammlung genehmigte in der Frühjahrssession von 1951 unter dem Eindruck des Koreakriegs und des beginnenden Kalten Krieges ein Rüstungsprogramm mit einem Gesamtkredit von 1,464 Mrd. Franken, verteilt auf fünf Jahre. Damit begann die Schweiz mit einem bis dato ungeahnten Kostenaufwand die Rüstung den kriegstechnischen Erfordernissen anzupassen. Bis 1960 beliefen sich die Rüstungskredite auf über 2 Mrd. Franken. Das heisst, unter dem Vorbehalt der defensiven Doktrin verfolgte man eine spiegelbildliche Rüstungspolitik, deren Logik in der Beschaffung weiterer und immer modernerer Waffensysteme bestand.

Das «Abschreckungsdilemma» bestand aber offenbar darin, dass die Schweiz weder für andere Staaten ein Element der Unsicherheit darstellen (Innenpolitik), noch bei anderen Staaten eine Unsicherheit über ihre Absichten aufkommen lassen wollte (Aussenpolitik). Auf der anderen Seite sollte «die neutrale Schweiz ... dem Zugriff anderer Mächte entzogen werden».⁴ Aus ersterem resultierte der Grundsatz, militärisch nicht zu stark zu erscheinen, aus dem zweiten, mehr zu tun, als es das Minimum erforderte. Mit anderen Worten, der Rüstungsstand der Hauptmächte oder der möglichen Kriegführenden war bei den eigenen Anstrengungen in Betracht zu ziehen.

Umfang und Art der Rüstung lagen aufgrund der Sonderrolle weitgehend im Ermessen des Neutralen selbst, während dieser aus naheliegenden Gründen durchaus ein Interesse an Abrüstung oder zumindest kontrollierter Aufrüstung der anderen Staaten hatte. Es war klar, dass er bei einem hemmungslosen Wettrüsten unweigerlich in die Rolle des «Trittbrettfahrers» geraten würde, der sich die Sicherheitsgarantie des nordatlantischen Bündnisses zunutze machen würde. Ein Lehrbuch des Völkerrechts zitierend, meinte der Bundesrat



lakonisch: «So grotesk es klingt: im Grunde ist der ‚ewig‘ neutrale Staat der einzige Staat, dem das Völkerrecht eine Abrüstung untersagt.»⁵

Unabhängigkeitsdimension

Für den Kleinstaat, der die Selbstbehauptung und -bestimmung als Primärziele vertritt, war auch der Kampf der Mächte um Vorherrschaft, der mit nichtmilitärischen Mitteln geführt wird, eine Form von «Krieg». An Stelle von Militär kommen in ihm politische, moralisch-psychologische, wirtschaftliche und ideologische Mittel zum Tragen.⁶ Insbesondere herrschte grosse Angst vor der Erpressung: «Erpressung ist die strategische Methode, die ihre Zwecke zu erreichen sucht, indem sie auf die Furcht ihres Opfers vor den angedrohten Kriegsformen zählt.»⁷

Dem neutralen Verhalten des Kleinstaates lag a priori die prägende Erkenntnis zugrunde, «dass die Sicherheit unseres Landes in weit höherem Mass von den internationalen Konstellationen und von der Sicherheitspolitik unserer Umwelt auf globaler, regionaler und nationaler Ebene abhängig ist – auf die wir keinen oder nur minimalen Einfluss haben – als von unseren eigenen Mitteln und Vorkehrungen».⁸

Das Unabhängigkeitsdilemma bestand nun einerseits darin, zwischen zwei Parteien neutral zu sein und dies weder mit Selbstisolierung noch mit heimlicher Parteinahme zu verwechseln. Ersteres ergibt sich aus dem Hang zum selbstgefälligen Abseitsstehen, nach dem Tenor: erst wenn die Welt so ist wie wir, darf sie ein Beitritts-gesuch an die Schweiz stellen. Letzteres resultiert aus der starken wirtschaftlichen Verflechtung mit den Industriestaaten, die zum Beispiel eine kompromisslose Neutralitätspolitik im Bereich der Rüstung kaum möglich machte. Eine Neutralität aber, die nur in Bezug auf einen möglichen Krieg hin formuliert ist und die im Frieden jegliche Aktivitäten erlauben würde, könnte in der Wahrnehmung Dritter an Glaubwürdigkeit im Krisen- oder Kriegsfall verlieren und damit Unsicherheit über ihre «wahren» Absichten aufkommen lassen.

Es ging also darum, einseitige Wirtschaftsbeziehungen «neutralitätspolitisch (zu) entschärfen».⁹ Ein Beispiel: Aufgrund des zunehmenden Gewichts der unabhängig gewordenen Staaten der «Dritten Welt» auf die Sicherheitspolitik – unter anderem weil man auf arabisches Öl angewiesen war – verlagerten sich die Interessen in der schweizerischen Aussenpolitik. Die Schweiz wurde in den siebziger Jahren weltoffener. Die staatliche Entwicklungshilfe wurde unter dem Aspekt der «Ausgestaltung der universellen Handelsbeziehungen» eingeführt. Erklärtes Ziel war die «Verminderung der Risiken», die aus einer für gefährlich erachteten Abhängigkeit von einzelnen Rohstofflieferanten und Absatzmärkten erwachsen könnten.



1

Entwaffnung zweier französisch-polnischer Divisionen nach dem Grenzübertritt bei Goumois, 19. Juni 1940

2

Betreuung eines internierten Soldaten

3

Hauptverlesen der Internierten in Saanen, 1940
(Fotos: Theo Frey, Bundesarchiv)







Schweizer Soldaten im Aktivdienst: Panzersoldaten, Schwimmtest, Tamung, in den Bergen
(Fotos: Theo Frey, Bundesarchiv)

Ein weiterer bemerkenswerter Aspekt schweizerischer Sicherheitspolitik ist demnach die Einsicht in die begrenzte Gestaltungsfähigkeit des internationalen Systems durch den Kleinstaat. Aufgrund dieser «realistischen» Wahrnehmung der Verhältnisse nahmen alle Regierungen der Schweiz von einem Mitmischen im machtpolitischen Poker Abstand. Die Unabhängigkeit sollte vielmehr durch eine gezielte Diversifizierung und Universalisierung der Aussenbeziehungen vor unannehmbaren Einmischungsversuchen geschützt werden.

Dissuasionsdimension

Das nuklearstrategische Patt zwischen den beiden Grossmächten führte zur globalen Politik der Abschreckung und der gegenseitigen Androhung eines für das jeweilig andere Land unannehmbaren Schadens. Diese lange Zeit für genial gehaltene Form der Kriegsverhütung war jedoch mit einem nicht unerheblichen Schönheitsfehler behaftet. Der beidseitigen Aufrüstung waren nämlich beinahe keine Grenzen gesetzt (*äusser, wie sich erst heute herausstellt, das wirtschaftliche Ausbluten der beiden Hauptkontrahenten*).

Der neutrale Kleinstaat blieb von dieser Spirale aus Drohung und Gegendrohung nicht unbeeinflusst. So wurde die mögliche Erpressung durch Nuklearmächte in den sechziger Jahren zu einem der stärksten Argumente für die Beschaffung schweizerischer Atomwaffen, um selbst über entsprechende Mittel zur defensiven Androhung von Vergeltung verfügen zu können.

In einer Interpellation stellte Nationalrat Gitermann 1958 fest: «In Vernehmlassungen von Offiziersgesellschaften und Truppenführern wird die Ausrüstung unserer Armee mit Atomwaffen gefordert, und aus Erklärungen von Bundesrat Chaudet geht hervor, dass die Frage der Einführung von Atomwaffen in unserer Armee geprüft werde.»¹⁰ Der angesprochene Bundesrat hielt den Erwerb von Atomwaffen für neutralitätsrechtlich unbedenklich und für militärisch sogar unter bestimmten Umständen geboten.¹¹ In seiner Antwort auf ein 1959 eingereichtes Volksbegehren für ein Verbot von Atomwaffen argumentierte er, die Atomwaffen könnten eine ausserordentliche Verstärkung der Verteidigung des gesamten Territoriums bringen. Wie gering damals die Auswirkungen eines Nuklearwaffeneinsatzes veranschlagt wurden, zeigt folgende Einschätzung: «Die *Unversehrtheit* unseres Territoriums wäre besser gewährleistet, sei es durch die Abschreckungswirkung der Atomwaffen, sei es durch den aktiven Einsatz» (kursiv d. Verf.).¹² Auch im Nuklearzeitalter war man gewillt, an der allgemeinen Zielsetzung, einen möglichst grossen Teil des Staatsgebietes zu erhalten und wenigstens einen Teil des Territoriums zu behaupten, festzuhalten.¹³

Der Bundesrat befürchtete im Falle einer Durchbrechung des Atomwaffenmonopols der Grossmächte ein «atomares Chaos», zumal dann, wenn Atomwaffen in die Hände von ex-

pansionslüsternen Regierungen geraten würden. Die Frage, ob auch die Schweiz durch eigene Atomwaffen zur Proliferation und damit zur Unsicherheit beitragen würde, beantwortete er wiederum mit Rekurs auf den neutralen Sonderstatus: «Es ist auch kaum denkbar, dass die Bestrebungen unseres Landes zu einer zusätzlichen Spannung führen könnten, da es wohl überall bekannt ist, dass wir keine Expansionspolitik verfolgen. Durch das völkerrechtliche Neutralitätsstatut und die Neutralitätspolitik unterscheidet sich die politische Lage der Schweiz grundsätzlich von derjenigen anderer Staaten. Unser strikter und unverrückbarer Neutralitätsstandpunkt dürfte, so betrachtet, eine Ergänzung unserer Landesverteidigung durch atomare Mittel als verständlich erscheinen lassen.»¹⁴

Mit dem Beitritt zum Vertrag über die Nichtverbreitung von Kernwaffen vom 5. März 1970 verzichtete die Schweiz erst 1976 unter dem Eindruck des positiven Verlaufs der internationalen Ratifizierung auf eigene Atomwaffen. Die fehlende Vergeltungsdrohung mit Atomwaffen wurde durch eine Dissuasionsstrategie, die politische, wirtschaftliche, finanzielle und militärische Komponenten umfasste, kompensiert. Die durch die Beschränkung auf konventionelle Waffen entstandene «Glaubwürdigkeitslücke» wurde mit einem im internationalen Vergleich beispiellos ausgebauten Zivilschutz einerseits und der Bezeugung eines ungebrochenen Wehrwillens der Bevölkerung andererseits geschlossen. Die innere Kohärenz der Schweiz als «Atomwaffe des kleinen Mannes» wurde zum Ersatz für eine atomare Bewaffnung.

Kohärenzdimension

Ein Nachteil dieser Konzeption des «Volkes in Waffen» («*die Schweiz hat keine, sie ist eine Armee*»...) war, dass der Eintrittspreis – für alle potentiellen Gegner ersichtlich – nach unten gesenkt wurde, sobald die Kohärenz Risse zeigte und der Pluralismus das Konzept in Frage zu stellen drohte. Jede strategisch motivierte Einschränkung der Freiheit hätte aber andererseits zur Folge gehabt, dass der Friede in Unabhängigkeit als Gut von höchstem Range unterminiert worden wäre und damit die Attraktivität des Landes, das man verteidigen sollte, durch die Verteidigungsanstrengungen selbst gelitten hätte. Die freiheitliche Demokratie mit ihrem Anspruch auf Pluralismus und die auf Uniformität drängende geistig-moralische Speerspitze in der Verteidigungsstrategie drohten in einen inneren Widerspruch zu geraten. Die wachsende Entfremdung von Staat und Gesellschaft wurde von einer Studiengruppe für strategische Studien deutlich erkannt, ohne dass sie das Problem grundsätzlich beheben konnte oder wollte. Sie notierte: «Der Wille, die staatliche Gemeinschaft zu verteidigen, wird wesentlich davon abhängen, ob diese Gemeinschaft sich als lebendig, das heisst auch als *fähig zur Reform und Modernisierung*, und insgesamt als handlungs-

fähig erweist.¹⁵ Die geistig-moralische Form des Volkes und die Abwehr destruktiver oder scheinbar destruktiver Kräfte könne jedoch nicht Sache des Staates sein – sofern es sich nicht um aussergesetzliche Subversion oder staatsfeindliche Aktivität handle. Die Auseinandersetzung müsse im offenen, freien Meinungskampf erfolgen. Dieser habe jedoch seine quasi «natürliche» Grenze, die nicht allein im Politischen wurzle, sondern in der Nation schlechthin. «Wir werden uns bewusst bleiben müssen, dass dieser Staat ... eine bestimmte Staatsgesinnung bei seinen Bürgern voraussetzt, die sich nicht von selbst ergibt, sondern der Pflege bedarf.»¹⁶

Zu den «Elementen des Zusammenhalts» gehören gemäss der Studiengruppe die direkte Demokratie, welche die Souveränität des Volkes zum Ausdruck bringe und den Staat als Sache aller ins Bewusstsein rücke. Der Föderalismus mit seinen selbstregulierenden und subsidiären Dimensionen biete unter strategischen Gesichtspunkten eine geeignete Struktur für eine gegebenenfalls notwendig werdende Dezentralisierung der Gewalten. Von Bedeutung sei auch die ausgeglichene Sozialstruktur auf hohem Niveau, denn eine mehr oder weniger gerechte und gut funktionierende Ordnung stärke den Verteidigungswillen. Die bindende Kraft liege schliesslich im Milizsystem, das auf der Wehrpflicht aller tauglichen männlichen Bürger beruhe.¹⁷

Das Demokratiedilemma liegt im Spannungsverhältnis von Politik und Strategie, denn beide Bereiche lassen sich nicht vollständig gegeneinander abgrenzen. Strategisches Denken orientiert sich an einer Gesamtplanung und Prioritätensetzung, während Politik letztinstanzlich aus einem relativ freien Spiel der Kräfte resultiert. Die Gefahr der Militarisierung der Politik durch das strategische Denken wurde von der Studiengruppe durchaus erkannt, gleichzeitig jedoch die Notwendigkeit der Eingrenzung freiheitlich-demokratischer Politik hervorgehoben.¹⁸ Die Wahrung der Rechte, Freiheiten und Unabhängigkeit verlange ihren Preis. Nur eine Regierung, die ihre Handlungsfreiheit auch im Inneren zu wahren wisse, werde der ihr von der Verfassung übertragenen Verantwortung gerecht. Die «Mystik des Aufruhrs» im Europa der sechziger Jahre und die potentielle oder tatsächliche Anwendung subversiver Gewalt führten zum Terminus politicus der «staatsfeindlichen Umtriebe».¹⁹ Vor diesem Hintergrund scheint das Anlegen von Staatsschutzakten im Rahmen einer umfassenden Verteidigungskonzeption einer gewissen Logik nicht zu entbehren.

Erweiterte Sicherheits- und Friedenspolitik als Ausweg?

Die Dimensionen der Sicherheit haben sich im Ost-West-Konflikt ständig gewandelt und erweitert. In den fünfziger Jahren wurde Sicherheit rein militärisch verstanden, in den sechziger Jahren trat die politische Dimension hinzu, in den siebziger

Jahren die ökonomische Herausforderung. Seit Mitte der siebziger Jahre haben sich alle Dimensionen miteinander vermengt und wurden in den achtziger Jahren durch eine ökologische überwölbt.

Die schweizerische Sicherheitspolitik reagierte auf den Wandel mit immer umfassenderen Gesamtkonzepten. Der Sicherheitsbegriff wurde weiter gefasst: «Vor ein paar Jahrzehnten noch mochte es ausreichen, wenn der einzelne Bürger und wenn die Parteien ‚die Armee bejahten* und die Militärkredite bewilligten; das genügt heute nicht mehr.» Vielmehr sei die Einsicht gewachsen, dass auch «die Aussenpolitik, die wirtschaftliche Kriegsvorsorge, der Zivilschutz und die psychologische Abwehr wichtig sind».²⁰

Dreh- und Angelpunkt wurde der Begriff «Strategie», der alle Aspekte staatlichen Handelns in Sachen Sicherheit beleuchtete. Die traditionelle Selbstbehauptung wurde in eine umfassende Sicherheitspolitik eingebettet, deren Gegenstand Probleme sind, die «durch feindliche Absichten und direkten oder indirekten Einsatz von Gewalt entstehen».²¹ Hingegen werden Selbstbehauptungsprobleme, «die sich aus der friedlichen Veränderung der Umwelt» und aus den «gesellschaftlichen Entwicklungen» ergeben, ausgeklammert. Sie «sind Gegenstand der täglichen politischen Auseinandersetzung».²² Zur sicherheitspolitischen Strategie gehörten auch friedenspolitische Massnahmen. Diese «ausgreifende» Komponente schweizerischer Sicherheitspolitik wurde zum Spielbein, um das Standbein der «bewahrenden» Komponente auszubalancieren. Von parlamentarischer und kritischer Seite wurde die Aussenpolitik immer wieder als zu passiv kritisiert. Als Beispiele mögen das Postulat Roy, das den Bundesrat um die Aktivierung der Guten Dienste ersucht und das von demselben zur Ablehnung empfohlen wurde, die Interpellation Hubacher von 1965 zum UNO-Beitritt oder die Interpellation Renschler, der bedauerte, dass sich der Bundesrat nicht aktiver für die KSZE einsetzte, genügen. Die Schweiz würde in so kleinen Schritten vorwärtsgehen, dass sie sich dabei selbst auf die Füsse trete, meinte letzterer.²³ Es war auch ein erklärtes Ziel der Initianten zur «Abschaffung der Armee und für eine umfassende Friedenspolitik» – eine weitere schweizerische Besonderheit –, verkrustete Strukturen aufzubrechen und den für allzu dominant erachteten Faktor Armee durch eine umfassende und aktive Friedenspolitik in den Hintergrund zu drängen.

Sicherheit und Frieden

nach dem europäischen Umbruch von 1989

Seit dem Zweiten Weltkrieg ist der Fall der Mauer im Herbst 1989 die grösste Zäsur in der europäischen Nachkriegsgeschichte. Der Bundesrat reagierte darauf wie die Exekutive 1947: mit Kontinuität und Wandel. *Zur Kontinuität.* Der Bun-



Schweizer Rekruten, 1991
(Fotos: Sam Mohdad, Musée de l'Elysée)







desrat hielt eine grundsätzliche Änderung oder Erweiterung der Sicherheitspolitik nach dem Zusammenbruch des Kommunismus nicht für «zweckmässig». ²⁴ Die Armee bleibt in erster Linie ein Instrument der Kampfführung, während viele Gefahren, welche die freie Entfaltung von Gesellschaft und Individuen beeinträchtigen (können), weiterhin ausgeklammert werden. Nicht in der Sicherheitspolitik, sondern «im Rahmen der allgemeinen Existenzsicherung haben wir auch Antworten auf demographische, ökologische, wirtschaftliche und andere Gefährdungen zu finden», so der Bundesrat im Bericht 90. ²⁵ Nun können in der Tat nicht alle «existenziellen» oder zivilisatorisch bedingten Probleme im Rahmen der Sicherheitspolitik gelöst werden. Das kann niemand wirklich wollen, gerade weil die Gefahr der Militarisierung nicht von der Hand zu weisen ist. Nur: Wer ist auf internationaler Ebene für die lebensbedrohenden Probleme wirklich zuständig? Und wer ist in der Schweiz der «Vorsteher des Departements der allgemeinen Politik einer umfassenden Existenzsicherung»? Besteht nicht die Gefahr, dass von der Regierung einfach die Verantwortung in die Sphäre der «Verantwortungslosigkeit» delegiert wird, weil es keine einfachen Lösungen für die angesprochenen Probleme gibt?

Zum Wandel. Die Schweiz geniesst heute die Vorteile einer Binnenlage in einem sich herausbildenden, einheitlichen europäischen Raum demokratischer Rechtsstaaten. Im Bericht 90 wird neben den vier bisherigen sicherheitspolitischen Zielsetzungen das fünfte Ziel, nämlich einen «Beitrag an die internationale Stabilität, vornehmlich in Europa» zu leisten, postuliert. Damit wird auf der konzeptionellen Ebene nachvollzogen, was sich in der Praxis schon lange abzeichnet. Die ehren staats- und sicherheitspolitischen Ziele «Friede in Freiheit und Unabhängigkeit» und «Wahrung der Handlungsfreiheit» lassen sich in einer zunehmend integrierten und vernetzten Grossregion Europa nicht mehr unilateral erreichen. Handlungsfreiheit ist nicht mehr eine Funktion grösstmöglicher Unabhängigkeit, sondern möglichst gleichverteilter internationaler Abhängigkeiten – also nicht zuletzt eine Frage der internationalen Gerechtigkeit.

Wenn die Schweiz den Föderalismus ernst nimmt, der kein nach innen gewandtes, sondern ein nach aussen gerichtetes Grundprinzip einer umfassenden Friedensordnung ist, die sich nur vorläufig auf das Gebiet der Schweiz zurückgezogen hat, muss sie alles daran setzen, Frieden und Freiheit in Europa mitzugestalten. Wie sagte J.R. von Salis so überaus treffend: «Wir können jetzt nicht auch noch vom Frieden verschont werden.» ²⁶

Anmerkungen

1

Der Normalfall ist der erste der «sechs strategischen Fälle», die im Bericht des Bundesrates über die Sicherheitspolitik (Konzeption der Gesamtverteidigung) von 1973 eingeführt wurden. Vgl. Bericht des Bundesrates an die Bundesversammlung über die Sicherheitspolitik der Schweiz (Konzeption der Gesamtverteidigung) vom 27. Juni 1973: 13.

2

Bericht des Bundesrates an die Bundesversammlung vom 7. Januar 1947 zum Bericht des Generals über den Aktivdienst 1939-1945: 543.

3

Botschaft des Bundesrates an die Bundesversammlung betreffend die Organisation des Heeres (Truppenordnung) vom 30. Juli 1960: 323.

4

Ebd.: 325.

5

Ebd.

6

Grundlagen einer strategischen Konzeption der Schweiz. Bericht der Studienkommission für strategische Fragen vom 14. November 1969 (Schriften des SAD 11). Zürich 1971: 21.

7

Ebd.: 37.

8

Ebd.: 30.

9

Aebi, Alfred: Der Beitrag neutraler Staaten zur Friedenssicherung (Schriften des SAD 14). Zürich 1976: 21.

10

Zit. nach Schindler, Dietrich (Hg.): Dokumente zur schweizerischen Neutralität seit 1945 (Schriftenreihe der Schweizerischen Gesellschaft für Aussenpolitik 9). Bern/Stuttgart 1984: 363.

11

Ebd.

12

Bericht des Bundesrates vom 7. Juli 1961 über das 1959 eingereichte Volksbegehren für ein Verbot von Atomwaffen: 12.

13

Bericht des Bundesrates über die Konzeption der militärischen Landesverteidigung vom 6. Juli 1966: 856.

14

Bericht des Bundesrates 1961: 221 (s. Anm. 12).

15

Grundlagen 1971: 43 (s. Anm. 6).

16

Ebd.: 46.

17

Ebd.: 44f.

18

Ebd.: 28.

19

Ebd.: 29.

20

Ebd.: 21.

21

Ebd.: 4.

22

Ebd.

23

Abgedruckt in Schindler 1984: 52, 73, 333 (s. Anm. 10).

24

Schweizerische Sicherheitspolitik im Wandel. Bericht des Bundesrates an die Bundesversammlung über die Sicherheitspolitik der Schweiz vom 1. Oktober 1990: 10.

25

Ebd.: 7.

26

Rundschau, Radio DRS vom 2.1.1991.

Die Beziehungen zwischen der Schweiz und der Dritten Welt – baldiges Ende eines Widersinns?

Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges hat sich in den Beziehungen der Schweiz zu den Ländern der Dritten Welt ein tiefgreifender Wandel vollzogen. Bis dahin waren sie punktuell gewesen, geprägt vor allem durch Handel und durch die Auswanderung nach Südamerika, Nord- oder Südafrika. Das Bild, das sich die Allgemeinheit von diesen Ländern machte, hielt sich im Wesentlichen an die Klischees, die man von den Kolonialwarenverpackungen und den Geldsammlungen der Missionswerke her kannte.

Nach dem Zweiten Weltkrieg beginnt die Ära der internationalen Entwicklungszusammenarbeit. Die Dritte Welt kommt näher. In den Medien ist häufig von ihr die Rede, und der Ferntourismus expandiert immer mehr. Die neuen Auswandererströme von Süden nach Norden tragen dazu bei, dass die Präsenz von Menschen aus Drittweltländern in unserem Alltag zunimmt.

Der Bereich der internationalen Zusammenarbeit weitet sich ständig aus: es gibt kaum einen Aspekt der Regierungstätigkeit, der heutzutage nicht eine «Nord-Süd-Dimension» hätte. Neben den traditionelleren Dossiers über Handels- und Finanzbeziehungen beschäftigen uns neuerdings die Aktenberge zur Einwanderungs-, Umwelt- und Drogenpolitik.

Wir wollen hier diese Entwicklung nachzeichnen und dabei den Akzent auf die Rolle der Eidgenossenschaft legen. Ein wesentliches Merkmal der Beziehungen der Schweiz zu den Ländern der Dritten Welt bleibt nämlich der Abstand zwischen dem Gewicht der Wirtschaftsbeziehungen und dem schwachen finanziellen Beitrag der öffentlichen Hand an die internationale Entwicklungszusammenarbeit. Im Vergleich zu anderen Ländern steht die Schweiz so als «Schmarotzer» da. Im Verhältnis zu den Vorteilen, die sie daraus zieht, beteiligt sie sich nur ungenügend an den gemeinsamen Bemühungen der reichen Länder auf diesem Gebiet. Wir sind der Meinung, dass diese Situation immer unhaltbarer wird und der «Sonderfall» seinem Ende nahe ist.

Die Anfänge der schweizerischen Mitarbeit an der Entwicklungshilfe¹

Gälte es ein Datum auszuwählen, das den Beginn der schweizerischen Mitarbeit an der Entwicklungshilfe markiert, dann könnte man den 20. September 1948 nennen. An jenem Tag kündigte der schweizerische Botschafter in Indien Bern den bevorstehenden Besuch eines indischen Geschäftsmannes an, der als Berater der Regierung von Nepal für industrielle Entwicklung tätig war.

1

ABB-Gasturbinenkraftwerk Paka,
Malaysia

2

«Otrivin»-Werbung der Ciba-Geigy
für China

3

«Nescafé»-Werbung für den
arabischen Markt



Dieser Abgesandte suchte Experten zur Unterstützung der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes. Ergebnis dieser ersten Kontaktnahme war die Vorbereitung eines Forschungsauftrages, der indessen erst zwei Jahre später ausgeführt wurde. Wegen dieser langen Verzögerung ergab es sich, dass die erste schweizerische Mission für technische Zusammenarbeit in der Dritten Welt im April 1950 im Iran und nicht in Nepal stattfand, obwohl sich Nepal früher an die schweizerischen Behörden gewandt hatte.

Nepal war dennoch das Land der Wahl für den Beginn der schweizerischen Entwicklungszusammenarbeit. Auch wenn es so erscheint, dass ursprünglich Nepal unser Land ausgewählt hat und nicht umgekehrt, kam der Schweiz diese Wahl gelegen. Die Topographie des kleinen Berglandes war uns irgendwie vertraut. Die Region eignete sich gut für den Erwerb von Erfahrungen in diesem neuen Bereich der internationalen Beziehungen. Auf multilateraler Ebene war es ein Beitrag an das erweiterte Programm für technische Hilfe der Vereinten

Nationen, mit dem 1951 die schweizerische Entwicklungszusammenarbeit einsetzte.

Die Startphase ging 1961 mit der Einrichtung eines «Dienstes für Technische Zusammenarbeit» (DFTZ) innerhalb der Bundesverwaltung zu Ende, der 1978 von der heutigen Direktion für Entwicklungszusammenarbeit und humanitäre Hilfe (DEH) abgelöst wurde. Wie extrem lange in dieser Anfangszeit alles dauerte, zeigt sich an der Kurve der Ausgaben für Entwicklungshilfe: 1950 betragen sie rund eine Million, und erst 1959 überschreiten sie die Zwei-Millionen-Grenze. Die Schweiz hat sich also wirklich nicht überstürzt an der internationalen Entwicklungszusammenarbeit beteiligt.

1961-1976: Schaffung der Institutionen und Instrumente

Die ersten fünfzehn Jahre nach der Einsetzung des Dienstes für technische Zusammenarbeit sind durch eine langsame Progression der Bereitstellung öffentlicher Mittel für die staatliche Entwicklungshilfe (SEH) gekennzeichnet. 1976 erreich-



Mr Fugoo Lee, 57 years old, retired salesman.
He was asked what he uses, when he has a cold.

2



ten diese gerade 0,19 Prozent des Bruttosozialproduktes (BSP).² Wie bescheiden dieses Resultat ist, zeigt ein Vergleich mit den skandinavischen Ländern. Diese haben die Entwicklungszusammenarbeit zur gleichen Zeit wie die Schweiz aufgenommen und weisen die gleiche Art der Integration in die Weltwirtschaft und -gemeinschaft auf. 1976 machte die schwedische Entwicklungshilfe bereits 0,82 Prozent, die norwegische 0,7 Prozent des BSP aus (siehe auch die nachstehende Tabelle 2).

In den sechziger und siebziger Jahren wurden vor allem die Institutionen und Instrumente der Entwicklungszusammenarbeit aufgebaut (siehe die nachstehende Tabelle 1). Zur technischen Zusammenarbeit gesellte sich die finanzielle Hilfe, und 1973 wurde ein schweizerisches Freiwilligenkorps für Katastrophenhilfe gegründet. Es sollte vor allem in den Ländern der Dritten Welt eingreifen. Die multinationale Zusammenarbeit wurde aufgefächert und weitete sich mit dem Beitritt der Schweiz zu den regionalen Entwicklungsbanken und ihrer

Beteiligung ab 1969 an der Finanzierung der Internationalen Vereinigung für Entwicklungshilfe (IDA), einer Mitgliedorganisation der Weltbankgruppe, aus.

Die Krönung dieser Konsolidierungsphase stellte die Annahme eines Gesetzes über die Mitarbeit an der internationalen Entwicklungs- und humanitären Hilfe durch das eidgenössische Parlament im Jahre 1976 dar. Das war eine wichtige Wende in der Geschichte der schweizerischen Kooperation. Mit dem nach langer Debatte darin eingeschlossenen Artikel, dass der Hilfe «an die benachteiligsten Länder, Regionen und Bevölkerungsgruppen» Priorität einzuräumen ist, sicherte das Parlament der eidgenössischen Entwicklungshilfepolitik eine dauerhafte Unterstützung von selten der interessierten Kreise.

Ebenfalls 1976 verweigerte das Schweizer Volk der IDA einen Kredit von 200 Mio. Franken. Was dieses Abstimmungsergebnis bedeutete, ist schwer zu interpretieren, kam doch die Opposition gegen diesen Kredit sowohl von der nationalistischen und isolationistischen Rechten (insbesondere der Republikanischen Partei von James Schwarzenbach) als auch

Übersicht der Drittwelt-Beziehungen 1945-1991

In der Schweiz ...

1948

Das erste Gesuch um Schweizer Hilfe kommt aus Nepal

1950

Die UNO stellt erstmals einen Schweizer Experten ein
Erster bilateraler Kredit

1951

Erste Botschaft des Bundesrates über technische Hilfe der Schweiz
(Beitrag von 1 Mio. Fr. an das erweiterte technische Hilfsprogramm der UNO)

1955

Gründung der ersten nichtstaatlichen Organisation (NGO)
für Entwicklungszusammenarbeit

1961

Einrichtung des Dienstes für Technische Zusammenarbeit (DFTZ) im
Eidg. Politischen Departement
Erster Programmkredit für technische Zusammenarbeit

1967

Beitritt der Schweiz zur Asiatischen Entwicklungsbank

1971

Erster Finanzhilfe-Rahmenkredit

1973

Erster Gesetzesentwurf über Entwicklungszusammenarbeit

1976

Annahme des Bundesgesetzes über internationale Entwicklungszusammenarbeit und humanitäre Hilfe
Beitritt zur interamerikanischen Entwicklungsbank

1978

Erster Kredit betreffend wirtschafts- und handelspolitische Massnahmen im Rahmen der Entwicklungszusammenarbeit

1980

Beitritt zur Afrikanischen Entwicklungsbank

1986

Volksentscheid gegen den UNO-Beitritt der Schweiz

1989

Veröffentlichung der Strategie der 90er Jahre in Bezug auf Asyl- und Flüchtlingsfragen

1990

Erster Programmkredit für Hilfe an die Oststaaten

1991

Das Parlament stimmt dem Beitritt der Schweiz zum IWF und zur Weltbank zu. Das Referendum gegen diesen Entscheid wird in der Volksabstimmung 1992 verworfen

... und weltweit

1944-1946

Gründung des IWF und der Weltbank
Gründung der UNO, der FAO und der UNESCO

1947

Unabhängigkeit Indiens und Pakistans

1948

Die Empfängerstaaten des Marshallplans gründen die Organisation für Europäische wirtschaftliche Zusammenarbeit (OEEC, später OECD)

Gründung der WHO

1950

Die Commonwealth-Länder lancieren den Colombo-Plan zugunsten der süd- und südostasiatischen Länder

1955

Konferenz von Bandung: Auftritt der blockfreien Nationen (non-alignment)

1960

17 afrikanische Staaten werden unabhängig

1961

Proklamation des ersten Entwicklungsjahrzehnts durch die UNO
Frankreich schafft als erstes Land ein Ministerium für Zusammenarbeit

1967

In Wien wird die Organisation der Vereinten Nationen für industrielle Entwicklung (UNIDO) gegründet

1971

Beginn des zweiten Entwicklungsjahrzehnts mit der Zielsetzung, 0,7% des BSP für Entwicklungshilfe aufzuwenden

1973

Erster Ölschock

Die Blockfreien verlangen eine neue internationale Wirtschaftsordnung

1976

Die IAO lanciert das Weltarbeitsprogramm

Die UNCTAD (Welthandelskonferenz) nimmt das integrierte Programm für Grunderzeugnisse an

1978

Erklärung von Alma Ata über elementare Gesundheitsdienste

Beginn des zweiten Ölschocks

1980

Die Weltbank eröffnet die Darlehen für strukturelle Anpassung

1986

Beginn der Uruguay-Runde des GATT

1989

Abschluss der 4. Konvention von Lomé zwischen der EG und 68 ACP-Ländern (afrikanischen, karibischen und pazifischen)

1990

Gründung der Europäischen Bank für Wiederaufbau und Entwicklung



aus den «Drittweltler»-Kreisen, die die Weltbank kritisierten. Jedenfalls wirkte sich die Abstimmung so aus, dass der SEH-Anteil, den die Schweiz der multilateralen Hilfe widmet, beschränkt und der Beitrag der Schweiz an die IDA für einige Jahre blockiert wurde.

1977-1992: Dritte Welt in der eidgenössischen Politik immer gegenwärtiger

Im Verlauf dieser Periode setzte sich das regelmässige, wenn auch langsame Wachstum der öffentlichen Entwicklungshilfe fort; sie stieg von 0,22 Prozent des BSP (Durchschnitt der Jahre 1987-1991) auf 0,30 Prozent für 1990. Markanter ist indessen die Ausweitung des Tätigkeitsbereichs in der Entwicklungszusammenarbeit, die sich in dieser Zeitspanne manifestierte:

- 1978 stimmen die eidgenössischen Kammern der Einführung eines neuen Instruments der Entwicklungszusammenarbeit zu: den vom Bundesamt für Aussenwirtschaft (BAWI) gehandhabten wirtschafts- und handelspolitischen Massnahmen. Diese stellen den Entwicklungsländern Mittel zu Vorzugsbedingungen zur Verfügung, die den ausserwirtschaftlichen Interessen der Schweiz ebenfalls Rechnung tragen.
- Angesichts der durch die Überschuldung zahlreicher Drittweltländer hervorgerufenen Wirtschaftskrise in den achtziger Jahren ändert die Schweiz ihre Politik. Sie nimmt nunmehr nicht bloss auf der Ebene von Entwicklungsprojekten Einfluss, sondern auch im Kontext internationaler Finanzierungsprogramme, die an Massnahmen der wirtschaftlichen Stabilisierung und strukturellen Anpassung in den stark verschuldeten Entwicklungsländern geknüpft sind. Das Ausmass der erforderlichen finanziellen Mittel erlaubt es der Schweiz nicht, isoliert vorzugehen. Sie verstärkt daher ihre Zusammenarbeit mit den internationalen Finanzinstitutionen, namentlich der Weltbank, um sich an koordinierten Aktionen der bilateralen und multilateralen stillen Teilhaber zu beteiligen.

- Gegen Ende der achtziger Jahre führt die Verunsicherung der schweizerischen Behörden angesichts des Asylproblems zur Formulierung einer «Strategie für die neunziger Jahre in Bezug auf Asyl und Flüchtlinge». Anliegen dieser Strategie ist es, die Frage des Asylbewerberzustroms mit den Entwicklungsproblemen der Drittweltländer und den Massnahmen, die die Schweiz in dieser Hinsicht treffen kann, zu verknüpfen. Dieses Vorgehen macht die ursächlichen Zusammenhänge zwischen Schulden, Handelsbeziehungen und neuen internationalen Migrantenströmen besonders deutlich. Die Rolle der Entwicklungszusammenarbeit wird dadurch in einen grösseren Zusammenhang gestellt, der verschiedene Aspekte der Aussenpolitik berührt.

Sonderfall Schweiz? Einige typische Merkmale der schweizerischen Beziehungen zur Dritten Welt

Die Schweiz, eines der reichsten Länder der Welt, ist sehr stark in die Weltwirtschaft integriert und gleicht damit anderen europäischen Kleinstaaten, die infolge ihrer Grösse und Strukturen ebenfalls sehr weltoffen sind. Diese Länder haben also wichtige gemeinsame Interessen am guten Funktionieren der internationalen wirtschaftlichen Zusammenarbeit. Unter ihnen nimmt die Schweiz indessen, soweit es die Nord-Süd-Beziehungen anbelangt, einen besonderen Platz ein; das zeigen einige Angaben, die in der Tabelle 2 zusammengestellt sind.

Die Beziehungen der schweizerischen Wirtschaft zu den Drittweltländern sind sowohl relativ als auch absolut viel bedeutender als die der übrigen europäischen Kleinstaaten. Das geht aus dem Anteil der Exporte in die Entwicklungsländer ebenso hervor wie aus dem Umfang der direkten Investitionen der transnationalen Schweizerfirmen, die – in absoluten Zahlen – weltweit den fünften Rang einnehmen. Dasselbe gilt für den Technologietransfer, einen Bereich, in dem die Schweiz zusammen mit den Vereinigten Staaten, Japan, Deutschland und Grossbritannien zur Gruppe der fünf Länder gehört, welche die meisten Patente besitzen. Auf finanziellem Gebiet

Europäische Kleinstaaten: Beziehungen zu den Entwicklungsländern (EL) 1989⁴

	Österreich	Dänemark	Finnland	Norwegen	Schweden	Schweiz
BSP/\$ pro Kopf	20'500	24'400	26'800	24'300	26'000	35'100
Export/BSP	40 %	35 %	24 %	41 %	33 %	38 %
Exportanteil EL	8,5 %	9,2 %	7,4 %	5,0 %	9,9 %	14,6 %
Direkte Investitionen (\$ Mio.)	21	102	128	16	98	2'188
Gesamtbeitrag/BSP	0,12 %	0,90 %	0,83 %	1,03 %	1,25 %	1,42 %
SEH / BSP 1965	0,11 %	0,13 %	0,02 %	0,16 %	0,19 %	0,09 %
1989	0,23 %	0,93 %	0,63 %	1,05 %	0,96 %	0,30 %
Multilaterale SEH/BSP	0,06 %	0,39 %	0,25 %	0,43 %	0,28 %	0,08 %

1
Flüchtlingslager in Botswana
2
Repatriierung von tschadischen Flüchtlingen
durch das IKRK (Fotos: Luc Chessex)



spielt der schweizerische Kapitalmarkt eine äusserst wichtige Rolle für die grossen internationalen Entwicklungsbanken: der Schweizerfranken ist beispielsweise eine der Hauptwährungen, in denen die Anleihen der Weltbank ausgestellt werden. Diese Rolle eines Kapitalexporteurs in die Drittweltländer spiegelt sich übrigens auch im Umfang des privaten Geldflusses aus der Schweiz in die Entwicklungsländer – 2,018 Milliarden Dollar im Jahre 1989, was 1,10 Prozent des schweizerischen BSP ausmacht. Dieser Prozentsatz ist bei Weitem der höchste aller Industrieländer.

Die Zahl der Arbeitsplätze in der Schweiz, die mit unserem Export in Entwicklungsländer zu tun haben, liegt nach vorsichtigen Schätzungen zwischen 60'000 und 100'000.⁵ Die Kapitalerträge und die privaten Investitionen in den Entwicklungsländern tragen zur positiven Bilanz der laufenden Geschäfte der Schweiz bei. Dieser kurzen Bestandesaufnahme darf man noch hinzufügen, dass die Auswirkungen der staatlichen Entwicklungshilfe auf die Wirtschaft erheblich sind, machen doch die Käufe von Gütern und Dienstleistungen in der Schweiz, die von der eidgenössischen Entwicklungshilfe finanziert werden, Jahr für Jahr einen Betrag aus, der fast so hoch ist wie die SEH selbst. Dazu kommen noch die von den multilateralen Entwicklungsbanken finanzierten Käufe. Im letzten Jahr haben allein die von der Weltbank finanzierten Mittel mehr als 300 Mio. Dollar betragen. Die schweizerischen Unternehmen profitieren wesentlich stärker von den Käufen von Gütern und Dienstleistungen durch die Weltbank als diejenigen anderer, vergleichbarer Industrienationen.⁶ Die internationale Entwicklungszusammenarbeit hat also für die schweizerische Wirtschaft günstigere Auswirkungen als für die Wirtschaft anderer Industrienationen.

Unbestritten: Der schweizerische Beitrag an die Internationale Entwicklungszusammenarbeit ist viel geringer, als er sein sollte. Verglichen mit der Leistung anderer europäischer Kleinstaaten, Österreich einmal ausgenommen (siehe Tabelle 2), ist die SEH der Schweiz seit den sechziger Jahren äusserst langsam gewachsen und stagniert gegenwärtig bei rund 0,3 Prozent. Damit ist das erklärte Ziel des Bundesrates – auf das durchschnittliche Niveau der Länder des Development Assistance Committee DAC (0,33 Prozent im Jahre 1989) zu gelangen – noch immer nicht erreicht. Dieser Rückstand muss im Verhältnis zur Beitragskapazität der schweizerischen Wirtschaft analysiert werden, die zweifelsohne zu den grössten aller OECD-Staaten gehört. Manche Länder, deren Wirtschaftslage weit weniger beneidenswert ist, leisten einen viel wesentlicheren Beitrag an die Entwicklungszusammenarbeit.

Während unsere Partner im DAC die Kargheit der eidgenössischen öffentlichen Entwicklungshilfe bedauern, heben sie immerhin hervor, dass wir das wenige, was wir





Geografische Verteilung der bilateralen staatlichen Entwicklungshilfe der Schweiz und die wichtigsten Empfängerländer je Kontinent im Jahre 1989⁸

Afrika 39,6 %		Asien und Ozeanien 28,4 %		Lateinamerika und Karibik 13,6 %	
davon		davon		davon	
Tansania	5,6 %	Indonesien	5,0 %	Bolivien	3,4 %
Madagaskar	3,1 %	Nepal	4,6 %	Peru	1,5 %
Senegal	2,5 %	Indien	4,6 %	Nicaragua	2,0 %
Benin	2,2 %	Bangladesch	2,5 %	Honduras	1,8 %
Ruanda	2,1 %	China	1,8 %		

Mitarbeit der Schweiz stark auf die allerärmsten Länder (siehe nachstehende Tabelle 3), und sie umfasst ausschliesslich Spenden. 1989 war die Schweiz überdies das DAC-Mitglied, dessen öffentliche Entwicklungshilfe am wenigsten an den Kauf von Waren und Dienstleistungen in den Helferländern gebunden war. Diese Entbindung von Verpflichtungen trägt viel dazu bei, dass die Hilfe von den Empfängerländern wirksamer eingesetzt werden kann.

Ende des Sonderfalles?

Die besondere Situation der Schweiz im Bereich der Entwicklungszusammenarbeit hängt mit einer eigentümlichen Verkettung von vier Elementen zusammen:

- einer sehr starken kommerziellen und finanziellen Integration in die Weltwirtschaft;
- beträchtlichen Gewinnen aus den Beziehungen zu den Entwicklungsländern und zu den multilateralen Institutionen der Entwicklungszusammenarbeit;
- einer zu schwachen Beteiligung am internationalen Transfer von Geldmitteln in Form von öffentlicher Entwicklungshilfe;
- einer Politik der Nichtmitgliedschaft in den Bretton-Woods-Organisationen (IWF und Weltbank) und in der UNO. Diese Organisationen spielen jedoch eine wesentliche Rolle bei der Lenkung des wirtschaftlichen und politischen Weltsystems, von dem der Wohlstand eines Landes stark abhängig ist.

Der schweizerische «Sonderfall» liegt eindeutig am paradoxen Ergebnis dieses Nebeneinanders von verschiedenen Elementen. Es deutet sich allerdings an, dass die Entwicklung der Weltlage und der internationalen Entwicklungszusammenarbeit unser Festhalten an dieser Eigentümlichkeit nicht länger zulassen wird. Das lässt sich anhand der folgenden Elemente prophezeien:

Die internationale Entwicklungszusammenarbeit war in den achtziger Jahren Gegenstand zahlreicher, zuweilen sehr kritischer Abrechnungen. Wenn sie die in sie gesetzten Hoffnungen nicht erfüllt hat, so zumindest teilweise deswegen, weil

diese Hoffnungen stark übertrieben waren. Ausserdem hat die rasche Veränderung der Weltgemeinschaft in den letzten zehn Jahren auf oft dramatische Weise die neue gegenseitige Abhängigkeit zwischen den Gebieten dieser Erde ebenso ins Licht gerückt wie die Notwendigkeit, im Interesse aller intensiver zusammenzuarbeiten.

Die neuen Zuwandererströmungen von Süden nach Norden tragen viel dazu bei, die Entwicklungsprobleme in unseren Bevölkerungskreisen bewusster zu machen, was allerdings nicht heisst, dass sie dadurch auch besser verstanden würden. Es besteht kein Zweifel daran, dass letztlich diese Ströme einzig und allein durch die Verbesserung der wirtschaftlichen, politischen und sozialen Zustände in den Auswanderungszonen vermindert werden können. Und diese lässt sich nicht erreichen ohne erweiterte internationale Zusammenarbeit.

Die Umweltzerstörung einzudämmen stellt zweifellos die grösste Herausforderung unserer Epoche dar. Dieses globale Problem kann nur gemeinsam in Angriff genommen werden. Die Entwicklungsländer verbrauchen relativ wenig Erdöl, Kohle usw. und verursachen daher nur einen geringen Teil der weltweiten Luftverschmutzung. Mit dem Wirtschaftswachstum jedoch, das diese Länder künftig brauchen, um den Lebensstandard ihrer Bevölkerung zu verbessern, wird auch ihr Anteil an der Verschmutzung wachsen und könnte dieser Umstand die Anstrengungen, die heute in den Industrienationen unternommen werden, um die Schäden in Schach zu halten, behindern, wenn nicht gar zunichte machen. Diese Auswirkung lässt sich nur dadurch begrenzen, dass in den Ländern des Südens sehr schnell in den Industriestaaten entwickelte, weniger umweltschädliche Technologien verbreitet werden. Dazu sind neue Formen der Nord-Süd-Zusammenarbeit vonnöten.

Diese neuen Gebiete der Zusammenarbeit kommen zu den traditionellen Bereichen hinzu, die auch weiterhin unentbehrlich bleiben, vor allem für die Länder mit geringen Einkünften. Aber auch der Strukturwandel, der in den Oststaaten und in

den ehemaligen Sowjetrepubliken vor sich geht, wird noch für lange Zeit Zuschüsse aus den westlichen Industriestaaten erfordern.

All diese neuen Aufgaben kommen gerade in einer Zeit auf uns zu, in der der Anteil des Bruttosozialproduktes, den die Industrienationen für die öffentliche Entwicklungshilfe einsetzen, stagniert. Und die Situation dürfte sich wegen der immer drückenderen Last anderer staatlicher Verpflichtungen (Gesundheitswesen, soziale Sicherheit, Umweltschutz), die noch stärker als bisher mit den Ausgaben für die Entwicklungshilfe in Konkurrenz treten werden, nicht so bald ändern.

Für die internationale Entwicklungszusammenarbeit besteht also die Herausforderung der kommenden Jahre darin, mit öffentlichen Mitteln, die schwieriger zu mobilisieren sein werden als früher, neue, bedeutende Aufgaben anzupacken. Wird in einem solchen Kontext die Schweiz noch lange ihre Vorzugsstellung, die eines Landes, das sich nicht seinen Möglichkeiten gemäss an der Finanzierung der internationalen Entwicklungszusammenarbeit beteiligt, behaupten können? Wird uns insbesondere die Annäherung an Europa noch lange erlauben, eine Entwicklungshilfe zu betreiben, die im Verhältnis um 40 Prozent niedriger ist als die der EG-Mitgliedstaaten des DAC?⁹ Das Streben nach einer grösseren «Europaverträglichkeit» wird zweifelsohne eine ernsthafte Berichtigung unserer Entwicklungshilfe mit sich bringen.

Eine bessere Integration der Schweiz in die internationale Zusammenarbeit ist indessen nicht bloss eine finanzielle Frage. Sie bedingt auch die volle Beteiligung an den grossen Institutionen, die am Aufbau der Weltgemeinschaft, der schliesslich auch wir angehören, mitarbeiten. Diese stärkere Einbindung der Schweiz in ihre internationalen Beziehungen wird von ihren bilateralen und multilateralen Partnern erwartet. Die Alternative, die Abkapselung unseres Landes, birgt das erhebliche Risiko, an den Rand gedrängt zu werden. Ist das wirklich eine Alternative?

Anmerkungen

1

Die in diesem Abschnitt genannten Fakten stammen aus: Matzinger, Albert: Die Anfänge der schweizerischen Entwicklungshilfe 1948-1961. Bern, Stuttgart 1991.

2

Das Verhältnis zwischen dem Betrag der staatlichen Entwicklungshilfe (SEH) und dem Bruttosozialprodukt (BSP) ist der international anerkannte Messwert für die Bemühungen eines Landes in Bezug auf Entwicklungszusammenarbeit.

3

Matzinger 1991 (s. Anm. 1), OECD: Coopération pour le développement. Rapports 1985, 1990, 1991, Paris; Jahrbuch Schweiz Dritte Welt 1981-1990.

4

OECD 1991 (s. Anm. 3), Weltbank: Bericht über die Entwicklung in der Welt 1991. Washington 1991.

5

Pult, Guido: L'impact du Tiers-monde sur les postes de travail en Suisse. Jahrbuch Schweiz Dritte Welt 1983: 232.

6

Forster, Jacques: La Suisse et le groupe de la Banque mondiale. In: Jahrbuch Schweiz Dritte Welt 1991: 199-200.

7

Das Development Assistance Committee (DAC) der OECD unterzieht die Politik seiner Mitglieder hinsichtlich der staatlichen Entwicklungshilfe regelmässig einer kritischen Überprüfung.

8

Jahrbuch Schweiz Dritte Welt 1991.

9

Durchschnittlich wenden die EG-Mitglieder des DAC (acht von zwölf Staaten) 0,50 Prozent ihres BSP für die SEH auf.

Über den Umgang mit dem Fremden: Ein schweizerisches Beispiel

Dieser Beitrag widmet sich weder der umfassenden theoretischen Analyse der Fremdenfeindlichkeit, noch will er konkrete Alltagsbegegnungen zwischen Schweizern und Ausländern schildern und analysieren. Vielmehr steht im Mittelpunkt die Frage, welche Prozesse und Ausformungen der kollektiven Identität im generellen und des schweizerischen Selbstverständnisses im speziellen Hinweise geben auf unsere Einstellung gegenüber Fremden. Der Hauptgrund für die Wahl dieser Optik besteht darin, an einem Beispiel aufzuzeigen, dass die Begegnung Schweizer – Ausländer nicht nur durch persönliche Einstellungen und Dispositionen geformt wird. Es sind ebenso tradierte Elemente der kollektiven beziehungsweise kulturellen Identität, die gerade im Kontext des Kulturkontaktes eine Rolle spielen. D.h.: Fremdenscheu und Fremdenabwehr sind nicht nur psychologisch, sondern genauso sozialpsychologisch und staatspolitisch generierte Probleme. Ein weiterer Grund für die in diesem Beitrag erörterte Betrachtungsweise findet sich in der Skepsis gegenüber dem Bild, das die offizielle Schweiz von sich zeichnet: als Mehrkulturenstaat und begehrtes Asylland sieht sie sich gerne als Vorreiterin der interkulturellen Verständigung, stolz auf die Errungenschaften der friedlichen Koexistenz verschiedener Kulturen und ihren (ehemals?) guten Ruf als Asylland, als Helferin in der Not. Das Selbstbild der toleranten und dem Fremden gegenüber aufgeschlossenen Nation lässt wenig Raum für die selbstkritische Betrachtung und die Hinterfragung nationaler Mythen. Auf einige dieser «blinden Flecke» wollen die folgenden Ausführungen auch aufmerksam machen. Über Rückschlüsse auf die interkulturelle Alltagspraxis mögen sich der Leser und die Leserin ihre eigenen Gedanken machen. Möglich, dass sich in seinen und ihren Gedankengängen hie und da Zweifel breitmachen, ob denn Fremdenfeindlichkeit ausschliesslich den Rechtsradikalen, den Konservativen, der Arbeiterbevölkerung, den wirtschaftlich Benachteiligten, kurz: nur den «anderen» zum Vorwurf gemacht werden kann.



Fremdheit ist relativ

«Die Schweiz ist mir ein böhmisches Dorf...
Man weiss zuwenig von diesem Land, seinen Bräuchen und
Bewohnern, weil sie immer behaupten, sie wären im Grunde
ganz anders, wenn man einen von ihnen trifft.»¹

Ein bisschen ärgerlich kann man beim Lesen dieser Äusserung schon werden: was erwartet der Autor eigentlich? Dass sich ihm das schweizerische Gegenüber als Abziehbild des Nationalcharakters offenbart und seine Individualität freiwillig auf Verantwortungsbewusstsein, Toleranz, Fleiss, Ernsthaftigkeit, Natur- und Demokratieverbundenheit, Misstrauen gegenüber Obrigkeiten, Neutralität u.a.m. reduziert?² Nein, wir sind doch mehr als das! Und siehe da, die nämliche Aussage bringt bei einer zweiten Lesung noch eine andere, wohlklingende Saite zum Schwingen. Zwar ist der ironische Unterton nicht zu überhören, aber der Leser und die Leserin mögen es trotzdem mit Genugtuung registrieren: die Schweiz, und damit



auch ihre Bewohner und Bewohnerinnen, ist nicht gar so einfach zu klassifizieren. Ist sie etwas Besonderes – gar ein Sonderfall? Bleiben wir dem Fremden, bleibt der Fremde uns immer fremd? Und wenn ja, unter welchen Umständen ist und bleibt man sich fremd?

Versuchen wir, uns dem Fremden ein wenig zu nähern. Den Fremden gibt es nicht an sich. Es gibt ihn nur dort, wo jemand sich selbst innerhalb eines Bezugssystems als dazugehörig und andere als aussenstehend, als nicht dazugehörig klassifiziert: Einheimische und Fremde. Eine, so scheint es, einfache und logische Gegenüberstellung – was nicht eigen ist, ist fremd, und umgekehrt. Sie entpuppt sich jedoch leider bei näherem Hinsehen als eine trügerische, denn man weiss, nicht nur die Bezugssysteme können sich ändern, auch die Menschen in ihnen verhalten sich nicht immer konform der Etikettierung eigen – fremd. Was als einheimisch und was als fremd gilt, ist also abhängig von der jeweiligen Optik des Betrachters – es ist situationsbedingt. Hören wir kurz Karl Valentin, wie er in einem Gespräch mit Liesl Karlstadt die Untiefen dieser Relativität zu umschiffen sucht.

K. V.: Ja, ein Fremder ist immer ein Fremder.

L. K.: Wieso?

K. V.: Fremd ist der Fremde nur in der Fremde.

L. K.: Das ist nicht unrichtig. – Und warum fühlt sich ein Fremder nur in der Fremde fremd?

K. V.: Weil jeder Fremde, der sich fremd fühlt, ein Fremder ist, und zwar so lange, bis er sich nicht mehr fremd fühlt, dann ist er kein Fremder mehr.

L. K.: Sehr richtig! – Wenn aber ein Fremder schon lange in der Fremde ist, bleibt er dann immer ein Fremder?

K. V.: Nein. Das ist nur so lange ein Fremder, bis er alles kennt und gesehen hat, dann ist ihm nichts mehr fremd. ...

L. K.: ... Und was sind Einheimische?

K. V.: Dem Einheimischen sind eigentlich die fremdesten Fremden nicht fremd. Der Einheimische kennt zwar den Fremden nicht, kennt aber am ersten Blick, dass es sich um einen Fremden handelt. ...

L. K.: Das Gegenteil von fremd wäre also – unfremd?

K.V.: Wenn ein Fremder einen Bekannten hat, so kann ihm dieser Bekannte zuerst fremd gewesen sein, aber durch



das gegenseitige Bekanntwerden sind sich die beiden nicht mehr fremd. Wenn aber die zwei mitsammen in eine fremde Stadt reisen, so sind diese beiden Bekannten jetzt in der fremden Stadt wieder Fremde geworden. Die beiden sind also – das ist zwar paradox – fremde Bekannte zueinander geworden.»³

Fremdheit erzeugt Kulturkonflikt

Das Gefühl der Fremdheit wird natürlich nicht nur einseitig von den Einheimischen produziert, obwohl diese als Gastgeber die Macht besitzen, Einwanderern beispielsweise durch eine entsprechende Gesetzgebung den Statuswechsel von Fremden zu Einheimischen zu verwehren. Vielmehr erzeugt der mit einer Einwanderung verbundene Kulturwechsel beim Fremden an sich schon das Gefühl der Fremdheit, da die gewohnten kulturellen Sicht- und Handlungsweisen für die Bewältigung des Alltags nicht mehr ausreichen und nach entsprechenden Anpassungs- und Reflexionsleistungen rufen. Fremdheit kann also durchaus von beiden Seiten, nämlich von den Einheimischen und den Fremdkulturellen, als solche erkannt und für eine gewisse Zeit auch akzeptiert werden.

Allerdings ist sie, wie bereits eingangs vermerkt, keine konstante Grösse, und zwar weder in quantitativer noch in qualitativer Hinsicht. Zum einen steht das Ausmass zwischenkultureller Mobilität in direkter Abhängigkeit von weltweit vernetzten politischen und ökonomischen Entwicklungen. Zum anderen waren Kulturkontakte immer schon Anstoss für gesellschaftliche und kulturelle Veränderungsprozesse. Somit sind interkulturelle Mobilität und Kulturkontakte auch konflikterzeugende Prozesse, da bestehende gesellschaftliche Interessenkonstellationen unter Umständen ihre Legitimität einbüßen und neu ausgehandelt werden müssen. Je nach politischen und sozio-ökonomischen Dispositionen kann die Spannung zwischen Bewahren und sozialem Wandel Ängste und Bedrohungen unterschiedlicher Art und Intensität auslösen. Zwar entzündeten sich beispielsweise die Auseinandersetzungen über die Flüchtlings-, Asyl- und Gastarbeiterpolitik vordergründig an politischen und wirtschaftlichen Interessen. Diese lassen sich in der Regel leichter legitimieren, denn mit der Argumentation wirtschaftlicher und politischer Sachzwänge kann die Frage nach der Aufnahmekapazität eines Landes



auf scheinbar «objektive» Kriterien reduziert werden. Die gesellschaftspolitisch viel brisantere und grundsätzlichere Auseinandersetzung über das soziokulturelle Verhältnis Schweizer – Ausländer kann dabei ausgeklammert bleiben. Die Diskussion in der Schweiz in den sechziger und siebziger Jahren konzentrierte sich hauptsächlich auf die befürchtete politische und wirtschaftliche Überfremdung.⁴ Erst in den achtziger Jahren, mit den Asyl- und Flüchtlingsdebatten und der in greifbare Nähe rückenden europäischen Integration, begannen in der öffentlichen Diskussion die Fragen nach kulturellen, ethnischen und nationalen Identitätsinteressen an Boden zu gewinnen.⁵ Während die Schweiz in den fünfziger Jahren Flüchtlingen ihre Tore noch bereitwillig öffnen, in den sechziger Jahren die Gastarbeiter noch nach Wunsch «holen» konnte, zeigen die Flüchtlingsbewegungen der achtziger Jahre und die unaufhaltsame Entwicklung hin zu einem vereinten Europa eine völlig veränderte Realität. Die ökonomischen Entwicklungen und die Wanderungsströme, ausgelöst auf globaler und europäischer Ebene, können nur noch sehr begrenzt auf nationaler Ebene reguliert werden. Mit zeitlicher Verzögerung zu

ihren Nachbarn beginnt die Schweiz zu realisieren, dass die Multikulturalität fast unabhängig von ihren verzweifelt anmutenden Steuerungsbemühungen zu einer Realität geworden ist, die nicht mehr rückgängig zu machen sein wird. So «(sollten) wir... uns langsam bewusst werden, dass volle Integration und Assimilation nicht mehr das wichtigste Kriterium für eine moderne Asyl- und Aufnahmepolitik bleiben kann: wir müssen uns daran gewöhnen oder uns damit abfinden, dass wir Europäer unterwegs zu multikulturellen Gemeinschaften sind».⁶

Die von Hoffmann-Nowotny und Hondrich bereits 1982 geäußerte Vermutung, dass sich «die Konflikte und Probleme hochindustrialisierter Gesellschaften heute ... nicht, wie die an Marx sich orientierenden Theoretiker vermuten, im ökonomischen Bereich zuzuspitzen, sondern an Identitätsinteressen zu entzünden (scheinen)»,⁷ gewinnt mit dieser neuen Ausgangslage an Aktualität. Die Vermutung kann – wie die mit der Auflösung der West-Ost-Dichotomie allorts aufbrechenden Autonomiebestrebungen ethnischer Gruppen und das Ringen um eine neue Weltordnung zeigen – mittlerweile sogar auf ein geographisch viel weitreichenderes Gebiet als



dasjenige der hochindustrialisierten Staaten ausgedehnt werden. Die Entwicklung hin zu multikulturellen Gemeinschaften, d.h. zu einer kooperativen Koexistenz verschiedener Kulturen, bedingt, dass die entstehenden Kulturkonflikte erkannt, Identitätsinteressen thematisiert und nationale und kulturelle Identitäten zugänglich(er) gemacht werden für die Auseinandersetzung mit dem Fremdkulturellen. Was aber sind Identitätsinteressen, was ist Identität?

Fremdheit hat auch mit Identität zu tun

Identität, ob nun auf die individuelle oder auf die kollektive Identität bezogen, ist in jedem Fall vielschichtig und prozesshaft. Im Duden wird sie definiert als «das Existieren von jmdm., etw. als ein Bestimmtes, Individuelles, Unverwechselbares».⁸ Wenn wir von kultureller Identität sprechen, dann besteht ihre Unverwechselbarkeit einerseits in der Übereinstimmung von kulturell erzeugten Werten und Normen, die für eine Gruppe von Menschen eine gewisse Verbindlichkeit besitzen, da sie Zugehörigkeit, Identifikation, Vertrautheit und Vorhersagbarkeit im Zusammenleben erzeugen. Andererseits und gleichzeitig beruht die Unverwechselbarkeit ebenso auf

der Betonung der Andersartigkeit, d.h.: «Erzeugung von Identität bedeutet notwendig zugleich Erzeugung von Alterität.» Dabei «macht es gewiss einen Unterschied, ob eine Kultur sich primär durch ihre Distinktionskraft nach aussen, d.h. gegenüber anderen Kulturen, definiert (negative Integration) oder durch ihre Integrationskraft nach innen (positive Integration)». Kulturelle Identität entsteht im historischen Prozess durch diese «Ein- und Ausschlussbewegungen».⁹ Es sind diese Ein- und Ausgrenzungsstrategien einer Kultur, eines Staates, welche die Beziehungsmuster zwischen eigen und fremd definieren. Besonders anschaulich wird dies überall dort, wo die Hochstilisierung der Andersartigkeit, der Unverwechselbarkeit ein eindeutiges und auf wenige Merkmale reduziertes Feindbild entstehen lässt. In diesen Fällen werden Gemeinsamkeiten möglichst negiert, die Unterscheidungsmerkmale zur Untermuerung der Unverwechselbarkeit und zur Bestätigung der eigenen Überlegenheit ideologisch überhöht. Beispiele für das machtvolle integrative Potential von Feindbildern liefern nicht nur die mit Waffen ausgetragenen



Konflikte. So diente der Kalte Krieg mit der konstruierten Unüberbrückbarkeit von Kommunismus und Kapitalismus nicht zuletzt auch den Identitätsinteressen von Ost und West: weder Ost noch West mussten sich in der Situation der absoluten Polarisierung zu einer differenzierten Auseinandersetzung mit der Kritik am eigenen System und Verhalten genötigt sehen. Für den Westen waren die marode Ost-Wirtschaft und die politische Unterdrückung, für den Osten das Ideal des neuen Menschentypus und der moralische Verfall des Westens Beweise genug für die eigene Überlegenheit. Ein weiteres Beispiel ist die Schweiz im Vorkriegseuropa, dessen politische Situation die Konsolidierung einer gesamtschweizerischen Identität begünstigte. Bei Ausbruch des Zweiten Weltkrieges «fand der anlässlich der Bundesgründung von 1848 einsetzende Integrationsprozess seinen Abschluss». Die unmittelbare Bedrohung an den Grenzen des Landes zwang zur Überwindung innerer Gegensätze und führte dazu, «ein Nationalideal zu entwickeln, zu dem sich nun auch die bisher als Stiefkinder behandelten Minderheiten bekennen konnten».¹⁰

Feindbilder dienen Identitätsinteressen und sind daher nicht erst das Ergebnis von Bedrohungssituationen. Vielmehr ist die Möglichkeit ihrer Entstehung in den Ein- und Ausgrenzungsbewegungen eines jeden Identitätsprozesses bereits angelegt.

Die schweizerische Identität und was ihr fremd bleiben muss

Die Paradoxie, die in der Geschichte der schweizerischen Identitätsfindung überwunden werden musste, bestand in der Inkongruenz zwischen sprachlich-kultureller und politischer Grenzziehung. Gemeinsamkeiten mit den angrenzenden Staaten waren und sind aufgrund der Sprachverwandtschaften selbstverständlich, während in der Suche nach der inneren Gemeinsamkeit die Grenzen unterschiedlicher sprachlich-kultureller Zugehörigkeiten überwunden werden mussten. Der Ausschluss musste sich also über die gemeinsamen Sprachen, der Einschluss über Sprach- und Kulturgrenzen hinwegsetzen. Oder: die Schweiz musste, um als Nation ent- und bestehen zu können, dort Fremdheit erzeugen, wo in erster Li-



nie kulturelle Übereinstimmung vorherrschend war, und die Gemeinsamkeit dort erringen, wo kulturelle Fremdheit dominierte.¹¹

Beides war und ist immer noch schwierig, ja, die Geschichte des schweizerischen Selbstverständnisses ist geradezu eine Geschichte «von nationalen Notsituationen».¹² Da sich die Schweiz gegenüber anderen Staaten nicht über eine gemeinsame, in der Sprache verankerten Kultur definieren und abgrenzen konnte und kann, fällt die Hauptaufgabe der ideellen Grenzziehung nach aussen, aber auch jene der Integration nach innen dem politischen System zu, so dass letzteres selbst «als dominante Kulturäusserung, welche die Grundlage des Selbstverständnisses und die soziale Kohärenz ... des ethnischen Komplexes Schweiz (bildet)», gelten kann.¹³ Sowohl das Integrations- als auch das Abgrenzungspotential des politischen Systems ist jedoch in hohem Masse von äusseren, d.h. den (gesellschafts)politischen Gegebenheiten und Entwicklungen in den europäischen Nachbarländern abhängig. Somit steht der Hauptpfeiler der schweizerischen Identität auf eher sandigem Grund, da mit der Veränderung der Position der Schweiz im europäischen Kontext sehr

schnell und unmittelbar auch elementare Identitätsinteressen tangiert werden: elementar deshalb, weil die Gemeinsamkeiten mit den Nachbarstaaten im sprachlich-kulturellen Bereich ergänzt und verstärkt werden durch europaweite Demokratisierungsprozesse, welche eine Angleichung der politischen Systeme an das ehemals der Schweiz vorbehaltene Vorbild der beispielhaften föderalistischen Demokratie zur Folge hat.¹⁴ In anderen Worten: der Sonderfall Schweiz¹⁵ wurde im Verlaufe der Geschichte erheblich relativiert. Es zeigt sich auch hier, dass Fremdheit – deren Bestätigung der Sonderfall diene – eine relative Grösse ist. Die Schweiz wurde und wird den Nachbarstaaten immer ähnlicher, die ideelle, identitätsstiftende Grenzziehung zusehends schwieriger, kurz: «die Schweiz ist im zwanzigsten Jahrhundert zu einem Industriestaat geworden, der sich ähnlichen Problemen gegenüber sieht wie die anderen europäischen Staaten.»¹⁶

Dem könnte man entgegenhalten, dass die innerstaatliche Integration, das Wissen um die Zugehörigkeit der Bewohner und Bewohnerinnen zur Schweiz, nach wie vor vorhanden und Basis genug ist für die Bildung und Bewahrung einer



starken schweizerischen Identität. Die historische Analyse der gesamtschweizerischen Integration und Identifikation mit dem Staat zeigt indes ein anderes Bild.¹⁷ Die gelebten Realitäten der Einheit in der Vielfalt und der Willensnation stehen weit hinter den Absichtserklärungen und Wunschvorstellungen zurück, die mit diesen beiden Eckpfeilern der nationalen Integration verbunden waren und heute, wenn auch in abgeschwächter Form, immer noch sind. Zwar dürfte die politische Zugehörigkeit in keinem der vier Landesteile ernsthaft in Frage gestellt sein, doch deutet vieles darauf hin, dass die nationale Integration auf einer distanziert-instrumentellen Ebene verbleibt. Dies gilt nicht nur für das Verhältnis der Landesteile untereinander, das ehrlicherweise mehr als Nebeneinander denn als Miteinander¹⁸ zu apostrophieren ist und das zudem getrübt wird durch die sprachliche und wirtschaftliche Vormachtsstellung des grössten Landesteiles, der Deutschschweiz.¹⁹ Auch die Identifikation mit dem politischen System ist geschwächt: Was Max Imboden bereits in den frühen sechziger Jahren als «Malaise» am politischen Horizont der Schweiz heraufsteigen sah,²⁰ äussert sich heute in einer ver-

bleibend hohen Stimmbstimmabstimmungen, in fortschreitenden Zentralisierungstendenzen mit einhergehender Schwächung der Gemeindeautonomie, im schwindenden Vertrauen der Bevölkerung in die politischen Instanzen.²¹ Auch hier zeigt sich, dass die Schweiz keine grundsätzliche Andersartigkeit für sich beanspruchen kann, sondern mit staats- und gesellschaftspolitischen Veränderungen konfrontiert ist, die sich höchstens noch in Schattierungen, jedoch nicht mehr in qualitativer Weise von jenen anderer Staaten unterscheiden.

Für die innerstaatliche Integration gilt demzufolge eine ähnliche Diagnose wie für die Abgrenzung nach aussen. Dem schweizerischen Selbstverständnis ist die Basis der Unverwechselbarkeit, die sich bis 1945 erfolgreich an den politischen Errungenschaften der Schweiz orientieren konnte, entzogen. So kann die gegenwärtige Befindlichkeit des nationalen Selbstverständnisses als drohende Identitätsdiffusion bilanziert werden, da die, schon immer schwach definierten, kulturellen Grenzen zwischen «Wir» und «Sie» zunehmend zu verschwinden drohen.²²



Der Rekurs auf die nationale Identität oder die Wiederherstellung der Fremdheit

«Die «nationale Identität» ist an Situationen geknüpft: Freiwillig stolz darauf zu sein, ein Schweizer zu sein, ist etwas anderes, als die angegriffene Schweiz in einer Diskussion zu verteidigen. Man lebt mit diesem Staat, akzeptiert ihn; das ist aber noch lange kein Grund, dies permanent zu feiern.»²³

Wie verteidigt sich die «angegriffene» Schweiz, und in welchen Situationen fühlt sie sich angegriffen?

Die Frage ist entweder nur rückblickend, bezogen auf konkrete historische Situationen, oder als allgemeine Äusserung, basierend auf der kritischen Auseinandersetzung mit der nationalen Identität, wie sie in knappen Worten in den vorangehenden Abschnitten versucht wurde, zu beantworten. Dort wurde die Diagnose gestellt, dass die gesamtschweizerische, die nationale Identität eher auf schwachem Grund steht und dass Fremdeinflüsse auch schnell einmal elementare Identitätsinteressen verletzen und die Verteidigung der nationalen Identität als notwendig erscheinen lassen. Die logische Folgerung aus dieser Äusserung wäre die Feststellung, dass die

Schweiz, schneller als andere Staaten, die über eine gesichertere Identität verfügen, abwehrend auf Fremdeinflüsse reagiert, ja – so könnte man sagen – in ihrer Grunddisposition fremdenfeindlicher veranlagt ist als vergleichbare Länder. Diese Folgerung ist (wahrscheinlich) aus zwei Gründen nicht richtig: erstens ist die Möglichkeit fremdenfeindlicher Reaktionen, wie aufgezeigt wurde, in allen Identitätsprozessen angelegt, und zweitens ist das Zutagetreten von Abwehrstrategien gegen Fremdeinflüsse auch von anderen Faktoren als der Verletzung staatlich-kultureller Identitätsinteressen abhängig.²⁴

Es mag aufgrund der bisherigen Ausführungen kaum überraschen, und damit wenden wir uns einer konkreten historischen Situation zu, dass die Abgrenzung mit Argumenten vollzogen wird, die Rekurs nehmen auf die politische Andersartigkeit der schweizerischen Bevölkerung. Besonders deutlich trat dies in den Auseinandersetzungen um die II. Überfremdungsinitiative in den siebziger Jahren zutage. Zu diesem Zeitpunkt hatte die Erkenntnis, dass die Ausländerbeschäftigung der sechziger Jahre nicht mehr reversibel sein



und damit zu einem dauernden Verbleib der ausländischen Arbeitskräfte und ihrer Familien in der Schweiz führen würde, auch in einer breiteren Öffentlichkeit Fuss gefasst.²⁵ Der Initiator Schwarzenbach sah die schweizerischen Identitätsinteressen gefährdet und verteidigte sie mit diesen Worten: «Wir glauben ohne jede Überheblichkeit, dass unsere Schweiz mit ihrer föderalistischen Struktur, mit dem Fehlen jeglichen Ständewesens, mit der weitgehende Selbstverwaltung, deren Grundlage ein kraftvoll entwickeltes Gemeindewesen bildet, mindestens für Europa einen demokratischen Modellfall von einzigartiger Überzeugungskraft darstelle ... wir leisten Europa den grössten Beitrag, indem wir uns selbst treu bleiben.»²⁶ Und weiter:

«Unsere Demokratie bewährt sich nur, wenn ihre Freiheiten, Rechte und Pflichten von eingesessenen, seit Generationen mit unseren Verhältnissen vertrauten Bürgern und Bürgerinnen gehandhabt werden. Es ist ein Irrtum zu glauben, ein aus Süditalien oder Spanien Eingewanderter könne sich nach 12 Jahren Aufenthalt in der Schweiz von der Mentalität seines Herkunftslandes lösen und in politischen und gesetzgeberi-

schen Belangen urteilen wie ein mit unseren Sitten vertrauter gebürtiger Schweizer.»²⁷

Die vom Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit (BIGA) eingesetzte Studienkommission war zehn Jahre früher in der Analyse der Gastarbeiterfrage zu Schlüssen gekommen, die sich (überraschenderweise?) mit der Argumentation Schwarzenbachs völlig decken:

«Die übermässige Zunahme der fremden Einflüsse bedroht unsere nationale Eigenart und damit die wichtigste Grundlage unserer staatlichen Eigenständigkeit ... Was die nationale Eigenart ausmacht, ist schwer in Worten zu umschreiben. Sie ist tief im Gefühlsmässigen verankert und umfasst einige typische Merkmale, die weit in die Vergangenheit zurückreichen. Eine der Konstanten des schweizerischen Nationalcharakters ist ein ganz besonders enges Verhältnis des Bürgers zum Staat ... Die schweizerische Eidgenossenschaft ist nicht begründet in einer gemeinsamen Sprache, sondern in gemeinsamen politischen und kulturellen Leitbildern und in einem gemeinsamen Staatswillen. Dieses eidgenössische Bewusstsein ist langsam im Verlauf von Jahrhunderten gewachsen,

und es braucht in der Regel Generationen, um es zu erwerben ... Das Mitleben und Mithandeln bei allem staatlichen Geschehen ... unterscheidet den Schweizer von den Bürgern der meisten anderen Nationen. Die bei uns tätigen Ausländer haben vielfach eine ganz andere Einstellung zum Staat und zur Gemeinschaft überhaupt. Sie sind in ihrer Heimat nicht gewohnt, aktiv am staatlichen Leben teilzunehmen ...»²⁸

Diese Zitate sind keine Einzelfälle. Sie stehen stellvertretend für eine Vielzahl von Verlautbarungen von Initianten und Behörden gleichermaßen.²⁹ Ganz deutlich wird: die Schweizer Bürger und Bürgerinnen sind nicht nur anders als alle Ausländer, sie sind ihnen, da politisch reifer, auch überlegen. Da diese Überlegenheit mit zunehmender Integration der Ausländer jedoch auch nur vorübergehender Natur sein könnte, werden gegen diese neuerliche Bedrohung auch bereits Vorkehrungen getroffen. Dies geschieht, indem die politische Reife der Schweizer und Schweizerinnen für Ausländer als unzugänglich, als nicht erlernbar deklariert wird. Damit wird das politische Bewusstsein der Schweizer Bevölkerung als ein zugeschriebenes Identitätsmerkmal gehandelt: die Geburt als Schweizer und Schweizerin an sich erübrigt bereits die individuelle Beweiserbringung des politisch reifen Verhaltens, da es praktisch «vererbbar» ist. Dadurch ist auch der Rahmen für die «Aufnahmekapazität» abgesteckt. Die «zumutbare» Anzahl von Ausländern ist eine situationsbedingte, dem Bedarf des Landes nach Arbeitskräften anpassbare Grösse, wobei politische und wirtschaftliche Interessen hier durchaus in Widerspruch geraten können.³⁰ Dort, wo den Fremdkulturellen aus wirtschaftlichen und humanitären Gründen die Einwanderung nicht verwehrt werden kann, muss sichergestellt sein, dass der Verleihung des Schweizer Bürgerrechts die vollständige Assimilation vorausgeht, denn, so ein hoher Beamter des BIGA, «... es kann nicht in Frage kommen, dass wir Ausländer einbürgern, bevor sie ganz mit dem Land verwachsen sind und denken und fühlen wie Schweizer Bürger».³¹

Die dergestaltete «Biologisierung» der schweizerischen Eigenart wirft die Frage auf, ob die Bildung der kollektiven Identität in diesem Falle nicht mit Hilfe rassistischer Strategien bewerkstelligt wird. Tatsächlich ist diese Überlegung nicht ganz von der Hand zu weisen, da letztlich hier Identität weniger über gemeinsame Werte, als vielmehr über ein trennendes Element konstituiert wird, welches das Nicht-Eigene als eigentlich artfremd erscheinen lässt. Denn «wo durch Polarisierung und Politisierung das Bewusstsein verbindender Einheit und Eigenart umschlägt in das Bewusstsein trennender Arteigenheit, ... funktioniert die Kultur wie das Immunsystem nach traditioneller biomedizinischer Anschauung: Sie definiert und stigmatisiert das ‚Artfremde‘ und organisiert Identität über aggressive oder defensive Abgrenzung nach aussen».³²

Die für Fremdkulturelle äusserst restriktive Handhabung der Zugangsmöglichkeiten zu einer schweizerischen Identität bedeutet, dass aus der Sicht der Schweiz als Grundlage des Zusammenlebens von Schweizern und Ausländern nicht der beidseitige Annäherungs- und Verständigungsprozess, sondern die einseitige Anpassung der Ausländer an die schweizerischen Verhältnisse gefordert wird. Diese Haltung ist historisch keine einmalige Erscheinung. Sie war in ihren Grundzügen in verschiedenen geschichtlichen Situationen dieselbe.³³ Ziel der identitätserhaltenden Bestrebungen der Schweiz war bis anhin immer, bei drohender Nivellierung der Grenze zwischen eigen und fremd die Wiederherstellung der Fremdheit, d.h. die Andersartigkeit als Unvergleichbarkeit³⁴, zu postulieren: die Schweizer «(behaupten immer) ..., sie wären im Grunde ganz anders».³⁵

Die Anerkennung der Fremdheit

Gibt es einen Ausweg aus dem Teufelskreis? Lässt die interkulturelle Begegnung überhaupt Raum für die kollektiven Identitätsbedürfnisse, ohne dass ein Gefälle konstruiert werden muss zwischen Mehrheit und Minderheit, zwischen eigen und fremd? Sicher ist: die Zukunft der multikulturellen Gesellschaften hat bereits begonnen – wir können uns nicht länger der insgeheimen Hoffnung hingeben, dass sich die Prognosen als falsch erweisen werden und ein tiefgreifender gesellschaftlicher Wandel noch abzuwenden ist. Die interkulturellen Konflikte werden eher zu- als abnehmen, und die Zeit drängt uns, einzugestehen, dass sich weder Verteufelung noch Exotisierung des Fremden als adäquate Konfliktlösungsstrategien erwiesen haben: Auch die «Utopie der konfliktlosen Gesellschaft», wie sie in der Herbeisehnung der multikulturellen Gemeinschaften hier und dort anklingt, wird sich als Irrweg erweisen, wenn man bedenkt, dass die «Menschheit ... politisch nicht in Einheit, sondern in «Pluralität, in Konkurrenzen, Kontrasten und Konflikten, auch Konfrontationen» konstituiert ist».³⁶ Der Glaube und die Hoffnung auf eine konfliktlose Zukunft der Menschheit ist zudem gefährlich, denn «es muss nicht immer die Verfestigung von Feindbildern sein, die Konflikte erzeugt und verschärft, es können gerade auch zu hoher Konsensdruck und Harmonieerwartungen sein, die zum schmerzhaften Aufbrechen der Gegensätze führen».³⁷ So kann die gegenwärtige Konfliktsituation in Jugoslawien auch als Ergebnis eines jahrzehntelangen Harmonisierungsdrukkes gewertet werden, welcher latente ethnische Konflikte in das Korsett einer übergeordneten Ideologie zwängte. Und die Hoffnung auf das konfliktlose Zusammenleben von Angehörigen unterschiedlicher Kulturen entrückt erst recht in utopische Gefilde, wenn man sich bewusst wird, dass sie genährt wird von der unausgesprochenen Erwartung des gegenseitigen Verstehens. Über das Verstehen, den gedanklichen und emotionalen Nachvollzug fremdkultureller Lebensweisen sollen

Ängste und Vorurteile abgebaut, kulturelle Kompetenzen gefördert und die Fähigkeit zur Toleranz entwickelt werden. Während dieser Anspruch, oberflächlich betrachtet, einsichtig erscheint, beweisen die Erfahrungen, dass dem Verstehen enge Grenzen gesetzt sind oder auch gesetzt werden. Denn der Anspruch selbst kann der Bestätigung der Fremdenabwehr dienen, indem geltend gemacht wird, dass durch die grossen und zunehmenden kulturellen Distanzen die Fremden immer fremder werden, dass ein Verstehen und daher auch das Zusammenleben mit Angehörigen exotischer Kulturen gar nicht möglich sei.

Wenn das Verstehen nicht der Weg, die konfliktlose Gesellschaft kein erreichbares Ziel sein kann, was dann? Vielleicht sollten wir als erstes den Konflikt zulassen und die Verunsicherung nicht mit voreiligen Abwehrstrategien übertünchen. Es würde sich dann zeigen, dass nicht sosehr durch das gegenseitige Verstehen, sondern über den Weg der «interkulturellen Irritationen»³⁸ Verständigung geübt werden muss. Das Ziel wäre dann nicht mehr die konfliktlose Gesellschaft, sondern eine «Kultur des Konfliktes», der Weg nicht mehr das Verstehen, sondern das «Gegenseitigkeitshandeln». Dabei geht es «um ... die Verständigung im Sinne eines gegenseitigen Arrangements. Die Frage ist nicht primär die nach einer gemeinsamen Wahrheit, in der man sich trifft, nach Konsens der Urteile oder Fusion der Horizonte»; vielmehr wird eine «komplexe Versöhnung» angestrebt: «diese Versöhnung belässt Raum für Gegensätze und Konflikte.»³⁹

Der Paradigmawechsel von der Zielvorstellung der harmonischen, multikulturellen Gemeinschaft zu einer Kultur des Konfliktes als realistische Möglichkeit zur Bewältigung des interkulturellen Alltags macht eines deutlich: der Ausschluss der Fremden ist so wenig eine Konfliktlösungsstrategie, wie eine starre, an nationale Ideologien und Mythen gebundene kulturelle Identität den Herausforderungen der zukünftigen Vielvölkergesellschaften noch gewachsen sein wird. Es sieht so aus, als ob die Schweiz (jedoch nicht nur sie) hier einen langen Weg zu gehen hätte. Die endgültige Verabschiedung des Sonderfalls scheint unumgänglich – die Zukunft ist offen. Die Vision? – Ein Land, in dem es sich zu leben lohnt, weil es offen ist für das kulturelle Experiment der «komplexen Versöhnung», offen für die Gestaltung einer ungewissen Zukunft und nicht mehr unter dem Zwang stehend, den Fremden von der Teilhabe am kulturellen und politischen Leben entweder ausschliessen oder zum Schweizer machen zu müssen. Dann können vielleicht auch die Fragen, die Ulrich Kägi bereits 1979 stellte, mit einem neuen Selbstverständnis beantwortet werden:

«Würde sich die Schweiz eines Tages zum Beitritt zu den Europäischen Gemeinschaften entschliessen wollen oder müssen, bricht ein neues Problem auf, das sogar einen Zusammenhalt und den Bestand dieses Staates in Frage stellt. Denn in dem Masse, wie die Schweiz die Merkmale einer besonde-

ren Schicksalsgemeinschaft einbüsst, werden die zentrifugalen Kräfte anwachsen. Die Spannungen, die schon in den Beziehungen zwischen welscher und allemannischer Schweiz spürbar sind, dürften jedenfalls zunehmen. Die Schwelle, die man heute noch beim Überschreiten der Landesgrenze spürt, schwindet, während der Graben zwischen den Sprachregionen entsprechend tiefer und breiter wird. Denkt man diese Entwicklung über eine oder zwei Generationen hinaus zu Ende, werden mitten in der Schweiz die drei grossen mitteleuropäischen Kulturräume der Deutsch-, Französisch- und Italienischsprachigen unmittelbar, nicht mehr gedämpft durch den schweizerischen Sonderfall, zusammenstossen. Wird sich an dieser Drei-Kulturen-Ecke ein selbständiger Staat auf die Dauer halten können? ... Damit stehen wir früher oder später vor der Kernfrage unserer nationalen Existenz, eine Frage, die von Jungen heute schon mehr oder weniger unbewusst empfunden wird: Wozu ist diese Schweiz eigentlich noch nötig? ... Der Gang der Ereignisse stellt unsere nationale Existenz in Frage.»⁴⁰

Anmerkungen

1

Kuriert, Günter: Nahwest oder: fern im Okzident: In: Stimmen zur Schweiz. Hg. von Kurt Marti. Basel 1976: 37.

2

Vgl. die Umschreibung des «Schweizerischen» von Max Frisch, zit. aus Willi, Victor I.: Überfremdung. Schlagwort oder bittere Wahrheit? Bern 1970: 148.

3

Zit. aus du, Nr. 4 1991: 44.

4

Vgl. Schulte-Haller, Mathilde: Aspekte und Entwicklungstendenzen des schweizerischen Selbstverständnisses, dargestellt am Problem der «Überfremdung». Eine theoretische Integration ethnischer und sozialpsychischer Faktoren. Frankfurt a.M. 1987: 125-136.

5

Für die breitgefächerte Untersuchung der nationalen Identität vgl. das Nationale Forschungsprogramm 21: Kulturelle Vielfalt und nationale Identität.

6

NZZ, 4./5. Januar 1992: 16.

7

Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim und Karl-Otto Hondrich: Zur Funktionsweise sozialer Systeme – Versuch eines Résuméés und einer theoretischen Integration. In: Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland und in der Schweiz. Segregation und Integration: Eine vergleichende Untersuchung. Hg. von Hans-Joachim Hoffmann Nowotny und Karl-Otto Hondrich. Frankfurt a.M., New York 1982: 569-635, hier: 620.

8

Duden: Fremdwörterbuch. Mannheim, Wien, Zürich 1982.

9

Assmann, Aleida und Jan Assmann: Kultur und Konflikt – Aspekte einer Theorie des unkommunikativen Handelns. In: Kultur und Konflikt. Hg. von Jan Assmann und Dietrich Harth. Frankfurt a.M. 1990: 11-48, hier: 27.

10

Gruner, Erich (Hg.): Die Schweiz seit 1945: Beiträge zur Zeitgeschichte.

- Bern 1971: 11, 14. Die nationale Einigung fand sich im Bekenntnis zur «Geistigen Landesverteidigung».
- 11**
Für die eingehende Analyse dieser Identitätsprozesse vgl. Schulte-Haller 1987: 36-99 (s. Anm. 4).
- 12**
Frei, Daniel: Die Förderung des schweizerischen Nationalbewusstseins nach dem Zusammenbruch der alten Eidgenossenschaft 1798. Zürich 1964: 219.
- 13**
Niederer Arnold: Wege zum nationalen Selbstverständnis und zum Fremdenverständnis. In: *Ethnologia Europaea*, 4. 1970: 43-49.
- 14**
Vgl. Schulte-Haller 1987: 36-59, 96f. (s. Anm. 4).
Selbstverständlich spielt in diesem Angleichungsprozess auch die weltweite, nach 1945 enorm intensivierte wirtschaftliche Verflechtung der Schweiz eine Rolle. Vgl. ebd.: 126-131.
- 15**
Der Sonderfall steht zusammenfassend für alle Wertkomplexe des schweizerischen Nationalbewusstseins, die da sind: Einheit in der Vielfalt, Willensnation, genossenschaftliche Demokratie und die Neutralität in Verbindung mit dem Sendungsbewusstsein. Im Sendungsbewusstsein fanden auch die anderen Wertkomplexe ihren Niederschlag, diesmal jedoch mit dem Ziel, die Schweiz als beispielhafte Demokratie in einem internationalen Rahmen für die Rolle der «Hüterin» universaler Menschenrechte zu legitimieren. Vgl. Schulte-Haller 1987: 90-93 (s. Anm. 4).
- 16**
Da Rozzo, François: Die Schweiz in der Sicht des Auslandes. Ein Forschungsbericht über die politikwissenschaftliche Literatur des Auslandes zum politischen System der Schweiz. Bern 1977: 147.
- 17**
Schulte-Haller 1987: 60-99 (s. Anm. 4).
- 18**
So Dürrenmatt: «Wir behaupten immer wieder, wir hätten das Zusammenleben verschiedener Kulturen gelöst, und stellen uns als europäisches Vorbild hin. Die Jurakrise beweist, dass diese Behauptung nicht stimmt, wir leben nicht mit den französischen und italienischen Schweizern zusammen, sondern beziehungslos nebeneinander her.» Dürrenmatt, Friedrich: *Politik, Essays und Reden*. Zürich 1980: 74.
- 19**
NZZ, 4./5. April 1987: 33; Schulte-Haller 1987: 61 f. (s. Anm. 4).
- 20**
Imboden, Max: *Helvetisches Malaise*. Zürich 1964: 5.
- 21**
Schulte-Haller 1987: 83-89 (s. Anm. 4); für die eingehende Analyse der Veränderungsprozesse im politischen System der Schweiz vgl. Gasser, Adolf: *Staatlicher Grossraum und autonome Kleinräume. Gemeindeautonomie und Partizipation – Ausgewählte Aufsätze*. Basel 1976.
- 22**
Schulte-Haller 1987: 96f. (s. Anm. 4).
- 23**
Zeugin, Peter und Dominique Gros: *Jugendkultur in der Schweiz. Nationales Forschungsprogramm 21. Kulturelle Vielfalt und nationale Identität (Kurzfassung der Projekte)*. Basel 1991: 22.
- 24**
Z.B. von wirtschaftlichen Faktoren, wobei diese natürlich mit kulturellen Interessen eng verknüpft sein können. Wie bei allen gesellschaftlichen Prozessen würde auch in diesem Fall eine eindimensionale Analyse zu kurz greifen.
- 25**
Bis ca. 1964 erfolgte die Beschäftigung ausländischer Arbeitskräfte auf der Basis der Rotations- und Konjunkturpuffertheorien, welche noch von einem zeitlich begrenzten Aufenthalt der Ausländer in der Schweiz ausgingen. Vgl. Schulte-Haller 1987: 105-108 (s. Anm. 4).
- 26**
Schwarzenbach, James: *Die Überfremdung der Schweiz – wie ich sie* sehe. Zürich 1974: 88.
- 27**
Ebd.: 66.
- 28**
Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit (Hg.): *Das Problem der ausländischen Arbeitskräfte. Bericht der Studienkommission für das Problem der ausländischen Arbeitskräfte*. Bern 1964: 138.
- 29**
Rüst, Thomas: Zum Vorurteil gegen Ausländer. In: *Denkanstösse zur Ausländerfrage*. Bd. 2. Hg. von Victor I. Willi. Zürich 1977: 111-134, hier: 130f.
- 30**
Schulte-Haller 1987: 3f., 139-143 (s. Anm. 4).
- 31**
Pedotti, G.: Probleme der ausländischen Arbeitskräfte vom Staate aus gesehen. In: *Zur Konjunkturpolitik. Vorträge*. Hg. von E. Stopper. Bern 1965: 32-48, hier 42.
- 32**
Assmann und Assmann 1990: 39 (s. Anm. 9).
- 33**
Für Geschichte des schweizerischen Nationalbewusstseins vgl. Frei 1964 (s. Anm. 12).
- 34**
Schulte-Haller 1987: 143-146 (s. Anm. 4).
- 35**
Kunert 1976: 37 (s. Anm. 1).
- 36**
Assmann und Assmann 1990: 31-33 (s. Anm. 9).
- 37**
Ebd.: 37.
- 38**
Tobler Müller, Vreni: Wirkungen der Migration aus Sicht ambulanter Ethnologie. In: *Migration aus der dritten Welt – Ursachen und Wirkungen*. Hg. von Walter Kälin und Rupert Moser. Sonderdruck o.J.: 159-171, hier: 168f.
- 39**
Assmann und Assmann 1990: 36f. (s. Anm. 9).
- 40**
Kägi, Ulrich: Die Schweiz – wozu? In: *Schweizer zwischen Ärgernis und Hoffnung. Jahrbuch der Neuen Helvetischen Gesellschaft* 50 (1979): 121-125, hier: 124.

**«Man wird sagen, wir seien ein merkwürdiges Völklein;... die Frauen seien rechtlos.»¹
Der Sonderfall «Frau»
in der schweizerischen Demokratie**

Yvonne Voegeli

Dass die Schweiz eine Musterdemokratie sei, gehört zum Nationalbewusstsein ihrer Staatsangehörigen. War sie das je? Ist sie es? Aus weiblicher Sicht sicher nicht. Die Schweiz war der zweitletzte Staat Europas, der 1971 landesweit die politische Mitbestimmung der Frauen einführte. Erst 1981 wurde die Gleichstellung von Frau und Mann in der Bundesverfassung verankert und damit rechtlich die Aufgabenteilung zwischen den Geschlechtern «in Familie, Ausbildung und Arbeit» aufgehoben.

Diese Aufgabenteilung hatte sich im letzten Jahrhundert mit der Industrialisierung ausgebreitet, als sich Wohnort und Ort der Erwerbsarbeit trennten. Gerechtfertigt wurde diese Entwicklung durch eine neue Gesellschaftstheorie, wonach angeborene Charaktereigenschaften der Geschlechter den Mann als aktiven, kämpferischen Verstandesmenschen zum ausserhäuslichen Ernährer der Familie bestimmten, die Frau aber als passive, gemütsbewegte Gebärerin kommender Generationen zum Führen des Haushaltes und zur Aufzucht der Kinder im innerhäuslichen Bereich besonders befähigten.

Nicht alle Frauen konnten es sich leisten, gemäss der neuen Rollenverteilung zu leben. Dem Ideal zum Trotz waren in der Schweiz im 20. Jahrhundert immer etwa ein Drittel der Erwerbstätigen Frauen. Allerdings arbeiteten sie vielfach in sogenannten weiblichen, dem Rollenideal entgegenkommenden Berufen und, gesamthaft, auf schlechtbezahlten, unteren Stufen. Im Hinblick auf «ihre Bestimmung» zur Gattin und Mutter war ihnen eine qualifizierte Ausbildung häufig verwehrt. Da von ihnen erwartet wurde, dass sie ihre Erwerbstätigkeit für die Familienpflichten abbrachen, waren sie für eine Karriere und Weiterbildung nicht vorgesehen. Zudem galt ihr Lohn als blosses Zusatzeinkommen zur Unterstützung ihres «Ernährers», des Vaters oder des Ehemannes.

Die politische Mitbestimmung, die Gestaltung der gesellschaftlichen Entwicklung mit gesetzlichen Rahmenbedingungen, galt als Sache der Männer, obwohl die Frauen von der Gesetzgebung und der gesellschaftlichen Entwicklung mitbetroffen waren. Die Aussperrung der Frauen aus der politischen Mitentscheidung ermöglichte den Männern, in der Gesetzgebung ungehindert ihre Interessen durchzusetzen, zum Nachteil der Frauen in Ehe- und Erbrecht, im Bildungs- und Berufsbereich, in den Sozialversicherungen usw. Da in der Schweiz die politischen Rechte nicht allein das Wahlrecht umfassen, sondern auch die Mitbestimmung über Sachgeschäfte und die Möglichkeit, mit Referendum und Initiative neue Ge-

1

Streik der Schneiderinnen in der Genfer Haute-Couture, 6. November 1947 (Foto: Bildarchiv zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Zürich/R. Gretler)

2

Landsgemeinde in Trogen, 1946 (Foto: Theo Frey, Eidg. Archiv für Denkmalpflege)



setze zu verhindern und Verfassungsänderungen zu erzwingen, wurden den Schweizerinnen zudem mehr rechtliche Gestaltungsmöglichkeiten vorenthalten als ihren ausländischen Schwestern. Viele Frauen wehrten sich seit dem letzten Jahrhundert gegen ihre mannigfache Benachteiligung. Die Frauen bürgerlicher Herkunft u.a. für das Recht auf Ausbildung und Beruf, die Arbeiterinnen für Erleichterung ihrer Doppelbelastung mit Erwerb und Familie. Sowohl bürgerliche wie proletarische Frauen setzten sich für ihre politische Mitbestimmung ein, gaben aber selten zu, diese zur Verbesserung der weiblichen Stellung in Recht und Gesellschaft zu benötigen. Sie tarnten ihre Forderung mit dem Vorwand, ihre weiblichen Aufgaben zum Nutzen der Allgemeinheit effizienter erfüllen zu können.

Gut Ding will Weile haben: Die erste Abstimmung zum eidgenössischen Frauenstimmrecht

1919 hatte der Nationalrat zwei Postulate angenommen, der Bundesrat solle einen Antrag zur Einführung des Frauenstimmrechts ausarbeiten. Der Bundesrat tat jedoch nichts bis nach dem Zweiten Weltkrieg. Dann führten die bisher noch ohne politische Gleichberechtigung verbliebenen europäischen Staaten die weibliche Mitbestimmung ein. In der Schweiz dagegen schien vielen wegen der Ungewissheit über die politische Entwicklung im Ausland und in der Angst vor einer Wirtschaftskrise ein Festhalten an bewährten Verhältnissen eher angebracht als ein Experiment mit der weiblichen Mitsprache. In den Kantonen begann eine lange Reihe negativer Männerabstimmungen über das Frauenstimmrecht. Nach dem Zweiten Weltkrieg war die Schweiz mit Monaco und Liechtenstein in der Frage der politischen Gleichberechtigung zum Sonderfall in Europa geworden.

Der Begriff «Sonderfall» wurde zwar noch nicht auf die demokratische Rechtlosigkeit der Frauen angewandt, aber eine entsprechende bildliche Darstellung gab es schon. Der Schweizerische Verband für Frauenstimmrecht, in seiner Mehrheit diskrete, die Behörden und Politiker seit Jahrhundertanfang mit zäher Geduld und zahlreichen Eingaben bearbeitende Damen aus dem Bürgertum, verbreitete 1950 ein spektakuläres Plakat. Auf gelbgetöntem Grund war die Karte Europas zu sehen, und mitten drin in diesem Europa sass ein schwarzer Fleck: die Schweiz. Darunter stand in grossen Lettern: «In ganz Europa haben die Frauen das Wahlrecht, nur nicht in der Schweiz.» Irritiert raschelten darauf diverse Blätter im helvetischen Zeitungswald. Auch sollte für die nächsten acht Jahre keine Parlamentsdebatte stattfinden ohne Rede gegen den dunklen Punkt. Wäre Europa schwarz gewesen und die Schweiz hell, hätte man, die Zeitungsschreiber und Politiker, nichts dagegen gehabt. Die Schweiz wäre dann, als Lichtblick in der Finsternis, den anderen Ländern ein leuch-



tendes Vorbild beim staatlichen Wiederaufbau erschienen. Aber dem war nicht so: ein Schandfleck, ein «Tolgggen» im europäischen Reinheft, ein schwarzer Fleck auf der weissen Weste, ein schwarzes Schaf inmitten weisser Lämmer! Die nationale Einmaligkeit, in der man sich gerne sonnte, gähnte einem europäisch gesehen plötzlich als Andersartigkeit, Fremdheit entgegen; eine Eigenschaft, die man sonst selber abzulehnen pflegte. Der hier dargestellte Sonderfall war von «sonderbar» und «Sonderling» abgeleitet und nicht von «besonders», d.h. besser. Kränkend war zudem, dass auf dem Plakat das sonstige Gegenbild eigener Mustergültigkeit, der verhasste und gefürchtete kommunistische Osten – der Kalte Krieg war im Gange –, zu den weissen Lämmern zählte.

Als 1951 endlich der seit 1919 erwartete bundesrätliche Bericht erschien, magere zehn Seiten im Bundesblatt, hielt er sich nicht bei detaillierten Vergleichen mit dem Ausland auf. Kurz und bündig kam er zum Schluss, dass in der Eidgenossenschaft eine Abstimmung über die Frage des Frauenstimmrechts verfrüht sei, da noch kein Kanton und keine Gemeinde das Frauenstimmrecht eingeführt habe. Die Beratung des Berichtes im Parlament war redseliger. Angeregt von «jenem unglücklichen Plakat»², wurde die Lage der Schweizerinnen mehrmals mit der Stellung der Frauen in anderen Staaten verglichen und trotz politischer Rechtslosigkeit als mindestens so gut – wenn nicht wesentlich besser – eingeschätzt. Um dies schwarz auf weiss zu haben, wollte der Nationalrat den Bundesrat doch noch zur Ausarbeitung eines gründlichen Berichtes verpflichten. Der Ständerat, in dessen Sitzung erstmals der Begriff «Sonderfall» fiel, lehnte dies ab, überwies jedoch ein Jahr später ein neues Stimmrechtspostulat. Der Bundesrat hingegen liess sich mit der Erarbeitung des gewünschten Berichtes Zeit.

Wesentlich schneller trieb er seinen Plan voran, die Frauen mit einem obligatorischen Zivildienst in die Landesverteidigung einzubeziehen. Doch die Frauenverbände wehrten sich sofort dagegen. Sie waren nicht bereit, neue Lasten des Gemeinwesens zu tragen, ohne in diesem Gemeinwesen mitentscheiden zu können. Um den Zivildienst zu retten, suchte der Bundesrat durch beschleunigte Arbeit am Frauenstimmrechtsbericht die protestierenden Frauen zu besänftigen. Neun Tage vor dem Urnengang über den Zivildienst lag der Bericht vor und empfahl die Einführung der politischen Gleichberechtigung. Doch brachte das den Frauen wenig, denn nicht der Bundesrat, sondern die Stimmbürger hatten zu entscheiden. Diese lehnten zunächst einmal den Zivildienst ab. Die nun vorliegende, ausführliche Botschaft zur politischen Gleichberechtigung versuchte, das demokratische Ideal, wonach Staatsangehörige nur einem Gesetz unterstehen sollten, das sie sich selber gegeben hatten, zu versöhnen mit

dem geltenden Gesellschaftsentwurf, der die Frau ins Haus verwies und dem Mann das öffentliche Leben vorbehielt. Die Lösung hiess: Da der Staat viele soziale Aufgaben der Familie übernommen habe, die Frauen aber für das Soziale kraft ihrer Natur besonders begabt seien, sollten sie ihre Fähigkeiten auch in der Öffentlichkeit, d.h. in der Sozialpolitik, einsetzen dürfen. Keinesfalls sollte die politische Mitbestimmung aber der erste Schritt zur sonstigen rechtlichen und gesellschaftlichen Besserstellung der Frauen sein. Die Botschaft hielt in bekannter Manier fest, dass die Schweizerinnen trotz politischer Rechtslosigkeit bessergestellt seien als Frauen in anderen Ländern, also die politische Gleichberechtigung zur Wahrnehmung ihrer Interessen nicht brauchten. Auch die Beratung im Parlament pendelte zwischen idealer Demokratie und weiblicher Biologie. Doch am wichtigsten war dem Bundesrat und dem Parlament die Frage, ob die geplante Ausdehnung der Volksrechte nicht sogleich wieder eingeschränkt werden solle durch Erhöhung der benötigten Unterschriftenzahlen für Initiative und Referendum. Wäre die Stimmrechtsvorlage aber damit gekoppelt worden, hätten auch viele Befürworter der Gleichberechtigung gegen sie entschieden. Die Verfechter des Frauenstimmrechts im Parlament konnten jedoch die Annahme der Vorlage ohne Belastung mit der Unterschriftenerhöhung durchsetzen. Dieses Ergebnis war nur dank der Zustimmung etlicher Gegner des Frauenstimmrechts zustande gekommen, die hofften, die Stimmbürger würden dann mit ihrer Ablehnung das leidige Thema für längere Zeit vom Tisch fegen. Tatsächlich verwarfen die Schweizer Männer am 1. Februar 1959 das Frauenstimmrecht mit grossem Mehr.

Der Bund Schweizerischer Frauenvereine bezeichnete sogleich einen Sündenbock für den Misserfolg, die Juristin Iris von Roten, die mit ihrem Buch zur Stellung der Frau in der Schweiz, erschienen 1958, die Stimmbürger verschreckt habe. Iris von Roten legte mit ätzendem Spott und systematischer Gründlichkeit die rechtliche, wirtschaftliche und gesellschaftliche Benachteiligung der Schweizerin bloss. Unverblümt deckte sie auch die sexuelle Ausbeutung der Frauen auf. Die heile helvetische Bilderbuchwelt als eidgenössischen Miststock entlarvt zu haben wurde der Autorin jedoch nicht verziehen. Mit einer beispiellosen Rufmordkampagne, einer eigentlichen Hexenjagd, machte die Presse die erste moderne Feministin der Schweiz mundtot. Ihr Skandalwerk trägt den Titel «Frauen im Laufgitter». Frauen also wie Kleinkinder in einem Gehege für erste Gehversuche eingesperrt, auf einen bestimmten Raum zu einem bestimmten Zweck eingegrenzt, vor allem aber ausgegrenzt aus der Welt der Erwachsenen/der Männer. Anders als der schwarze Fleck auf dem Plakat, der den Ausschluss der Frau nur aus dem politischen Bereich gebrandmarkt hatte, versinnbildlichte das Laufgitter

die Sonderstellung der Frau in der gesamten, männlich bestimmten Gesellschaft.

Nach der Abstimmung reagierten einige Frauen aber auch anders als mit Schuldzuweisung: In Basel streikten die 50 Lehrerinnen des Mädchengymnasiums einen Tag lang. Die Presse glaubte, hier ebenfalls schulmeistern zu müssen. In einer Demokratie habe sich die unterlegene Minderheit loyal zu fügen. Damit gerieten sie aber an die Falschen. Die Lehrerinnen machten umgehend klar, dass die Frauen im demokratischen Sinne gar keine unterlegene Minderheit sein konnten, da sie nicht hatten mitbestimmen dürfen. Somit hätten sie sich auch keinem Machtspruch irgendeiner Mehrheit zu unterziehen.³ Doch der aufmüpfige Gedanke zündete nicht, die meisten Frauen beugten sich dem Machtspruch der Männer.

Auf nach Europa ohne Schweizerinnen?

Noch entsprach die vorenthaltene Gleichberechtigung durchaus der Aufgabe, die den Frauen in der Schweiz der Nachkriegszeit zugedacht war. Statt der erwarteten Krise blühte eine wirtschaftliche Konjunktur samt ihren Begleiterscheinungen, den Neuerungen in der Arbeitswelt, Eingriffen in die Umwelt, neuen Freizeit- und Konsumangeboten. Die Veränderungen geschahen in einem Tempo, dem Geist und Gemüt kaum zu folgen vermochten. Obwohl die Modernisierung mit allerlei technischem Gerät, neuen Arbeitsmethoden und Essgewohnheiten auch in die Haushalte einzog, hatte der private Bereich mehr denn je den traditionellen Anforderungen zu genügen. Das traute Heim sollte Oase der Ruhe und Geborgenheit inmitten der Hektik einer unvertraut gewordenen Aussenwelt sein, der treusorgenden Hausfrau oblag es, ihre verunsicherten Lieben mit ihren heilenden Gaben für den weiteren Lebenskampf in ungewisser Zukunft zu stärken. Brauchte sie dazu das Stimmrecht? In den folgenden Jahren bedurfte ihrer vor allem der austrocknende Arbeitskräftemarkt. Das alte gesellschaftliche Leitbild der Frau wurde leicht angepasst, sie sollte erwerbstätig sein bis zur Heirat oder wenn möglich bis zu ihrem ersten Kind, dann althergebracht ihre Mutterpflichten erfüllen, aber schliesslich, sobald die Kinder erwachsen oder «aus dem Gröbsten heraus» waren, wieder ins Erwerbsleben eintreten, natürlich ohne ihre häuslichen Aufgaben zu vernachlässigen. Tatsächlich nahm ein immer grösserer Teil verheirateter Frauen nach der Kinderbetreuung eine Erwerbstätigkeit auf, wohl weniger um dem renovierten Leitbild zu entsprechen, eher um die stark gestiegenen Lebenshaltungskosten zu finanzieren. Eine Änderung der politischen und rechtlichen Stellung der Frauen war dagegen nach 1959 für lange Zeit nicht vorgesehen. Doch kamen die weiterhin aktiven Frauenrechtlerinnen den Planern und Politikern früher in die Quere, als diesen lieb war. Angesichts der internationalen wirtschaftlichen Verflechtung der Schweiz schien eine Mitsprache in





In ganz Europa haben die Frauen das Wahlrecht, nur nicht in der Schweiz

Schweizerfrauen, verlangt eure politischen Rechte
 Schweizermänner, gebt den Frauen das Stimm-
 und Wahlrecht

Schweiz. Verband für Frauenstimmrecht

MATINEE

Sonntag, den 11. Juni 1950, 10.30 Uhr
 im Kammermusiksaal des Kongress-
 hauses, Gotthardstrasse 5, Eingang U

W.A. MOZART
 Trio in E-dur
 1. Satz

Ausführende:
 Lis Keller-Andrae, Klavier
 Vreni Howald, Violine Eric
 Guignard, Cello

Die Menschenrechte

Vortrag von
 STADTRAT HANS SAPPEUR

F. SCHUBERT
 Trio in Es-dur 1.
 Satz

Eintritt frei

Frauenstimmrechts-Verein Zürich
 (Union für Frauenbestrebungen)



**FRAUENSTIMMRECHT
nein**



1

Plakat des Schweiz. Verbands für Frauenstimmrecht, 1950

2-4

Abstimmungsplakate zum Frauenstimmrecht, 1920, 1946, 1971

1

„Blick“-Kommentar zur Annahme des Frauenstimmrechts am 7. Februar 1971 (Foto: RDZ)

2

Demonstration am Helvetiaplatz in Zürich, 1968 (Foto: Luc Chessex)



1

internationalen politischen Institutionen nützlich. So bereitete der Bundesrat 1962 den Beitritt zum Europarat vor. Das Statut des Europarates verpflichtete jedoch die Mitglieder zur Respektierung der Menschenrechte, welche – festgelegt in der UNO-Charta der Menschenrechte und in der Europäischen Menschenrechtskonvention (EMK) – u.a. Diskriminierung aufgrund des Geschlechtes verboten. Im Wissen darum hatte sich der Bundesrat beim Sekretariat des Europarates rückversichert, dass das Statut keinen Einfluss auf nationales Recht habe. Sofort protestierte der Schweizerische Verband für Frauenstimmrecht mit einer Eingabe an die eidgenössischen Räte. Doch mit dem Vorwand, die Schweiz würde bis zur Behebung der strittigen Punkte in ihrer Rechtsprechung die EMK nicht unterzeichnen, sie brauche sich daher an europäische Normen nicht zu halten, wurde 1963 dem Europarat beigetreten. Allerdings war abzusehen, dass die Schweiz sich nicht lange um die EMK würde drücken können, ohne ihrem internationalen Ansehen zu schaden. Neben der Eidgenossenschaft hatten nur Frankreich und Malta als weitere Mitglieder des Europarates die Konvention noch nicht ratifiziert. Schon wieder gehörte die Schweiz zur Nachhut, schon wieder drohte sie zu einem Sonderfall in der europäischen Staatengemeinschaft zu werden, und zwar schon wieder durch Nichtbeachtung europäisch anerkannter Rechte. 1968 wurde zudem das zwanzigjährige Jubiläum der UNO-Charta der Menschenrechte gefeiert, auf der die Europäische Menschenrechtskonvention beruhte. Ein Abseitsstehen der Schweiz wäre peinlich aufgefallen. Der Bundesrat war daher bereit, den Beitritt zur EMK ohne vorherige Behebung der Vorbehalte zu prüfen, eine Möglichkeit, die der Europarat ausdrücklich offenhielt. Dagegen wehrten sich die Frauenrechtlerinnen vehement mit Pressebulletins und Gesprächsrunden in Radio und Fernsehen. Sie befürchteten, dass bei einer Unterzeichnung der EMK mit Vorbehalten der moralische Druck zur Behebung anstössiger Rechtsbestimmungen wegfiel, der seit dem Beitritt zum Europarat auf der Schweiz lastete, so dass das Frauenstimmrecht weiter auf sich warten lassen würde. Vor allem aber hätte eine Unterzeichnung mit Vorbehalten den Frauen die Möglichkeit genommen, beim Europäischen Gerichtshof gegen die fehlende Gleichberechtigung als Menschenrechtsverletzung zu klagen. Die Aussperrung der Frauen aus der schweizerischen Demokratie hätte sich ausgeweitet auf eine Aussonderung der Schweizerinnen aus Europa, aus europäischen Rechtsnormen.

Die Stimmrechtlerinnen wären wohl bei ihren fruchtlosen Protesten geblieben, hätten sie nicht jäh die Bekanntschaft mit einer neuen Frauenbewegung gemacht. Im November 1968 waren junge Frauen, die spätere Frauenbefreiungsbewegung FBB, in die Feier zum fünfundsiebzigjährigen Jubiläum des Zürcher Stimmrechtsvereins eingefallen, hatten das Mikrophon besetzt und den Feiernden vorgehalten, mit der politi-

schen Mitbestimmung werde die Benachteiligung der Frauen in der Gesellschaft keineswegs behoben sein. Statt bei Bankett und Musik zu jubelieren, sollten sie wirksamere Kampfmethoden finden. Als Ursache der weiblichen Benachteiligung galt den ungebetenen Gästen die kapitalistische Gesellschaft, die zu beseitigen sei. Folgerichtig piffen sie auf die politische Teilnahme am bekämpften System und stellten die hergebrachte Aufgabenteilung zwischen den Geschlechtern in Frage. Unter den überrumpelten Stimmrechtlerinnen, die bislang gehofft hatten, ihr Wohlverhalten werde letztlich mit der politischen Gleichberechtigung belohnt, wich die anfängliche Empörung der Einsicht, mit den bisherigen Methoden zu wenig erreicht zu haben. Einige kantonale Stimmrechtsvereine organisierten daraufhin am 1. März 1969 den «Marsch nach Bern», eine Demonstration vor dem Bundeshaus, an der 5'000 Personen teilnahmen. Nur vier Tage später versprach der bisher zögernde Bundesrat, er werde noch im selben Jahr eine neue Abstimmungsvorlage für die politische Gleichberechtigung präsentieren. Der Schweizerische Verband für Frauenstimmrecht, der ursprünglich die Organisation des «Marsches» hätte übernehmen sollen, hatte sich aus Furcht vor Störaktionen der FBB von der Demonstration distanziert. Aber zur Enttäuschung der Politiker war auch der Stimmrechtsverband und mit ihm vierzig weitere Frauenorganisationen nicht zu einer Zustimmung zur EMK-Unterzeichnung mit Vorbehalten zu bewegen.

Der EMK-Bundesratsbericht war am 9. Dezember 1968, einen Tag vor dem zwanzigjährigen Jubiläum der UNO-Menschenrechtscharta, erschienen. Zu einer rechtzeitigen Unterzeichnung der EMK hatte es also nicht gereicht, sondern nur zur Beitrittsabsicht. Im Nationalrat setzten sich die Unterzeichnungsbefürworter durch. Der Ständerat aber blockierte mit seiner Ablehnung vorerst den EMK-Beitritt mit Vorbehalten. Nun, da die Schweiz sich nicht ohne Frauen hatte Europa öffnen können, mussten die Politiker es wohl oder übel mit ihnen versuchen. Der Bundesrat trieb seine Verwaltung zur Fertigstellung der für Ende 1969 versprochenen Frauenstimmrechtsvorlage an. Am 23. Dezember konnte sie der Öffentlichkeit angekündigt werden. Das Parlament besprach sie im Juni und September 1970. Während in der EMK-Debatte keiner der Redner mit einer baldigen Einführung des Frauenstimmrechts gerechnet hatte, taten sie jetzt so, als sei ein positives Abstimmungsergebnis selbstverständlich. Der Urnengang war rechtzeitig vor der nächsten Nationalratswahl geplant, so dass die allfälligen neuen Wählerinnen an dieser würden teilnehmen können. Daher wollte sich niemand die Gunst der Frauen verscherzen. Allerdings konnte das Frauenstimmrecht schlecht mit seiner Notwendigkeit für den Beitritt zur EMK begründet werden. Die Abneigung gegen «ausländischen



Druck» hätte womöglich die Stimmbürger verprellt. Doch fanden sich zwei andere zugkräftige Argumente: 1. Die Politik werde zunehmend komplizierter, ihre Teilbereiche seien nur noch mit spezialisierten Fachleuten zu bewältigen, die sich aber kaum mehr finden liessen. Die Frauen könnten hier, besonders in der Sozialpolitik, die Lücken füllen. 2. Die Frauen sollten ihre angeblich naturgegebene Fähigkeit zur Hege und Pflege von Frieden und Harmonie nicht mehr nur in häuslicher Abgeschiedenheit entfalten, sondern draussen direkt der chaotischen Welt angedeihen lassen. Die Vorlage kam am 7. Februar 1971 vor das Männervolk, das sie mit Zweidrittelsmehrheit akzeptierte. Kantone und Gemeinden, soweit sie die politische Gleichberechtigung nicht bereits eingeführt hatten, folgten nach, z.T. mit zwanzigjähriger Verzögerung.

Gleich vor dem Gesetz, ungleich im Alltag

Damit stand den Frauen rechtlich das politische Parkett offen. Damit war für die meisten Schweizer und viele Schweizerinnen aber auch das Thema der Gleichberechtigung erledigt. Selbst Frauen, die sich jahrelang für das Stimmrecht eingesetzt hatten, trauten sich nun nicht, das neue Werkzeug zur Verbesserung der Stellung der Frauen in anderen gesellschaftlichen Bereichen anzuwenden. Der Frauenkongress in Bern 1975 begrüsst zwar die Schaffung einer eidgenössischen Kommission für Frauenfragen, tat sich aber schwer mit der Lancierung einer «Initiative für gleiche Rechte von Mann und Frau». Diese wurde schliesslich von Einzelkämpferinnen aus den verschiedenen Verbänden und Parteien an die Hand genommen. Unterstützt wurden sie von der Linken und der neuen Frauenbewegung. Bekämpft wurden sie von den bürgerlichen Parteien und den Arbeitgeberverbänden wegen der Forderung nach Lohngleichheit und der Übergangsklausel von fünf Jahren, nach welcher die Gleichberechtigung in allen Bereichen hätte vollzogen sein sollen. Am 14. Juni 1981 hieses Volk und Stände den zeitlich unverbindlichen Gegenvorschlag des Bundesrates gut. Seither gilt Artikel 4 der Bundesverfassung über die Gleichheit der Schweizer auch für die Schweizerinnen.

Mit grossem Engagement traten auch die traditionellen Frauenverbände für das neue Eherecht ein, das von mehr als der Hälfte der stimmenden Männer 1985 abgelehnt wurde, aber dank der überwiegenden Mehrheit der positiven Frauenstimmen dennoch über die Runden kam. Es legt keine geschlechtsspezifische Aufgabenteilung mehr fest und hat die frühere eheherrliche Vormacht über die Gattin aufgehoben. Ohne Frauenstimmrecht wäre auch kaum jahrelang für einen straflosen Schwangerschaftsabbruch gestritten und ein neuer Anlauf für eine Mutterschaftsversicherung genommen worden, bisher allerdings erfolglos.

Traditionelle Rollenmuster, eingefleischtes Machtgefälle zwischen Männern und Frauen halten sich zäh. 1991 feierte die Schweiz offiziell ihr 700jähriges Bestehen. Zufällig jährte sich im selben Jahr zum 20. Mal die Einführung des Frauenstimmrechts und zum 10. Mal die Einführung der gleichen Rechte für Frau und Mann: mit Blick auf eine tatsächliche Gleichstellung der Geschlechter im Alltag der schweizerischen Gesellschaft kein Grund zum Jubilieren für die Frauen, aber Anlass für eine Protestaktion, den «Frauenstreik» am 14. Juni 1991, dem zehnten Jahrestag des Gleichheitsartikels. Die formale Gleichbehandlung der Geschlechter allein führte bisher eher zu zusätzlichen Lasten für die Frauen, ohne wesentlichen Abbau alter Benachteiligung. Wohl haben Männer die rechtliche Gleichheit weidlich genutzt, da und dort vermeintliche weibliche Privilegien gerichtlich abzuschaffen. Umgekehrt lässt eine Gleichstellung der Frauen bei Löhnen, beruflichem Aufstieg, Ausbildung, in den Sozialversicherungen, in politischen Ämtern auf sich warten, sind Frauen weiter doppelt und dreifach mit Beruf, Haushalt und Familie belastet, erfahren Frauen wie eh und je sexuelle Ausbeutung und Gewalt von Männern. Nach wie vor geniessen also die Frauen in der Gesellschaft der Schweiz einen benachteiligten Sonderstatus, der allerdings in vielem der Stellung der Frauen in andern europäischen Staaten ähnelt und somit kein schweizerischer Sonderfall ist. Soll die Schweiz aber nicht erneut zur negativen Ausnahme werden, hat sie nicht nur bereits bestehende internationale Regelungen zur Förderung der Frauen in Wirtschaft, Bildung und Politik anzuerkennen, sondern auch im Alltag durchzusetzen.

Anmerkungen

1

Amtliches Bulletin der Bundesversammlung. Nationalrat 79 (1969): 43.

2

Ebd. 55 (1945): 728.

3

Die Staatsbürgerin 15 (1959), Nr. 4: 1-3.

Frauenstreik am 14. Juni 1991
(Foto: Gertrud Vogler)



Die Linke zwischen Wirtschaftsboom, Westintegration und Geistiger Landesverteidigung

Bernard Degen

Die Hauptströmung der schweizerischen Linken – Sozialdemokratie und Gewerkschaften – war in den Jahren des Kalten Krieges und der Hochkonjunktur gut integriert. Dies drückte sie jährlich am 1. Mai aus. Nachdem vielerorts seit 1938 die Schweizerfahne vorangetragen worden war, liess sich die Prominenz seit etwa 1950 in Basel von einer Trachtengruppe begleiten. Die Musikvereine kamen von traditionellen Arbeiterweisen ab und schmetterten zunehmend gängige Märsche. Der Wohlstand einer Oberschicht der Arbeiterschaft manifestierte sich 1957 in Zürich in einer Gruppe von Volkswagen, die der Demonstration voranfuhr. ‚Die Tat‘ titelte 1958 frech: «Verbürgerlichte Maifeier überall. Keine politischen Demonstrationen, aber viel Sonnenschein.»¹

Der Anpassungsdruck auf die Linke, die einmal mit dem Projekt eines alternativen Gesellschaftssystems angetreten war, kam von verschiedenen Seiten. Einmal boomte die Wirtschaft nach dem Zweiten Weltkrieg und stellte nach Jahren der Kargheit Konsumgüter in nie gekanntem Masse zur Verfügung. Die kapitalistische Marktwirtschaft erfüllte die materiellen Bedürfnisse der Arbeiterschaft besser als erwartet, womit zentrale Argumente linker Kritik an Überzeugungskraft verloren. Dazu stand Europa im Spannungsfeld der neuen Supermächte USA und Sowjetunion. Der sozialdemokratische Traum, eine «Dritte Kraft» zwischen «Dollarimperialismus» und Stalinismus zu bilden, zerplatzte rasch. Schliesslich erzeugten wirtschaftliche Modernisierung und Westintegration in der Schweiz beachtliche Widerstände. Die Geistige Landesverteidigung erlebte seit den späten vierziger Jahren eine neue Blüte, während andererseits politischer und kultureller Pluralismus nicht hoch im Kurs standen. Stärker noch als in andern Ländern sollte der tiefgreifende soziale Wandel als kontinuierliche Entwicklung verarbeitet werden. In allen drei Bereichen stellte sich der Linken die Frage, wieweit sie sich anpassen und wo sie Alternativen entwickeln sollte. Handlungsspielräume waren durchaus vorhanden.

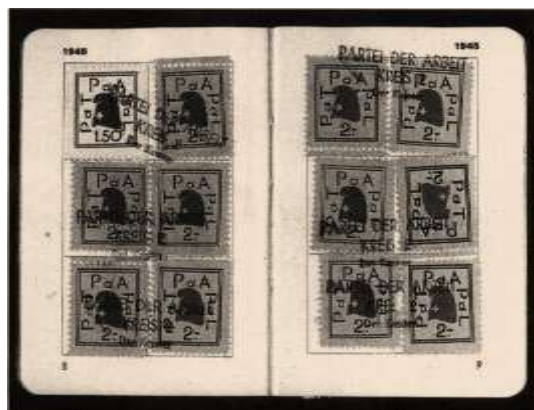
Annäherung seit den dreissiger Jahren

Bereits angesichts der Krise der dreissiger Jahre, des Vormarsches rechtsextremer Vorstellungen im eigenen Land und des nationalsozialistischen Triumphes in Deutschland hatten sich Sozialdemokratie und Gewerkschaften der bürgerlichen Schweiz angenähert. Mit ihrer Programmrevision distanzierte sich die Sozialdemokratische Partei der Schweiz (SPS) 1935

von der «Diktatur des Proletariats» und bekannte sich gleichzeitig zur militärischen Landesverteidigung.² Sie stand mit diesem Schritt nicht alleine da, erklärte doch im gleichen Jahre die Kommunistische Internationale die Zusammenarbeit mit bürgerlichen Demokraten zum Angelpunkt der Volksfrontpolitik. Trotz ihrer Vorleistungen blieb der SPS im Gegensatz zu vielen ihrer ausländischen Schwesterparteien auch in den ersten vier Kriegsjahren der Weg in die Regierung verbaut. Den Gewerkschaften gelang es namentlich in der zweiten Hälfte der dreissiger Jahre im Baugewerbe und in anderen wichtigen Bereichen landesweit Gesamtarbeitsverträge abzuschliessen. Die Exportindustrie dagegen beharrte auf ihrem «Herr-im-Hause»-Standpunkt. Das Friedensabkommen in der Metall- und Maschinenindustrie wurde 1937 nur möglich, weil der Schweizerische Metall- und Uhrenarbeiterverband (SMUV) darauf verzichtete, die üblichen materiellen Bestimmungen aufzunehmen und sich mit der Festschreibung der Formen gegenseitiger Beziehungen begnügte.³

Nach der Kriegswende im Winter 1942/43 begann auch in der Schweiz das Nachdenken über die politische und soziale Neuordnung. Materiell galt es, nach Deutschland, Frankreich, Italien, Grossbritannien, Österreich, Belgien, Dänemark, Schweden und anderen endlich eine Altersversicherung einzurichten. Institutionell drängte sich – Jahre oder gar Jahrzehnte nach Deutschland, Frankreich, Grossbritannien, Belgien, Schweden, Dänemark, Norwegen, Niederlande und anderen – erstmalig die Zulassung der Sozialdemokratie als Regierungspartei auf.⁴ Als Ende 1943 die SPS bei den Nationalratswahlen ihre bis heute stärkste Fraktion erreichte, die sozialen Spannungen anstiegen und Erinnerungen an den Generalstreik zum Abschluss des Ersten Weltkrieges wachriefen, liess sich auch hierzulande die sozialdemokratische Regierungsbeteiligung nicht mehr abwenden. Trotz günstiger Ausgangslage verzichtete die SPS auf verbindliche Reform-Ab-sprachen und auf die ihrer Stärke entsprechende Zweiervertretung. Am 15. Dezember 1943 wählte die Vereinigte Bundesversammlung Ernst Nobs zum ersten sozialdemokratischen Bundesrat.⁵

Im Verlaufe des Krieges hatten konservative und reaktionäre Eliten in vielen Ländern zugunsten der Linken massiv an Ansehen verloren. So entstand ein günstiges Klima für Reformen, die sich umso mehr aufdrängten, als die Bevölkerung mit Versprechen zum Durchhalten motiviert worden war. Das Frauenwahlrecht verbreitete sich über fast ganz Europa, die lückenhaften Sozialversicherungen wurden zu umfassenden Systemen ausgebaut, Schlüsselindustrien und in Frankreich gar Banken gingen in Staatseigentum über. Besondere Hoffnungen weckte die britische Labour-Regierung, die in den Nachkriegsjahren den von anderen Sozialdemokratien be-



wunderten Wohlfahrtsstaat mit ausgebauter Sozialversicherung und nationalem Gesundheitsdienst schuf. Auf internationaler Ebene entstand die UNO mit ihren Sonderorganisationen.⁶

Das Reformklima erfasste auch die Schweiz. Unter starkem politischem Druck legte der Bundesrat im Mai 1946 endlich ein Projekt für eine Alters- und Hinterlassenenversicherung (AHV) vor, und im Juli 1947 fand diese neue Sozialversicherung die überwältigende Zustimmung der stimmberechtigten Männer. Trotz ihrer anfänglich äusserst bescheidenen Leistungen sollte sie zum politischen Schlüsselerlebnis der Aktivdienstgeneration werden und noch in den sechziger Jahren entscheidend den nationalen Konsens festigen. In anderen Bereichen scheiterten die Reformer. So erlitt der sozialdemokratische Finanzminister Ernst Nobs mit der dringend nötigen Bundesfinanzreform Schiffbruch. Mittelfristig einschneidender wirkte sich die Unbeweglichkeit im Ausbau der demokratischen Rechte aus. Nachdem mehrere Kantone in der unmittelbaren Nachkriegszeit das Frauenstimmrecht abgelehnt hatten, wurde es aufs Eis gelegt.

Die Gewerkschaften erlebten nach dem Krieg einen gewaltigen Aufschwung. Bereits 1943 hatte die Beteiligung an Lohnbewegungen das bisherige Maximum von 1919 überschritten, und gleichzeitig begann die Mitgliederkurve des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes (SGB) steil anzusteigen. Wegen dieser Umstände unterzeichneten immer mehr Unternehmer Gesamtarbeitsverträge. Selbst in der Exportindustrie brach Anfang 1945 der Damm, indem mit der Basler Chemie erstmals alle massgebenden Betriebe einer der bedeutendsten Exportindustrien einem solchen unterstanden. Andere Branchen mussten angesichts drohender harter Auseinandersetzungen nachziehen, erreichte doch die Streiktätigkeit 1945-1948 noch einmal einen Höhepunkt. 1946 zählte man über 15'000 Streikende, so viele wie nie mehr seit 1920. Diese Streikwelle – die rasch aus dem kollektiven Gedächtnis verschwand – leistet der Verbreitung von Gesamtarbeitsverträgen mit Friedensklauseln Vorschub und trug so mittel- und langfristig zur Festigung des Arbeitsfriedens bei.⁷

Wie im übrigen Europa gewannen die Linksparteien, die zunächst wieder radikaler auftraten als in der Kriegszeit, an Bedeutung. Seit 1943 bildeten sich in mehreren Kantonen aus linkssozialistischen Kreisen, aus Mitgliedern der illegalen Kommunistischen Partei sowie aus früher Unorganisierten erste Kerne der 1944 gegründeten Partei der Arbeit (PdA). Diese erreichte in verschiedenen Kantonsparlamenten namhafte Vertretungen, in Genf z.B. über ein Drittel der Sitze. Gleich mit sieben Nationalräten zog sie 1947 ins Bundeshaus ein.⁸ Die SPS tat sich schwer mit politischen Alternativen und begrub rasch Forderungen nach Strukturreformen, die sie in ihrem 1942 veröffentlichten Programm «Die

VORWÄRTS

ORGAN DER PARTEI DER ARBEIT DER SCHWEIZ



«Frohe Ostern», Karikatur von Varlin in
,Vorwärts', 29. März 1945
(Bildarchiv zur Geschichte der
Arbeiterbewegung, Zürich / R. Gretler)

Neue Schweiz» erhoben hatte. Einzig für die AHV setzte sie sich bis zur Annahme durch die Stimmberechtigten entschieden ein.⁹

Beginn des Kalten Krieges

Spätestens im Winter 1947/48 scheiterte die Zusammenarbeit zwischen bürgerlichen und linken Kräften auf nationaler und internationaler Ebene endgültig. Die Spannungen zwischen Ostblock und Westblock stiegen zusehends. Parallel dazu zerfiel die namentlich von der Sozialdemokratie getragene Hoffnung, ein geeintes Europa könnte zwischen den USA und der Sowjetunion eine eigenständige Rolle spielen. Mit dem Marshallplan erreichte die westliche Vormacht ein doppeltes Ziel: Einerseits beschleunigte sie den Wiederaufbau der beteiligten Staaten und förderte damit die soziale Stabilität. Andererseits band sie sie fester in ihre Hegemonie ein. Die Sowjetunion ihrerseits untersagte die Teilnahme am Marshallplan in ihrem Einflussbereich und isolierte diesen so wirtschaftlich stärker von Westeuropa. Auch innerhalb der Blöcke wurden die Fronten begradigt. In Polen, Bulgarien, Ungarn und Rumänien verloren bürgerliche und bäuerliche Kräfte durch gelenkte Wahlen oder gar durch Verfolgung ihren politischen Einfluss. In Luxemburg, Belgien, Frankreich und Italien wurden die kommunistischen Minister entlassen. Der Staatsstreich der Kommunisten in der Tschechoslowakei Ende Februar 1948, die Währungsreform in Westdeutschland im Juni und die darauf folgende Blockade Berlins durch die Sowjetunion sowie deren Überwindung durch die Luftbrücke der Westmächte verschärfen die Lage weiter. Der Kalte Krieg erreichte einen ersten Höhepunkt.

Die Schweiz machte nach dem Krieg einen weit stabileren Eindruck als andere Staaten; auch die Linke hielt sich stärker zurück. Anders als vor 1945, als aggressive Mächte an den Grenzen standen, liess sich ein ernstzunehmender Feind allenfalls in Hunderten von Kilometern Entfernung ausmachen. Die Wirtschaft blühte wie selten. Und trotzdem wurden die kulturellen und innenpolitischen Kämpfe des Kalten Krieges in kaum einem demokratischen Staat ähnlich heftig ausgetragen. Den ideologischen Hintergrund lieferte die Geistige Landesverteidigung. Nachdem sich diese zur Abwehr faschistischen Gedankengutes als nur beschränkt wirksam erwiesen hatte, entfaltete sie nun gegenüber dem Kommunismus ihre volle Kraft. Wozu dieser Eifer, wenn es die Schweiz unter Berufung auf die Neutralität ablehnte, im Rahmen der NATO einem allfälligen sowjetischen Angriff entgegenzutreten? Wenn sie nicht einmal im Rahmen der UNO zur Vermeidung von Kriegen oder erst nach über einem Jahrzehnt im Europarat zur Förderung der Menschenrechte beitragen mochte? Der Grund liegt offenbar auf innenpolitischer Ebene. Jean Rodolphe von Salis fragte 1961 in einem Referat sicher zu Recht, «ob nicht gewisse Kreise die kommunistische Gefahr»

dazu benutzen, um besser gegen die nichtkommunistische Linke vom Leder ziehen und sie bekämpfen zu können.»¹⁰ Die ideologische und in vielen Fällen auf die materiellen Existenzbedingungen zielende Offensive richtete sich nicht nur gegen in Parteien organisierte Linke. Offizieller Feind war zwar der «Kommunist»; in seinem Umfeld wurden aber alle Abweichungen vom helvetischen *Mainstream* angesiedelt.¹¹ Sie gerieten oft unter den keine weiteren Beweise verlangenden Verdacht des raffinierteren und deshalb vielleicht sogar gefährlicheren «Kryptokommunismus». Auch Intellektuelle, die sich der Geistigen Landesverteidigung entzogen, zählten zu den Opfern. Heute als Exponenten schweizerischen Kulturschaffens geltende Schriftsteller wie Max Frisch, Theologen wie Karl Barth, Kabarettisten wie Alfred Rasser oder Feministinnen wie Iris von Roten und viele andere standen am Pranger. Das unbändige Wirtschaftswachstum sollte durch einen extremen kulturellen Konservatismus abgefedert werden. Nebst der öffentlichen Meinung begünstigten Teile des Staatsapparates die Ausgrenzung. Mit der 1949/50 erfolgten Teilrevision des Strafgesetzbuches wurden erstmals ausschliesslich gegen «staatsgefährdende Propaganda» gerichtete Bestimmungen in die ordentliche Gesetzgebung aufgenommen. Im Parlament erhoben sich nur die Kommunisten und zwei Vertreter des Landesrings gegen die Vorlage, während die SPS als Regierungspartei geschlossen zustimmte. Im September 1950 erliess der Bundesrat die berüchtigten «Weisungen über die Auflösung des Dienstverhältnisses vertrauensunwürdiger Beamter, Angestellter und Arbeiter», womit er Kommunisten meinte. Opfer wurden über 500 Arbeitnehmer des Bundes, wozu eine unbekannte Zahl von wegen Verdächtigungen nicht Beförderter kam. Mit der geheimen «Verordnung über die Wahrung der Sicherheit des Landes» lieferte die Landesregierung im Januar 1951 die Grundlage für die Bespitzelung von rund einer halben Million in der Schweiz lebender Menschen.¹² Auf kantonaler Ebene wurde in der Deutschschweiz ebenfalls gegen echte oder vermeintliche Kommunisten vorgegangen, während westlich der Saane ein wesentlich liberaleres Klima herrschte.

Gewerkschaften als Ordnungsfaktor

Von Staat und von Industrie und Gewerbe in der unmittelbaren Nachkriegszeit als Verhandlungspartner weitgehend anerkannt, begannen sich die Gewerkschaften seit den späten vierziger Jahren in der Wachstumsgesellschaft einzurichten. Weil nach jahrelanger Entbehrung bei ausgetrocknetem Arbeitsmarkt die Einkommen stetig und in bisher nicht gekanntem Masse stiegen, herrschte in der Arbeitnehmerschaft wenig Unzufriedenheit. Wen störte es, dass die Löhne hinter dem allgemeinen Wirtschaftswachstum her hinkten, dass also Lohnabhängige nicht vollumfänglich am besseren Ergebnis beteiligt wurden? Subjektiv erlebte die überwältigende Mehr-

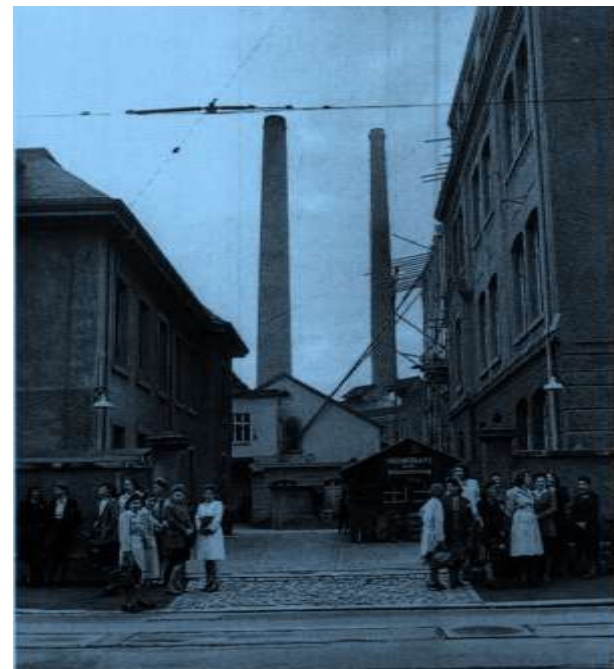
heit der Einheimischen einen Aufstieg, sei es, weil sich die materiellen Bedingungen spürbar verbesserten, oder sei es, weil sich unter ihnen eine neue Schicht von Unterprivilegierten ausbreitete.

Weil für das schweizerische Wirtschaftswachstum die Arbeitskräfte fehlten, wanderte bis 1961 über eine halbe Million aus dem Ausland ein. Um deren Integration bemühte sich in den fünfziger Jahren kaum jemand, betrachteten sie doch fast alle als «Konjunkturpuffer». Die Gewerkschaften sahen in den Zugewanderten eine unliebsame Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt, die es nach Möglichkeit zurückzubinden galt. Schon früh verlangten daher Funktionäre eine Plafonierung, einige sogar die Ausweisung bereits Anwesender.¹³ Damit versperrten sie sich selbst den Zugang zu diesen potentiellen neuen Mitgliedern und bestärkten gleichzeitig ihre Basis im Misstrauen gegen Fremde.

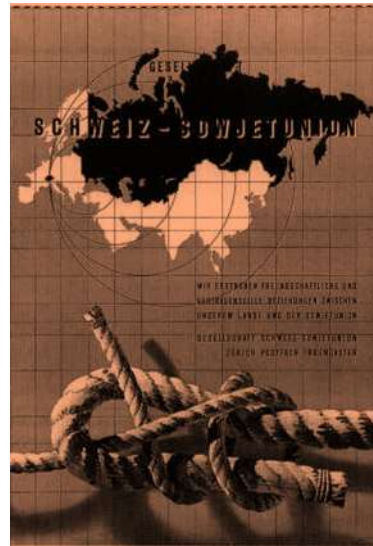
Die erst spät erfolgte Verallgemeinerung der Gesamtarbeitsverträge hinderte die Gewerkschaften nicht, diese rasch zum typisch schweizerischen Weg zur Gestaltung der industriellen Beziehungen zu erklären. Mitbestimmung nach deutschem Vorbild wiesen sie bis weit in die sechziger Jahre hinein ausdrücklich zurück. Staatliche Eingriffe stiessen auf schroffe Ablehnung. Dagegen wurde der zunächst in Deutschland und Österreich verbreitete Begriff «Sozialpartnerschaft», der dort eine engere institutionelle Zusammenarbeit einschliesst, in der Schweiz bald als treffende Bezeichnung für hiesige Verhältnisse vereinnahmt und geradezu inflationär verwendet. In den sechziger Jahren beharrten führende Gewerkschaftsfunktionäre dermassen auf ihrer Ordnungsfunktion, dass sie kritische Stimmen fast noch heftiger verurteilten als bürgerliche Politiker.

Sozialdemokratie zwischen Regierung und Opposition

Wegen der Schwäche der Linken stand die Sozialdemokratie in der Schweiz unter stärkerem Druck als anderswo. Seit der Ankündigung des Marshallplanes geriet ihre Vorstellung von Europa als «Dritter Kraft» zwischen den Supermächten und von deren Vermittlungsfunktion zwischen den beiden Gesellschaftssystemen zunehmend ins Wanken. Innerhalb der SPS drängte eine erstarkende Strömung auf ein klares Bekenntnis zur Westintegration, und in der Parteipresse entwickelte sich eine gehässige Debatte. Die vom Parteitag Mitte April 1948 verabschiedeten «Leitsätze zur internationalen Lage» enthielten eine entschiedenere Distanzierung von der Sowjetunion und kritisierten die USA nur mehr am Rande. Zentral war die Bekräftigung der «schweizerischen Neutralität als staatspolitischer Maxime».¹⁴ Damit beendete der Parteitag vorläufig auch die Diskussion um den Beitritt zur UNO, den die SPS offiziell erst im Programm von 1959 forderte. Der europäischen Einigung dagegen stand sie



1
 Plakat von Hans Erni für die Gesellschaft
 Schweiz – Sowjetunion, 1945
 2
 Plakat CV Zürich, um 1960



weit positiver gegenüber als die bürgerlichen Parteien.¹⁵ In der Praxis blieb die Neutralität sowohl für die Schweiz als auch für die SPS ein Lippenbekenntnis, war doch im Klima des Kalten Krieges eine faktische Westintegration nicht mehr zu vermeiden. Sozialdemokratische Behördemitglieder liessen sich überall in den stramm antikommunistischen Kurs der bürgerlichen Mehrheit einbinden. Die Partei selbst grenzte sich klar nach links ab.¹⁶ Sie wehrte sich nicht gegen die erwähnten Eingriffe in die demokratischen Grundrechte und trug die ausufernde Spitzeltätigkeit der politischen Polizei mit. Es kam sogar vor, dass Sozialdemokraten selbst die Kommunistenjagd anführten wie 1952 in Basel. Auch die überrassenen Militärausgaben billigte ein Parteitag angesichts des Koreakrieges im Frühling 1951 ausdrücklich. Kritik beschränkte sich im Parlament meist auf die konkrete Ausgestaltung, vorab auf die Finanzierungsmodelle.

Eine leichte Entspannung bahnte sich 1953 auf internationaler Ebene an: Stalins Nachfolger steuerten in der Sowjetunion einen liberaleren Kurs; die Kriegsgegner in Korea einigten sich endlich auf einen Waffenstillstand; 1955 verbesserte der militärische Rückzug der vier Siegermächte aus Österreich das Klima; 1956 schliesslich erfolgte die Auflösung des Kominform, über das die sowjetischen Machthaber den internationalen Kommunismus beeinflussten.

Die internationale Entspannung schlug sich vorübergehend in einer leichten Öffnung der schweizerischen Gesellschaft nieder. Kritische Lagebeurteilungen, wie sie etwa Max Frisch und seine Mitstreiter in der Broschüre «achtung: die Schweiz» vorlegten, regten die Diskussion an.¹⁷ Auch die SPS musste ihre Politik Ende 1953 überdenken. Nachdem die von ihm als äusserster Kompromiss gebilligte Neuordnung der Bundesfinan-

zen am Referendum gescheitert war, trat der sozialdemokratische Bundesrat Max Weber zurück, und seine überraschte Partei verzichtete auf eine neue Kandidatur. Ihre Lage gestaltete sich allerdings äusserst widersprüchlich, musste sie sich doch einerseits von den Regierungsparteien abgrenzen und durfte sich andererseits nicht mit einem allzu forschen Kurs die Rückkehr verbauen. Die nonkonformistische ausserparlamentarische Opposition lehnte sie entschieden ab.¹⁸ So bot sie nur in der Finanzpolitik eine echte Alternative. Rüstungsprojekte kritisierte sie zwar härter, ohne sie aber in der Regel ernsthaft abzulehnen.

Im Herbst 1956 verschärfte sich der Kalte Krieg erneut. Franzosen und Briten mussten zwar nach dem Veto der Supermächte ihre Intervention in Ägypten abbrechen; aber die Niederschlagung der ungarischen Volksbewegung durch die Rote Armee heizte im November die ideologischen Auseinandersetzungen kräftig an. In der Schweiz löste sie eine der eindrücklichsten Massenmobilisierungen aus. Wahrscheinlich war für die Mehrheit vorab der jüngeren Teilnehmenden die Demokratie ein echtes Anliegen. Indem sie auf an sich verpönte ausserparlamentarische Aktionsformen zurückgriffen, protestierten sie zugleich gegen die Enge im eigenen Land. Zahlreiche Persönlichkeiten, die in den siebziger und achtziger Jahren über das gesamte politische Spektrum verteilt führende Stellungen einnehmen sollten, begannen ihre öffentliche Karriere in der Ungarnhilfe. In der damaligen Schweiz stand aber Pluralismus nicht hoch im Kurs, so dass emanzipatorische Ansätze rasch verkümmerten. Andererseits gelang es den strammen Antikommunisten, die über den entscheidenden Zugang zu Medien und anderen Ressourcen

verfügten, die Begeisterung für die Demokratie innenpolitisch in eine massive Beschneidung derselben umzubiegen. Die Ungarnhilfe mündete in eine Hetzjagd gegen alle des Kommunismus Verdächtigen, die in der Deutschschweiz in Richtung Lynchjustiz ausarten konnte. Der marxistische Intellektuelle Konrad Farner war nur das prominenteste, keineswegs das einzige Opfer.¹⁹

Unter dem massiv verstärkten ideologischen Druck des Antikommunismus reihte sich die SPS erneut fester in die Geistige Landesverteidigung ein. Als 1958 Armee und Regierung die atomare Bewaffnung erwogen, wandte sich der linke Flügel dagegen, während eine schwergewichtige Gruppe von 35 Behördemitgliedern und Gewerkschaftsfunktionären öffentlich dafür eintrat.²⁰ Das alte, noch auf eine Klassenkultur aufbauende Programm von 1935 und das Aktionsprogramm «Die Neue Schweiz» von 1942 mit seiner Strukturreform entsprachen der Praxis des Wachstumsreformismus nicht mehr. Das 1959 verabschiedete neue Programm gruppierte um den zentralen Begriff «Mensch» Forderungen wie Produktivitätssteigerung, Vollbeschäftigung, gerechte Verteilung, Demokratisierung, Steuergerechtigkeit, Konjunktursteuerung, soziale Sicherheit und Chancengleichheit. Eine systematische Kritik am Kapitalismus fehlte erstmals; die SPS hob sich grundsätzlich kaum mehr von den Bundesratsparteien ab. Die Revision entsprach einem internationalen Trend, entstanden doch neue sozialdemokratische Programme 1958 in Österreich, 1959 in der Bundesrepublik Deutschland, in den Niederlanden und in Belgien, 1961 in Dänemark und Norwegen.

Trotz programmatischer Öffnung verlor die SPS 1959 Wähler und Nationalratssitze. Ungeachtet dessen gelang ihr kurz darauf mit Willy Spühler und Hanspeter Tschudi im Rahmen der «Zauberformel» die Rückkehr ins Regierungslager. Damit war die Schweiz auch formal ohne ernstzunehmende parlamentarische Opposition, vereinigten doch die vier Regierungsparteien 85 Prozent der Wähler auf sich. Bei den gigantischen Rüstungsgeschäften etwa zählte man im Nationalrat 1961 nur vereinzelte Gegenstimmen.²¹ Sozialdemokratische Minister gab es in den frühen sechziger Jahren auch in Österreich, Belgien, Dänemark, Finnland, Grossbritannien, Italien, Norwegen und Schweden. Das ausserordentliche Wirtschaftswachstum bot lange Zeit ideale Voraussetzungen für das Zusammenwirken mit bürgerlichen Kräften. Da selbst umstrittene Projekte ohne schmerzliche Verteilungskämpfe finanziert werden konnten – etwa der Ausbau der AHV –, riefen die ersten Jahre der Vierparteienregierung kaum Gegner auf den Plan.

Marginalisierung der PdA

Hauptopfer des Kalten Krieges waren deutschschweizerische Mitglieder der PdA. Vorauszuschicken gilt es, dass die neu gegründete Linkspartei im Gegensatz zu ausländischen

Schwesterparteien nie mit Massendemonstrationen, Generalstreiks oder ähnlichen Aktionen die innere Sicherheit beeinträchtigte. Ihre in zentralen Fragen unkritische Haltung gegenüber dem Stalin-Regime – so begrüsst massgebende Exponenten den Putsch in der Tschechoslowakei 1948 als Erfolg – erleichterte ihren Gegnern aber die Marginalisierung. Bald haftete der PdA die Bezeichnung «Partei des Auslandes» an; die vor 1948 noch zahlreichen Inserenten im Parteiorgan ‚Vorwärts‘ zogen sich fast schlagartig zurück; in Gewerkschaften verloren kommunistische Funktionäre ihre Stellung; prominente Kommunisten erhielten 1951 in vielbeachteten Prozessen exemplarische Strafen für Meinungsdelikte. Dazu kamen schwerwiegende parteiinterne Konflikte, die mit Austritten und Ausschlüssen endeten.²² Bereits gegen Ende des Koreakrieges war die Stosskraft der PdA in der Deutschschweiz wieder gebrochen.

Der zweite schwere Schlag folgte nach einigen ruhigeren Jahren 1956. Chruschtschows Geheimrede über die Verbrechen Stalins, welche die SPS in einer Broschüre verbreitete, verunsicherte die PdA ebenso wie andere kommunistische Parteien. Noch während der lebhaften internen Diskussionen, denen zum Teil erneut Austritte folgten, überraschte im November die Intervention der Roten Armee in Ungarn die angeschlagene Partei. In der anschliessenden Hetzjagd wurde sie in der Deutschschweiz weitgehend aufgegeben, wahrte allerdings westlich der Saane noch lange ein beachtliches politisches Gewicht.

Herausbildung einer neuen Opposition

Nachdem die etablierten Kräfte Ende der fünfziger Jahre noch enger zusammengerückt waren, formierte sich eine künftige Opposition in ausserparlamentarischen Nischen. Rechtsausser radikalisierten fremdenfeindliche Kräfte die gewerkschaftlichen Argumente gegen Ausländerinnen und Ausländer. Sie fanden damit bis in die siebziger Jahre nicht zuletzt in der einheimischen Arbeiterschaft beachtliche Unterstützung. Auf der anderen Seite bereiteten verschiedene Strömungen die Erneuerung der Linken vor. Nonkonformisten, die namentlich in den Medien zu Wort kamen, entzauberten die ideologischen Grundlagen der Geistigen Landesverteidigung. Atomwaffengegner traten seit Ende der fünfziger Jahre mit neuen Inhalten und Aktionsformen hervor.

Zunehmend machten sich unbewältigte Folgeprobleme des Wirtschaftswachstums unangenehm bemerkbar. Die Zerstörung der Umwelt durch Verschwendung natürlicher Ressourcen, Bauten und Immissionen veranlasste eine wachsende Zahl von Menschen zu politischem Handeln. Widersprüche im expandierenden Bildungswesen rüttelten Jugendliche an Schulen und Universitäten auf. Noch weit stärker mobilisierte die Solidaritätsbewegung, die den Zusammenhang zwischen Reichtum der Industrieländer und Verelendung der Völker der



1-3
«Globus-Krawalle» in Zürich, 1968
(Fotos: Willy Spiller)



Transparent von Hugo Schumacher für den
1.-Mai-Umzug 1970
(Foto: Roland Gretler/Bildarchiv zur Geschichte
der Arbeiterbewegung)

Dritten Welt thematisierte. Herkömmliche Werte zerfielen auch im privaten Bereich, wie der vielzitierte Pillenknick oder die sprunghafte Zunahme der Ehescheidungen illustrieren. Autoritäten verloren überall an Überzeugungskraft.

In der zweiten Hälfte der sechziger Jahre bildeten sich in der ganzen westlichen Welt «Neue soziale Bewegungen», die nebst den genannten viele weitere Themen in die politische Debatte einbrachten. Mit leichter Verspätung auf andere Industrieländer schnellte in der Schweiz die Zahl der unkonventionellen Aktionen in die Höhe. Für den ersten Schub waren 1968 vorwiegend Studierende und internationale Solidaritätsbewegungen verantwortlich, für den zweiten 1971 Aktive in den Bereichen Umweltschutz und Juraproblem sowie verschiedene Randgruppen. Zunehmend löste eine neue Frauenbewegung die alte, auf das Stimmrecht fixierte ab und forderte gerechtere Verhältnisse zwischen den Geschlechtern in allen Lebensbereichen.

Die Vielfalt der Themen, Akteure und Aktionsformen sprengte die helvetische Enge und öffnete den Weg zu einer pluralistischen Gesellschaft. Damit war nicht nur die Stellung des bürgerlichen, sondern auch die des linken Establishments in Frage gestellt. Einerseits konnte es das zunehmende Protestpotential nicht mehr integrieren und verlor deswegen für die bürgerliche Mehrheit an Bedeutung; andererseits war der Handlungsspielraum für gesellschaftskritische Strömungen so gross wie schon lange nicht mehr. Als nach der Wirtschaftskrise Mitte der siebziger Jahre weniger Wachstumsgewinne zu verteilen waren, begann die Basis der Konkordanzdemokratie abzurückeln. Die neuen sozialen Bewegungen dagegen erstarkten weiter. Wenn auch in den siebziger Jahren zahlreiche Kleinparteien und Grüppchen Ideologie-Elemente des Vorkriegskommunismus aufnahmen, blieben sie doch in weiten Bereichen den Studenten- und Jugendbewegungen verpflichtet.

Erstes Opfer des Wandels wurde auf der Linken ausgerechnet die PdA. Endlich aus ihrer politischen Isolation erlöst, erwies sie sich als unfähig, ihre Strukturen, die jahrelanger Repression widerstanden hatten, der wiedergewonnenen Bewegungsfreiheit anzupassen. In der SPS folgten nach 1968 zwei Jahrzehnte heftiger Flügelkämpfe zwischen den auf Wachstumsgesellschaft und Geistige Landesverteidigung fixierten Kräften einerseits und den von neuen Themen und Aktionsformen beeinflussten andererseits. Letztere gewannen langsam Oberhand, wobei sie selbst stärker in die sich nunmehr öffnende schweizerische Gesellschaft eingebunden wurden. Am längsten überlebte das durch Arbeitsfrieden und politische Konkordanz geprägte Wertesystem der fünfziger und frühen sechziger Jahre in der Gewerkschaftsbewegung.

Der traditionellen Linken war es gelungen, die einst systemkritische Arbeiterschaft in eine von Wirtschaftsboom, Westintegration und Geistiger Landesverteidigung geprägte Schweiz

zu integrieren. Übernimmt die moderne Linke die Aufgabe, neu sozial Bewegte für eine pluralistische oder gar eine multikulturelle Gesellschaft zu gewinnen?

Anmerkungen

1

Degen, Bernard: Italiener, Spanier, Griechen, «junge Mädchen in Miniröcken» und «langhaarige Jünglinge». Der soziale Wandel der sechziger Jahre im Spiegel der Maifeiern. In: Bernard Degen, Fridolin Kurmann, André Schluchter, Jakob Tanner (Hgg.): Fenster zur Geschichte. Basel 1992: 307-323, hier: 310-313.

2

Scheiben, Oskar: Krise und Integration. Wandlungen in den politischen Konzeptionen der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz, 1928-1936. Zürich 1987: 145-277.

3

Degen, Bernard: Der Arbeitsfrieden zwischen Mythos und Realität. In: Arbeitsfrieden – Realität eines Mythos. Widerspruch-Sonderband 1987, 11-30, hier: 17-19.

4

Flora, Peter, Jens Alber und Jürgen Kohl: Zur Entwicklung der westeuropäischen Wohlfahrtsstaaten. In: Politische Vierteljahresschrift 18 (1977): 707-772, hier: 767; Schmidt, Manfred G.: Wohlfahrtsstaatliche Politik unter bürgerlichen und sozialdemokratischen Regierungen. Frankfurt a.M. 1982: 25.

5

Degen, Bernard: Zwischen Opposition und Regierungsbeteiligung. In: Solidarität, Widerspruch, Bewegung. 100 Jahre Sozialdemokratische Partei der Schweiz. Zürich 1988: 369-397, hier: 380-384.

6

Keller, Willy: Zeittabellen von 1800-1978. Bern 1980: 68-73.

7

Degen 1987: 21-24 (s. Anm. 3); Ders.: Von «Ausbeutern» und «Scharfmachern» zu «Sozialpartnern». In: Schweizerisches Sozialarchiv (Hg.): Bilder und Leitbilder im sozialen Wandel. Zürich 1991: 231-270, hier: 259-266.

8

Jeanneret, Pierre: Un itinéraire politique à travers le socialisme en Suisse romande. La vie du Dr Maurice Jeanneret-Minkine. Lausanne 1991: 460-466.

9

Degen 1988: 386 (s. Anm. 5).

10

Von Salis, Jean Rodolphe: Schwierige Schweiz. Beiträge zu einigen Gegenwartfragen. Frankfurt a.M. 1969: 197.

11

Tanner, Jakob: Die Schweiz in den fünfziger Jahren. In: Kulturmagazin, Nr. 57 (1986): 9-14.

12

Komitee Schluss mit dem Schnüffelstaat (Hg.): Schnüffelstaat Schweiz. Zürich 1990: 94, 98, 188, 241-245.

13

Garbani, Philippe und Jean Schmid: Le syndicalisme suisse. Lausanne 1980: 194-196.

14

Sozialdemokratische Partei der Schweiz, Geschäftsbericht 1947/48: 29.

15

Masnata, François: Le Parti socialiste et la tradition démocratique en Suisse. Neuchâtel 1963: 128-130.

16

Von Gunten, Hansueli und Hans Voegeli: Das Verhältnis der Sozialdemokratischen Partei zu andern Linksparteien in der Schweiz (1912-1980). Bern 1980: 213f.

17

Ganz, Martin: Nonkonformes von vorgestern: «achtung: die Schweiz». In: Schweizerisches Sozialarchiv (Hg.): Bilder und Leitbilder im sozialen Wandel. Zürich 1991: 373-414, hier: 404-406.

18

Ebd.: 400; Degen 1988: 388-390 (s. Anm. 5).

19

Levy, René und Laurent Duvanel: Politik von unten. Bürgerprotest in der Nachkriegszeit. Basel 1984: 108-121; Tanner 1986: 9 (s. Anm. 11).

20

Boschetti, Pietro: Le Parti socialiste suisse hors du gouvernement (1953-1956): Un parti d'opposition? Freiburg 1982 (ungedruckt): 72-75.

21

Sozialdemokratische Partei der Schweiz, Geschäftsbericht 1961/62: 78, 85.

22

Jeanneret 1991: 493-513 (s. Anm. 8).

Das Tessin im Spannungsfeld Schweiz – Italien – Europa

Nicht ohne Hemmungen schreibe ich über den «Cantone Ticino». Besser – und mir lieber – wäre es gewesen, meine Ausführungen unter den Titel «Svizzera italiana», also unter einen sprachlich-kulturellen, nicht unter einen institutionellen Titelbegriff zu stellen. Um das Thema trotzdem im vorgegebenen Rahmen behandeln zu können, ist es unerlässlich, die Stellung des Kantons Tessin gegenüber der Schweiz, Italien und Europa sowohl aus heutiger Sicht wie auch in einem geschichtlichen Rahmen zu analysieren. Neben der Gegenwart und Vergangenheit soll auch die Zukunft zur Sprache kommen im Sinne einer Formulierung von Wunschvorstellungen zum zukünftigen Schicksal der eidgenössischen «Sonnentube».

Von den verschiedenen Perspektiven, die zu berücksichtigen sind, haben wohl einige wie die wirtschaftliche, die politisch-institutionelle, die umweltbezogene oder die sprachliche einen höheren Stellenwert als jene, welche ich hier bevorzugen werde. Mein Fachwissen und meine Interessen verlangen jedoch eine mehr im humanistischen als im technischen Bereich geführte Abhandlung. Im Übrigen sollte man sich zumindest die Illusion erhalten, dass die Kultur in all ihrer Vielfältigkeit, ungeachtet ihrer heutigen Ausgrenzung und ungeachtet der neuen äusseren Formen, die sie sich gibt, ihre Bedeutung haben und ihren Beitrag zu den neuen Szenarien, die sich am europäischen Himmel abzeichnen, erbringen wird. Das gilt auch für die Kultur einer Minderheitenregion, wie sie der Kanton Tessin darstellt: Das Tessin, im Süden durch die politische Grenze, im Norden durch die natürliche Barriere der Alpen abgeriegelt, ist eine Region mit einer «Randgeschichte», auf die ich kurz eingehen möchte.

Spannungen und Missverständnisse

Die Geschichte des heutigen Kantons Tessin spielte sich unter eidgenössischer Verwaltung, von Anfang des 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, in einem Klima der toleranten Unterdrückung ab; drei Jahrhunderte grundsätzlicher Ruhe, ohne Ruhm und ohne Schande. Die Gefühle der Bewohner der italienischen Vogteien schienen in dieser Zeit zwischen Feindseligkeit – insbesondere gegenüber den Vertretern der Eidgenossenschaft, den Landvögten – und freiwilligem Mitwirken an den eidgenössischen Institutionen zu schwanken. Es waren jedoch dieselben Leute, die es niemals versäumten, sich gegebenenfalls als «italiani» zu bezeichnen. Ihr Heimatbegriff blieb denn auch in den allermeisten Fällen am eng um-

*Kirche San Carpofo
in Bissone TI, damals und heute
(Foto: Eidg. Archiv für
Denkmalpflege/Sammlung
Wehrli und Pia Zanetti)*



schriebenen Begriff vom Dorf haften: das Dorf, in dem sie lebten, oder – viele sind ausgewandert – in dem sie gelebt hatten.¹

Die Dinge änderten sich mit der Gründung der politischen Institution «Kanton Tessin» (1803). Sofort kam der Wunsch auf, eigene politische und soziale Strukturen zu entwickeln, um Vorurteilen der übrigen Eidgenossenschaft entgegenzutreten, sich deren übertriebenem Patriarchalismus gegenüber zu widersetzen, sich selbst zu erkennen und, vor allem, sich nördlich der Alpen bekannt zu machen. Besonders wichtig in diesem Zusammenhang waren die Werke einiger bedeutender Männer: Stefano Franscini, Vincenzo d'Alberti, Carlo Cattaneo. Der Rückzug in sich selbst aber, der unweigerlich einherging mit einer Rückbesinnung auf die eigenen Werte, hinderte den Südalpenkanton nicht, auf politisch-kultureller Ebene eine wichtige Förderer- und Mittlerrolle zu spielen. So wurden in Lugano und Capolago, also ausserhalb des Aktionsradius der kaiserlich- und königlich-österreichischen Zensur, zahlreiche Werke für das aufständische Italien gedruckt, was nicht ohne vehemente Proteste seitens Österreichs und nicht ohne Besorgnis der (eidgenössischen) Regierung in Bern registriert, von den italienischen Patrioten und Intellektuellen jedoch mit anerkennender Aufmerksamkeit bedacht wurde.

Gegen Ende des Jahrhunderts vermehrte das Bedürfnis nach neuen Öffnungen die Spannungen und Missverständnisse.

Mit einer kulturellen Orientierung nach Italien hoffte man, einer zunehmenden inneren Enge, aber auch der immer massiveren Präsenz von Deutschschweizern im eigenen Kanton zu entgehen. Eine Präsenz, die sich besonders durch die Öffnung des Gotthardtunnels und der damit verbundenen Schaffung neuer Arbeitsplätze sowie durch die neuen Möglichkeiten, Gelder zu investieren, verstärkt hatte. Das Problem lag dabei nicht so sehr in der Integration der Deutschsprachigen (welche lieber eigene Schulen gründeten) als vielmehr in der Notwendigkeit, eine mehr oder weniger friedliche Koexistenz zwischen den Sprachgruppen zu gewährleisten. In der Chronik jener Jahre mangelte es denn auch nicht an vielsagenden Episoden, in denen sich Missverständnisse mit Gemeinplätzen, Provokationen und mit unschönen Auseinandersetzungen vermischten.

Der Kanton Tessin indessen blieb der helvetischen Gesinnung weiterhin treu. Es fehlte jedoch nicht an Zündstoff, der die Frage nach der politischen und kulturellen Position stets von Neuem entfachte: Brüche, Zweifel, Proteste und irredentistische Tendenzen erzeugten allerlei Polemiken und zwangen die Institutionen, zur Beruhigung der Geister einzugreifen. Die faschistische Bedrohung, die Kulturpolitik des Mussolini-Regimes, das auch zum Tessin hin schielte, und die – übrigens nicht allzu begründeten – Ängste vor möglichen expansionistischen Absichten Italiens führten in den Zwischen-



kriegsjahren zu einer neuen Welle von Patriotismus, Nationalismus und Treue gegenüber der Eidgenossenschaft. Diese Haltung widerspiegelte sich in den Proklamationen und Werken einiger Schriftsteller. Andere jedoch zogen es vor, einen weniger helvetistisch deklarierten Standpunkt zu vertreten, wodurch sie ein Zusammenspiel zwischen der politisch-institutionellen, in Richtung Schweiz orientierten und einer sprachlich-kulturellen, zu Italien hin tendierenden Komponente aufzeigten.

Offene Region

In der zweiten Hälfte der vierziger Jahre, nachdem die Ängste verschwunden, die Auseinandersetzungen vergessen waren, der Krieg beendet und der Faschismus überwunden war, wurde die politische und kulturelle Situation des Kantons Tessin weniger problematisch (und auch weniger neurotisch). Das leicht entspannte internationale Klima ermöglichte eine ruhigere Definition des eigenen politischen Standpunkts. Die kulturelle Welt begann sich zu bereichern, insbesondere auf dem Gebiet der Dichtung; dies vor allem dank der Öffnung zum Nachkriegsitalien, dank den Beziehungen, die besonders zur angrenzenden Lombardei geknüpft wurden. Das Tessin (oder, wie ich an dieser Stelle einmal explizit sagen möchte, die italienische Schweiz) wurde, kulturell, eine Provinz Italiens. Und heute, im Zuge einer erstarkenden Wiederentdeckung der regionalen Kulturen, ist es in der Lage – zum

Beispiel auf dem Gebiet der Philologie –, nicht nur zufällige, sondern, ganz im Gegenteil, hervorragende Beiträge zur italienischen Geisteswissenschaft zu leisten.

In den letzten Jahrzehnten fand eine neue, hauptsächlich vom wirtschaftlichen Sektor bestimmte Öffnung des Kantons statt, es entstanden starke Verbindungen nach Norden und Süden. Es reicht in diesem Zusammenhang, auf die täglich hin- und zurückpendelnden italienischen Arbeitskräfte hinzuweisen. Jeden Tag kommen aus der nördlichen Lombardei (die Provinzen Como, Varese und Novara zählen zusammen zwei Millionen Einwohner) Zehntausende von Grenzgängern ins Tessin.² Überdies muss auch auf die Bedeutung des Finanzplatzes Lugano als einer eigentlichen Finanzvorstadt Mailands hingewiesen werden; denn eher als im Bereich der Industrie und der Spitzentechnologie scheinen auf diesem Gebiet die erfolgversprechendsten Zukunftschancen des italienischsprachigen Kantons zu liegen.³ Die politische und die geographische Lage machen das Tessin heute zu einer «offenen Region»⁴ innerhalb des europäischen Systems, welches sich seinerseits im Umbruch befindet. Als Grenzregion liegt das Tessin inmitten einer Zone mit interessanten Wirtschaftsbeziehungen und könnte so zu einem keineswegs sekundären Verbindungsteilchen in einem grossen, grenzüberschreitenden Puzzle werden. Verständlich daher die Bemühungen ge-

Stadtpartie von Lugano,
damals und heute
(Fotos: Eidg. Archiv für
Denkmalpflege/Sammlung
Photoglob und Pia Zanetti)





wisser Wirtschaftskreise, sich anderen, nicht allzu weit entfernten Regionen zu nähern, welche zwar im Ausland liegen, deren Interessen und Zukunftsperspektiven jedoch dieselben sind.

Die letzten zwei Jahrzehnte sind gekennzeichnet von bedeutenden Veränderungen.⁵ Diese haben Wirtschaftsfachleute animiert, nicht allein die neue Sachlage zur Kenntnis zu nehmen, sondern vielmehr Strategien zu entwickeln, welche die Möglichkeiten ihrer Region berücksichtigen und fördern und den Grenzen eine verbindende statt einer trennenden Funktion zuweisen. Im grossen System der offenen Regionen Europas sollen die Alpen eine mehr vermittelnde als verriegelnde – wie gewisse romantische Vorstellungen dies suggeriert hatten – Rolle spielen. Die anliegenden Alpenländer suchen denn auch, allein und mit vereinten Kräften, jedoch ohne auf die altbewährten Grundprinzipien der Lokalautonomie, der Freiheit und der Verteidigung zu verzichten, «eurokompatibel» zu werden.⁶ In diesem Zusammenhang ist natürlich zu hoffen, dass den Alpenregionen, also auch dem Kanton Tessin, von Europa jene föderalistische Offenheit entgegengebracht wird, die Lokalautonomie und Eigenheit respektiert und die ihnen schon lange vertraut ist. Gefördert wird diese grenzüberschreitende Wirklichkeit durch verschiedenartige Versuche wirtschaftlicher Verknötung. Über die Landesgrenzen hinweg finden gemeinsame Berufsbildungsprogramme, institu-

tionelle Zusammenarbeit und Technologieförderungsmassnahmen statt. Es bleibt wohl noch viel zu leisten, an den nötigen Voraussetzungen und an guten Vorsätzen fehlt es indessen nicht.

Nur «Puderzucker auf der Wirtschaftstorte»?

Obwohl die wirtschaftliche Komponente dominiert, sollten – angesichts der sprachlichen Situation, der kulturellen Orientierung und der Modelle, mit welchen uns die Medien tagaus, tagein konfrontieren – der humanistische und, im weiteren Sinne, der soziale Aspekt nicht ausser Acht gelassen werden. Obschon in gewissen Sektoren (Philologie, Architektur usw.) der Beitrag des Tessins über seine Grenzen hinaus anerkannt ist und obschon auf der Ebene der individuellen Beziehungen mit der Aussenwelt andere Sprachregionen der Schweiz dem Tessin nichts vorzumachen haben, scheinen in anderen Bereichen die Fähigkeit und der Wille, sich auf eine europäische Bühne zu wagen, gehemmt zu sein. Es mag wohl stimmen – ein Blick auf die Belletristik genügt –, dass der Tessiner Dichter, wie Giovanni Orelli es ausdrückte, stets als «Puderzucker auf der Wirtschaftstorte» oder, mit anderen Worten, als «quantité négligeable» betrachtet wurde.⁷ Aber, um bei den Schriftstellern (nicht bei den Dichtern) zu bleiben: auch die heutigen Tendenzen weisen noch immer in Richtung Auseinandersetzung mit der Heimat, wengleich diese Ausein-



dersetzung mehr existentieller denn nostalgischer Natur ist. Diese Haltung entspringt weniger einer gewissen Desinformation, weniger dem Wunsch, sich in sich selbst zurückzuziehen oder sich freiwillig von Europa auszugrenzen, als vielmehr dem dringenden Bedürfnis und der Notwendigkeit, die Dinge nicht aus den Augen zu verlieren, um Zeugen der Zeit zu bleiben. Weder die Schriftsteller der Generation von Piero Bianconi noch die Altersgenossen von Giovanni Orelli und Plinio Martini, ja teilweise nicht einmal die Jüngeren scheinen dieser Situation entrinnen zu können.

Das prioritäre Interesse für die Auseinandersetzung mit dem eigenen Land, das bei gewissen Deutschschweizer Lesern sehr beliebt ist und leider oft mit einer Art Drittweltfolklore verwechselt wird, wurzelt auch in der Schwierigkeit, den Sprung aus der bäuerlichen in die neue wirtschaftliche und soziale Realität der Tessiner Welt kulturell zu überwinden. Hinzu kommt sicherlich noch das Bedürfnis, die Situation besser verstehen zu wollen und ihre negativen Aspekte anzuprangern: denken wir nur an die Umweltzerstörung, an den Ausverkauf der Heimat, an die fortschreitende Germanisierung, an die Nutzung der Wasserkraft. Es ist schwer zu beurteilen, ob es sich bei diesem Bedürfnis um eine fast physiologische Notwendigkeit handelt, die, von der wirtschaftlichen (Armut und Emigration), religiösen (christliche Moral und Erziehung)

oder existentiellen (Tragödien, Tod und Zerstörung) Realität ausgehend, in jahrhundertlang erzwungener Billigung der politischen Gegebenheiten heranreife, oder ob es ein Verlangen nach intellektueller Verantwortung ist, welche angesichts des desolaten Zustands von Natur und Umwelt Wut, Missstimmigkeiten und Enttäuschungen hervorruft, oder ob noch weitere Gründe ausschlaggebend sind. Diese Notwendigkeit birgt das sehr reelle Risiko in sich, die so gearbete Literatur als provinziell erscheinen zu lassen; vor allem sind es die auswärtigen Leser, die sie gerne auf diese Weise sehen. Jeder Tessiner Schriftsteller ist bestrebt, seine Werke in Italien zu publizieren, wo die potentielle Leserschaft um einiges zahlreicher ist als in der italienischen Schweiz. Die Schwierigkeiten eines solchen Unterfangens jedoch sind gross, und nur wenigen gelingt das Vorhaben, während die meisten sich mit lokalen Verlagen begnügen müssen. Um der Gerechtigkeit willen muss aber gesagt werden, dass letztere recht aktiv und interessiert sind. Der Schwerpunkt dieses Interesses (die Vorliebe der Leser bestimmt diese Wahl) wiederum neigt zur Geschichte hin; ein weiterer Hinweis auf das Bedürfnis der Tessiner, sich mit ihrer Vergangenheit auseinanderzusetzen, um ihre wohl kleine, aber von starken Spannungen erschütterte Welt besser zu verstehen und ihre breiteren und komplexeren Alltagsrealitäten besser zu bestehen.



Die Frage nach der Identität ist schon wiederholt und facettenreich diskutiert worden.⁸ Diesbezügliche Studien zeigen auf makroskopischer Ebene zwei Haltungen: bis zur Mitte der fünfziger Jahre eine des Rückzugs in sich selbst, der Angst vor fremden Bedrohungen (sprachlichwirtschaftlicher Art von Schweizer Seite her, politischer Art von Italien ausgehend); seit Beginn der sechziger Jahre eine der grösseren Öffnung und der wachsenden Bereitschaft, sich den schnellen und bedeutenden Änderungen positiv gegenüberzustellen. Eine der Bedrohungen, welche die Tessiner am meisten beunruhigt, ist jene der massiven Präsenz der «Confederati», der Miteidgenossen, in ihrem Kanton. Es ist leicht zu erahnen, wie wichtig diese Präsenz sprachlich und kulturell sein kann. Denn es sind dieselben «Confederati», allen voran die Deutschsprachigen, die sich zum Sprachrohr, einem durchaus kritischen Sprachrohr, dieser Situation machen. Niemand scheint jedoch sonderlich beeindruckt oder gar erschrocken über die von Einzelnen verlautbarte Aussicht, dass im Jahre 2040 der «Homo ticinensis» vom Erdboden verschwunden sein wird.

Die im Tessin aufgewachsenen Jungen schwanken heute zwischen einer «ticino-zentrischen» und einer «helveto-zentrischen» Haltung; erstere äussert sich in ihrer Vorliebe für regionale Eigen- und Gegebenheiten, zweitere glänzt durch Indifferenz. Beide scheinen sie hingegen weniger geneigt zu sein, in Italien eine zweitbeziehungsweise Idealheimat zu se-

hen. Daher dürfen Literatur und Kultur wohl kaum in demselben Atemzug genannt werden wie Haltung und Empfinden der Gesellschaft. Da das Bewusstsein um die Notwendigkeit eines engen wirtschaftlichen oder kulturellen Zusammenwirkens mit Italien abhandengekommen ist, fehlen nun auch die Voraussetzungen für eine vorurteilslose Betrachtungsweise, welche von jahrhundertealten Gefühlen der Hassliebe, von Anziehung und Gemeinplätzen absehen würde. Im Hinblick auf die Öffnung zu Europa hebt diese Tatsache die Wichtigkeit der Wirtschaft und der Kultur hervor; zwei Sektoren, die sich vielleicht weit weniger fremd sind, als man gemeinhin annimmt.

Spielarten des Provinzialismus

Der Ökonom Remigio Ratti sieht als ideale Lösung das Bekräftigen einer «offenen regionalen Identität», die es dem Tessin erlauben würde, seine Eigenart zu bewahren, und die es ihm zugleich ermöglichte, sich vor der Gefahr eines provinziellen Rückzugs in sich selbst zu schützen. Provinzialismus ist denn auch ein Begriff, der den Tessinern des Öfteren von der Feder fliesst. Ich glaube nun behaupten zu können, dass es mindestens zwei Formen des Provinzialismus gibt: eine, die reich an Negativattributen ist, und eine andere, die positiv verstanden werden soll. Erstere äussert sich in einer Haltung der hartnäckigen Verschlossenheit, in einer vagen Nostalgie-



Stimmung, in eitlem Hochmut und wird oft mit Stereotypen, rhetorischen Aussagen und Gemeinplätzen überspielt. Hier sind all jene nicht zu vergessen, die übereifrig alles, was in der Tessiner Provinz gemacht, gedacht und produziert wird, als grundsätzlich provinziell abtun – ein klares Zeichen nicht immer gerechtfertigter Frustrationen. Denn auch die Provinz muss – in den dreissiger Jahren haben in Italien einige Schriftsteller dies bewiesen, die Literaturkritik hat es bestätigt, und einige Wirtschaftswissenschaftler wiederholen es noch immer – ihren Beitrag zum gemeinsamen Fortschritt leisten können, sei dieser nun wirtschaftlicher, sozialer oder kultureller Art. Deshalb muss sowohl im Tessin selbst wie auch ausserhalb der Blick für das geschärft werden, was die italienisch-schweizerische Provinz zu leisten in der Lage ist: ohne Minderwertigkeitskomplexe (die typischen Minderwertigkeitskomplexe der Provinzler), ohne Vorurteile (die banalen Vorurteile der Emporkömmlinge), ohne vorgefasste Meinungen, jedoch mit wohlwollender Ehrlichkeit Umschau zu halten nach den guten Beiträgen, welche zu erbringen und auch zu empfangen die Provinz fähig ist. Um der Gefahr zu entgehen, provinzielle Europabefürworter zu werden: dies wäre, paradoxerweise, das grösste Übel, das uns widerfahren könnte. Es ist allerdings zu bezweifeln, dass im Tessin schon alle zu diesem Schritt gerüstet sind. In gleichem Masse kann bezweifelt werden, dass in der übrigen Schweiz Wille und Bereit-

schaft tatsächlich immer vorhanden sind, den Begehren, die das Tessin aus der Optik einer europäischen Öffnung vorbringt, Gehör zu schenken. Nehmen wir das Beispiel der italienischen Sprache. Der Vorschlag von Bundesrat Flavio Cotti, das Italienische als Maturitätspflichtfach einzuführen, hat mehr Protest als Zustimmung hervorgerufen. Einige negative Reaktionen zur Forderung des Tessiner Staatsmannes erscheinen verständlich und nicht einzig als im gegen die italienische Sprache gerichteten Sinne zu verstehen; andere Einwände und Vorbehalte haben jedoch bewiesen (falls es überhaupt noch eines Beweises bedurfte), dass in der Schweiz die Bereitschaft, die eigene Vielfalt anzuerkennen, nicht so selbstverständlich ist, wie man in offiziellen Reden glaubhaft machen möchte. Die Problematik der italienischen Sprache muss in einem grösseren Rahmen diskutiert werden, in einem Rahmen, der die Beziehungen zwischen den vier sprachlich-kulturellen Realitäten der Schweiz berücksichtigt und der gleichzeitig auch der Stellung des Landes im Herzen Europas gerecht wird. Das aufgeworfene Problem stellt nicht allein die Frage nach Prozenten (dem Anteil der Italienischsprachigen an der Gesamtbevölkerung) oder nach der Opportunität (der grösseren Nützlichkeit der englischen Sprache); es kann und muss vielmehr als Ausdruck der realen Tendenzen, Ausrichtungen, Wertschätzungen und Meinungen gewertet werden. Kurz und gut, die italienische Sprache scheint



mehr für ihre Musikalität, mehr für ihre mediterrane und sonnige Ausstrahlung geliebt zu werden als aufgrund ihrer Verbindungsfunktion zum Tessin und zu Italien; einem Italien, das im Übrigen allzuoft nur in Stereotypen bekannt ist und häufig auch auf moralisierende Art betrachtet wird.

Mittlerin zu Italien

Welche besseren Voraussetzungen gäbe es für die zukünftigen Beziehungen der Eidgenossenschaft zum vereinigten Europa als die gegenseitige Bekanntschaft innerhalb der Landesgrenzen auf der Basis nicht zuletzt der Landessprachen? Gemeinplätze und Vorurteile – die grossen Denker der Aufklärung haben es uns gezeigt, wenn auch mit wenig bleibendem Erfolg – bekämpft und überwindet man mit dem Wissen um den Stand der Dinge. Doch sieht es in dieser Hinsicht nicht sehr rosig aus. Das gegenseitige Verständnis zwischen den vier Sprachregionen der Schweiz müsste unbedingt verbessert werden. Auswandern ist für Tessiner und Tessinerinnen oft zwingend, sei es zum Arbeiten oder Studieren; doch bleibt das Verständnis für die anderen sprachlichen Realitäten in den meisten Fällen ziemlich dürftig. Die Erfahrung beim Erarbeiten des «Lexikons der Schweizer Literaturen», einem Projekt im Rahmen der 700-Jahr-Feiern, an welchem ich mitzuwirken die Möglichkeit hatte, lehrte einmal mehr, dass nicht nur keine Schweizer Literatur existiert, sondern vielmehr,

dass auch die zwischen den vier Literaturkulturen bestehenden Barrieren noch immer sehr hoch sind. Wie wenig auch die Belletristik in einer von anderen Kräften regulierten Gesellschaft zählen mag, ich glaube dennoch behaupten zu dürfen, dass eine grössere Aufmerksamkeit und ein höherer Grad der gegenseitigen Kenntnis zu begrüssen wären; dies nicht im Sinne einer provinziellen Kleinmacherei, sondern als Beispiel einer produktiven Anstrengung zum Zwecke eines besseren miteidgenössischen Verständnisses. Der Weg in die Zukunft scheint auch über den Pfad des Humanismus zu führen. Des Weiteren sollte es Aufgabe der literarischen Kultur der deutschen, französischen und italienischen Schweiz sein, Beziehungen und Kenntnisse zu den Kulturen der angrenzenden Nationen Deutschland, Österreich, Frankreich und Italien zu fördern, Brücken zu schlagen nach Europa – schmalere vielleicht als die politischen und wirtschaftlichen, doch deshalb nicht minder wichtige – und kraft der helvetischen Mehrsprachigkeit und kulturellen Vielfalt als Vermittlerin zwischen den verschiedenen europäischen Kulturen aufzutreten. Die italienische Schweiz könnte in diesem Sinne ihre Aufgabe – nämlich die der Mittlerin zu Italien – mehr als ehrenvoll lösen. Die geographische und politische Lage des Tessins verleiht diesem Kanton – frei von jeglichem Chauvinismus sei dies gesagt – im europäischen Rahmen eine gewichtige Rolle. Die

Haltung und die Orientierung der Schweiz im Hinblick auf das vereinigte Europa werden selbstverständlich ebenso massgebend sein, wie der Respekt der anderen Kantone vor der sprachlichen und kulturellen «Italianità» des Tessins ausschlaggebend sein wird. Es steht viel auf dem Spiel. Nur wenn alle ihr Bestes geben, in gegenseitigem Respekt, ohne Gefühle der Überlegenheit und ohne Minderwertigkeitskomplexe, nur dann wird jeder Baustein der Eidgenossenschaft mit all seinen Fähigkeiten optimal zur Gestaltung Europas beitragen können; Europa seinerseits, das sich auf die Unterstützung all seiner Komponenten, auch der kleineren (wobei die geographische Ausdehnung niemals zur Wertskala werden darf) verlassen können muss, wird aber gleichzeitig auch deren Eigenständigkeit zu respektieren haben.

Die Aufklärer waren der Meinung, die Auseinandersetzung mit dem Fremden diene dazu, den eigenen Horizont zu erweitern, um beweglicher, toleranter und selbstkritischer zu werden. Die Auseinandersetzung soll uns nicht Angst machen, sie soll die Schweizer vielmehr anregen, innerhalb der eigenen Grenzen zwischen den verschiedenen Sprachkulturen vermehrt in diesem Sinne zu handeln. Dies auch, um der Gefahr zu entgehen, ins Abseits zu geraten, wenn der Vergleich mit der weit grösseren Welt, die uns umgibt, unausweichlich anstehen wird. Sie nämlich wird die Welt von morgen sein.

Anmerkungen

1

Ceschi, Raffaello: Appunti sulla «ticesità». In: Bloc Notes 2-3 (1980): 7-14.

2

Torricelli, Gian Paolo: Mobilità e traffico pendolare. Un aspetto dello sviluppo urbano nella «Regione insubrica». In: L'Almanacco 11 (1992): 155-162.

3

Broggini, Gerardo: Lugano, periferia finanziaria di Milano. In: 36 interviste al Ticino ehe cambia. Lugano 1990: 50-57, hier: 54f.

4

Ratti, Remigio, Raffaello Ceschi, Sandro Bianconi et al.: Il Ticino regione aperta. Problem! e significati sotto il profilo dell'identità regionale e nazionale. Bellinzona-Locarno 1990.

5

Biucchi, Basilio (a cura di): Un paese ehe cambia: Locarno 1985.

6

Ratti, Remigio: Le Alpi e l'Europa. L'apporto delle politiche regional! allo sviluppo dell'area alpina. In: L'Almanacco 11 (1992): 149-154.

7

Orelli, Giovanni: Lo scrittore, l'eroe e la sentinella. In: 36 interviste al Ticino ehe cambia. Lugano 1990: 196-205, hier: 201.

8

Ratti, Remigio, Marco Badan et al.: Identité in cammino. Bellinzona-Locarno 1986; Ceschi, Raffaello: Un paese minacciato. In: Ratti, Ceschi, Bianconi 1990: 53-121 (s. Anm. 4).

Friktionen mit der Fiktion Die (deutschsprachige) Schweizer Literatur zwischen Mythos und Wirklichkeit

Bojarek Garlinski

Sie leiden falsch, möchte ich sagen, am Falschen, Unechten, am Unwirklichen – und mag mich nicht rechtfertigen, weshalb ich auf und davon bin. Das wurde zur Genüge getan; auch scheint mir dieses Rechtfertigungsbedürfnis noch schweizerisch, allzu schweizerisch zu sein, gewissermassen verordnet. Aber war da nicht ein Zischen: «Du verkehrter Flüchtling, du falscher Flüchtling, du I!»?

In seiner Streitschrift «Diskurs in der Enge» (1970) stellt Paul Nizon fest, dass Schweizer Künstler das Land verlassen mussten, um Anschluss an die Welt zu finden: die Grossstadt, das Meer, das Wagnis. Das Binnenland Schweiz halte ihre Künstler klein in der Enge oder treibe sie ins Abseits. Dem ist inzwischen widersprochen worden – bis hin zum Argument, dass die Enge ja auch eine Chance sein könne. Unbestritten bleibt jedenfalls, dass nicht wenige Schweizer Künstler zunächst im Ausland «gross» werden mussten, um in der Heimat Anerkennung zu finden. Unbestritten ist aber auch, dass die Schweizer Literatur in den siebziger und achtziger Jahren vielfältig aufblühte. Trotzdem: gab Max Frisch in «Schweiz ohne Armee, ein Palaver» (1989) nicht zu verstehen, dass man *diesem* Land nur noch den Rücken kehren könne? Über ein Drittel stimmte denn auch für die Abschaffung der Armee, was wohl bedeutet, dass ein Grossteil der Bevölkerung die Schweiz zumindest militärisch nicht für verteidigungswürdig hält. Und zuletzt boykottierten erst Friedrich Dürrenmatt, dann Max Frisch die 700-Jahr-Feier der schweizerischen Eidgenossenschaft besonders radikal: sie entzogen sich den organisierten Peinlichkeiten, indem sie vorher starben. Es ist nicht einfach, der Schweiz und ihren typischen Anwandlungen zu entkommen, nicht einmal im Ausland, wie ich kürzlich als Zeuge und angeblicher (Übel-)Täter erfahren durfte.

Paris, Ende Januar 1992. Im Centre Culturel Suisse (CCS), als erstes dieser Art 1986 eröffnet und von der «Pro Helvetia» finanziert, zeigen vier Künstler ihre neuesten Arbeiten, aber eigentlich ist es der Galerist, der sich so dem Publikum vorstellt. An der Vor-Vernissage für «Professionelle» (auf Einladung) trat kein französischer Journalist an einen der Künstler heran, man war unter sich und sogar fröhlich, Champagner gab's genug. Hernach verköstigten wir uns in einem nahegelegenen Restaurant, das vom CCS gemietet worden war, auf Staatskosten. Einer der ausstellenden Künstler soll allerdings dem Galeristen präzise mitgeteilt haben, was ihm nicht passe;



der Galerist wiederum mochte sich nicht die Feststimmung verderben lassen und gab sich konfliktscheu. Andernabends, an der öffentlichen Vernissage, war besagter Künstler ange-trunken, er schwankte sogar. Als einige herumzufragen be-gannen, wohin man hinterher essen gehen würde, wusste kei-ner der mehr oder minder Verantwortlichen etwas Genaues, nicht einmal der Direktor des CCS. Wir verfügten uns also wieder in das Stammrestaurant und waren die ersten. Dem Künstler unterlief das Missgeschick, dass ein *Messer* vom Tisch fiel, als er sich setzte. Endlich ging mir die tiefere Be-deutung dieses Wortes auf, denn der Wirt trat heran, mit bö-ser Miene. Das war *sein* «Messer»: Wieso heisst es «Mes-ser», statt Schneider? Was wird gemessen? Wir versuchen ihn zu beruhigen und Wein beim verschüchterten garçon zu bestellen. Nichts geschieht. Werden wir jetzt auch noch ge-schnitten? Endlich bringt der garçon eine Flasche Bordeaux, aber keine Speisekarten. Abermaliger Auftritt des Wirtes, als wir fragen, was denn los sei, diesmal resoluter: wir seien hier nicht in der Schweiz, sondern in Frankreich, hier gebe es Ge-setze; er dürfe keinen Betrunkenen bedienen, sonst werde ihm die Lizenz entzogen. Noch ahnungslos belustigt fällt mir in Erinnerung, dass es allein in Paris rund 20'000 Etablis-sements mit Alkohollizenz gibt und dass man – mit Ausnahme der Clochards – tatsächlich äusserst selten einen Betrunke-nen in den Strassen sieht. Der Wirt hält die Schweiz wohl für ein Schlaraffenland. Nun erscheinen der Direktor und der Ga-lerist, samt Gefolge. Ich werde vom Direktor in Kenntnis ge-setzt, dass wir uns gestern «schlecht aufgeführt» hätten. Be-hauptet der Wirt, der mir jedoch keine Erklärung abgeben will, ich könne morgen nachmittags zu einer Unterredung kom-men. Und der Direktor fällt in einen militärischen Ton: «Mit IHNEN setze ich mich nicht an einen Tisch.» Charmant. Was ist denn geschehen? «Mit IHNEN diskutiere ich nicht!» Wir werden dringend gebeten, das Restaurant binnen fünf Minu-ten zu verlassen; die drei eigens aus der Schweiz angereisten Freunde des Künstlers verstehen nur Bahnhof und sehen auch nicht ein, weshalb der Direktor die Flasche «übernimmt» – sowie unsere Plätze. In zwei weiteren Restaurants seien Ti-sche reserviert. Charmant. Der Galerist wollte also einen ru-higen Abend verbringen, und zu diesem Zweck wurde eine kleine Verschwörung unternommen, um den störenden Künstler und seine Freunde wegzuhaben, im Wortsinn zu *ver-drängen*. Die Kunst, ja. Der Künstler? Ab in den Kühlschrank! Nur nicht die Repräsentation der Schweiz *anmakeln*. Sauber. Ach, in der Vornacht nämlich waren wir die letzten Gäste ge-wesen, zu viert, wollten noch eine Flasche Wein bestellen – und als der Wirt dies ablehnte, gingen wir. Voilà tout. Wir wun-derten uns denn auch weniger über die offiziösen Versuche, einen Konflikt vorsorglich zu vernebeln, um nichts Präzises sagen zu müssen, als vielmehr über die seltsame Kombina-tion, die der französische *sous-réalisme* mit dem schweizeri-

schen *Irrealismus* eingegangen war. Eine propere Verdrän-gungsleistung. Und wir erinnern uns... Aus dem Réduit-Denken heraus haben sie nette Klischees zum *Image* des Landes verbreitet, haben felsenfest an diesen Mythos vom sauberen Sonderfall Schweiz geglaubt, haben diesen als Vorbild für die Welt hingestellt und einen Glassturz darüber gestülpt: die Schweiz als Schaufenster. Swiss minia-ture. Das Modell. Die Bankkonti, die Geldwäscherei, den Waf-fenhandel, das sieht man ja nicht. Kritik, die nicht vorsichtig-brav, also «konstruktiv» war, wurde mit dem Hornussbrett nie-dergemacht – und die Kritiker mitunter auch. Als dann 1980 der Kultur-Konflikt offen ausbrach, barsten die Schaufenster-scheiben – in der Zürcher Bahnhofstrasse. Symbolisch also die Vitrinen, die die schönen Dinge zeigen und sie zugleich vorenthalten, die Vitrinen, die uns so blass widerspiegeln. Es ging da mehr zu Bruch nach der «unvergesslichen Opern-hausnacht» als die Scheiben, nämlich das Bild von der heilen Schweiz, rechtschaffen und daher zwangsglogisch mit Wohl-stand gesegnet. Wer denken, d.h. über den Horizont hinaus blicken konnte, sah ein, dass der mittels Überanpassung er-presste Wohlstand am Leben vorbei – ja diesem auf den We-cker ging. Besonders einem Teil der Jugend. Auf der einen Seite das hochsubventionierte, umgebaute Opernhaus als Burg der offiziellen Repräsentationskultur, die auf «Bewähr-tes» setzt; auf der andern Seite das «Autonome Jugend-Zen-trum» (AJZ), in dem diese Jugendlichen ihre Kultur ausleben und die Zukunft ausprobieren wollten. Allein der Umbau des Opernhauses verschlang 61 Mio. Franken: für das AJZ wurde ein Kredit von 140'000 gewährt, nötig wäre das Doppelte ge-wesen.¹ Die Jugendlichen fühlten sich verarscht. Das AJZ wurde in einer Nacht- und Nebelaktion am 4. September poli-zeilich dem Erdboden gleichgemacht. Gummigeschosse ge-gen Wutgeschosse. Bürgerkriegsähnliche Zustände. Als dann Reto Hännys Bericht über seine Verhaftung und die Übergriffe der Polizei von der Direktion des Tages-Anzeigers aus dem Magazin gekippt worden war und die desavouierten Redak-to-ren den Text² fotokopiert in den Strassen verteilten, konsta-tierte Peter Bichsei in einem Spiegel-Essay, die Schweiz habe ihre Unschuld verloren. Im Ausland verstand man übrigens noch weniger als die Zürcher Behörden, wie so etwas in der friedlichen Schweiz hatte geschehen können. Und wer erin-tert sich noch daran, dass die Neue Zürcher Zeitung, stets auf der Seite von Ruhe und Ordnung als erster Bürgerpflicht und folglich die Jugendunruhen verbal geisselnd, nur ein paar Jahre danach mit Marlon Brando (auf einem Motorrad) wirbt – und dem Slogan: «NZZ – Weil die Jugend immer bewegt». Folgten die Kopp-Affäre, Grossgeldwäschereien flogen auf, der Fichen-Skandal. Und ein Teil der Jugend, die da immer bewegt, fand sich am (inzwischen geschlossenen) Platzspitz wieder, als europäisches Drogenzentrum im Ausland bekann-

ter als Zürcher Zoo und Münster. Der Platzspitz ward zum sichtbaren Symbol, dass die Heuchelei von der heilen Schweiz nicht mehr haltbar ist, dass wirklich Welt eingebrochen ist – und nicht nur Geld. Die jahrzehntelange Indoktrination, die schon in der Schule verabreicht wird, die Helden- und Nationaltugenden mittels idealisierender Geschichtsschreibung beschwörend, die flammenden 1.-August-Reden: das waren die legalen Drogen, die uns betören und eine heile Welt vorgaukeln sollten. Wir waren auf die Bewahrung eines Mythos abonniert, bis endlich Anspruch und Wirklichkeit derart auseinanderklafften, dass dies nur noch Schizophrenie genannt werden kann. Nun, in den letzten Jahren hat die Schweiz mehr als ihre Unschuld verloren, so dass man sich fragen muss, was vom Mythos Schweiz noch bleibt: angesichts Europas.

Vom Réduit-Denken zur Identifikationskrise: Vom «Schweizerspiegel» zu «Stiller»

An diesem Mythos reibt sich die Schweizer Literatur durchgehend, und manchmal schlägt sie Funken. Ja, dieser Klaff zwischen Anspruch und Wirklichkeit ist ihr eigentliches Le/d-Motiv, ihr fixes Generalthema, von dem sie nicht loskommt. Im Folgenden will ich wichtige Varianten dieses Themas, historische Wendungen sowie die wenigen Ausnahmen anleuchten. Wenn ich dabei nur auf die deutschsprachige Schweizer Prosa-Literatur eingehe, so deshalb, weil die welschschweizerische in einem romantischen Regionalismus à la Ramuz festzustecken scheint; Regionalismus aber gibt es auch bei deutschsprachigen Schweizer Schriftstellern. Zudem war und ist in der Romandie die Glaubenspflicht an den eidgenössischen Mythos geschichtsbedingt wohl geringer, was das Kritikbedürfnis dämpft. So schreibt der aus La Chaux-de-Fonds stammende Soziologe und Maler Laurent Wolf im Briefwechsel mit Paul Nizon: «La Suisse-romande est un morceau du territoire Suisse, les Suisses-romands sont de vrais Suisses. Mais beaucoup d'entre eux considèrent que la vraie Suisse est la Suisse-allemande, et les vrais Suisses les Suisses-allemands. Ils savent qu'ils font partie de la Suisse. Mais ils pensent que la Suisse ne leur appartient pas. Peu d'entre eux s'identifient à elle. C'est pourquoi, même lorsqu'ils la critiquent, ils n'ont pas les mêmes raisons de se mettre en colère que les Suisses-allemands » «Ils se mettent en colère, mais, plus souvent, ils sont mélancoliques.»³

Die wahre Schweiz. Die europa-weite Frontenverhärtung in den frühen dreissiger Jahren der Weltwirtschaftskrise eskalierte in der «ändern» Schweiz: dreizehn Tote bei einer antifaschistischen Demonstration 1932 in Genf, die Armee schoss; später ein Toter in Zürich, wo die Bürgerlichen 1933 bei den Kantonalwahlen sogar ein Bündnis mit der Nationalen Front eingingen: gegen die Sozialdemokraten. Emil Ermatinger gab



damals folgenden Gegenwartsbefund, der auch auf unsere Gegenwart zutrifft: «Es ist, wie wenn die Zeit nur fragen könnte und keine Antworten wüsste ... Immer noch beherrscht das geistige Leben das Zerfallsgesetz des Materialismus. Das Gesamtleben ist aufgeteilt in unübersehbar viele Sonderstreben. Das Geschehen schiebt sich vorwärts wie eine Maschine, aus der der Lenker herausgefallen ist.»⁴ «Ratlosigkeit, Wurzellosigkeit, Verworrenheit» herrschten in dieser Polarisierungszeit vor. Erst das Abflauen der Wirtschaftskrise weichte die starren Fronten auf; 1936 kamen die Sozialdemokraten von der Programmforderung nach Errichtung der Diktatur des Proletariats ab und suchten sich als Volkspartei zu etablieren. Der schweizerische Gewerkschaftsbund engagierte sich für ein «Friedensabkommen», Sozialkonflikte sollten fürderhin «friedlich» geregelt werden. Mit dem Ausbruch des Krieges, dem Verbot der Kommunistischen Partei (1940) und der engeren Verflechtung von Staat und Wirtschaft angesichts der Bedrohung entwickelte sich ein System autoritärer Demokratie. Kritik galt fortan als unschweizerisch. Das Réduit-Denken als Geistige Landesverteidigung gebar zwei Geistes-Auswüchse, die Karriere als Nationaltugenden machten: die *Konfliktscheue*, die noch Fritz Zorn in «Mars» aufschreiben lässt, weil er an ihr ersticke, und den *Kompromiss* auf allen Ebenen, der 1959 mit der Schaffung der «Zauberformel» (Zusammensetzung der Regierung) ungeschriebene Gesetzeskraft erlangte (möglichst alles hinter den Kulissen zu regeln). Auch die 1939 geschaffene Kulturstiftung «Pro Helvetia» diente weniger dazu, anspruchsvolle Literatur und Kunst zu unterstützen, als im Rahmen der Geistigen Landesverteidigung die schweizerische Eigenart zu bewahren. Aber nur die «Frontisten», zum höheren Bürgertum gehörende Kreise, einige hohe Offiziere und Bürokraten sowie einzelne Politiker, verhehlten nicht ihre Neigung zum Nationalsozialismus; im Volk dagegen «war von Sympathie für die Politik und Ideologie eines Mussolini oder Hitler wenig zu spüren», resümiert Jean Rodolphe von Salis im Rückblick.⁵ Unergiebige Zeiten auch für anspruchsvolle Literatur und noch schlimmere für die Schriftsteller, weil Deutschland als Absatzmarkt ab 1933 praktisch ausfiel. Umso grösser war der Skandal, dass Meinrad Inglin's «Schweizerspiegel» 1938 in Nazi-Deutschland erschien, weil sich in der Schweiz kein Verleger finden lassen.

Hatte schon Gottfried Keller in seinem Alterswerk «Martin Salander» (1886) kritisiert, dass seine Zeitgenossen – trotz Demokratie (!) – von ihren eigenen Wertansprüchen abkämen und zu Gewinnsucht und Gefühlskälte neigten, so darf der «Schweizerspiegel» als Prototyp der neueren helvetischen Literatur gelten: die kritische Mahnung wird «mit Absichten sorgender Liebe» (Albin Zollinger) vorgetragen – eine Haltung, die später verschärft unter dem Titel «kritische Solidarität»

praktisch alle Schweizer Schriftsteller einnehmen werden, so heftig ihre Angriffe auch sein mögen.

Meinrad Inglin (1893-1971) hatte den «Schweizerspiegel» 1931 in der Absicht begonnen, die Bewährungsprobe der Schweiz während des Ersten Weltkriegs zu erzählen. Beim Schreiben jedoch gerieten ihm zusehends aktuelle Gesellschaftsprobleme hinein, die er am Vergangenheitsstoff aufzuzeigen suchte. In jenen historischen Kontext ist die Zürcher Bürgerfamilie Ammann gestellt, die das Gesamtspektrum politischer Konstellationen verkörpert, so Alfred Ammann, Oberst und Nationalrat, die liberale Tradition. Allen auf Veränderung drängenden Bewegungen abgeneigt, gerät dieser Bewährungs-Fixierte in die grosse Krise. Zerwürfnis mit seinen Söhnen, die seinem herkömmlichen Gesellschaftsverständnis nicht Folge leisten können. Severin driftet in den Rechtsextremismus ab, Paul nähert sich der Arbeiterbewegung. Am Schluss des Romans, in einem Dialog zwischen dem jüngsten Sohn Fred und dessen welschem Cousin René, werden alle Streitgespräche zusammengezogen, und heraus kommt ein vernünftiger Ausgleich (Kompromiss): Dieser Staat als «Ordnung, Gesetzgeber, Rechtsbewahrer» beruhe auf der «seelischen Urverwandtschaft des Volkes», sei ein «Werk des Geistes» (Vernunft, Einsicht, Toleranz), das sich auch in Extremsituationen als lebensfähig erwiesen habe. Allerdings wohl nur, weil dem Land der Ernstfall erspart blieb, was wiederum Inglin dazu verführte, einen traditionell-bürgerlichen Staatsbegriff beizubehalten, wenn auch mit dem Unterschied, dass er diesen nicht a priori als gegeben verstand; für ihn war diese bestimmte Vorstellung vom Staat bei Weitem nicht verwirklicht, sondern vielmehr eine Aufgabe. Und das war sein kritischer Anschlag, den «fortschrittliche» Rezensenten hervorhoben. Die Konservativen dagegen versuchten den Roman als nationales Geschichtsbuch zu vereinnahmen. Es wurde dann zum Repräsentations-Opus des gesellschaftlichen Konsenses im Sinne eines bürgerlichen Burgfriedens stilisiert – und das Manuskript an der Landesausstellung 1939 als «eine Art Denkmal» ausgestellt. Gewiss, die Kritik bleibt, aber auch der Verdacht, dass Konflikte nicht wirklich (demokratisch!) ausgetragen, sondern *geglättet* werden – und zwar «intern», also innerhalb der Familie...

Weniger glatt spielte Albin Zollinger (1895-1941) seine Kritik durch, er schrie Protest. In seinem 1939 erschienenen Roman «Die grosse Unruhe» wird Flucht zur Losung – aber nicht zur Lösung. Urban von Tscherner, Architekt, reis(s)t aus der Enge schweizerischer Bürgerlichkeit aus, um in Paris die Lähmung der Zivilisation im Lebensrausch wegzukurieren. Diese aber ist überall, und reumütig kehrt er in die Schweiz zurück. Er gliedert sich wieder ein. Ob dies wirklich Zollingers Vorstellung entsprach, ist fraglich. Jedenfalls flieht auch der «Anti-bürger» Aristide Tayssèdre nach Paris, lebt da mit den Ausenseitern und Proletariern, kommt allerdings bei einer antifa-

schistischen Demonstration um. Fazit: Rückkehr oder Tod, ein Drittes gibt es nicht, der Schweiz entkommt man nicht (doch, aber nur wenige). Dieses Dilemma Zollingers ist typisch, Max Frisch schrieb dazu: «Albin Zollinger hatte kein anderes Hinterland als das Land, wo er lebte, und dieses erwies sich als zu klein, um ein produktiver Raum zu sein in sich selbst, zu lange schon geschichtslos, um ein wirkliches Abbild der Welt zu liefern ... Er hat sich kleiner gemacht, um eine Umwelt zu haben, die Umwelt, die damals zur Verfügung stand ... Je kleiner der Raum ist, in dem man spricht, je abgeschlossener, umso dringender vielleicht will der Schriftsteller schon vom nächsten Nachbarn verstanden werden, zumindest gehört; er wird seiner Umgebung ähnlich gegen seinen Willen; er wird lokal, nicht weil er Lokales darstellt, sondern weil er es mit der Zeit nicht mehr von aussen sieht. Er geht ein. So sehe ich das Werk von Albin Zollinger als das Vermächtnis eines Opfers ...»⁶ Aufbruch, Rückkehr, Versöhnung mit der Gemeinschaft: die «gescheiterte Flucht» ist ein weitverbreitetes Thema, dem Max Frisch (1911-1991) mit «Stiller» (1954) eine exemplarische Verdichtungsvariante abgewann, die die nachfolgenden Schriftstellergenerationen prägte. Der Roman gehört zu den bedeutendsten der Schweizer Nachkriegsliteratur. Mit dem Eingangssatz «Ich bin nicht Stiller» verweigert der angebliche Herr White seine Identität gleich doppelt: als Individuum (sein «verpasstes» Leben) und als Staatsbürger (die Schweiz), wobei zumindest still vorausgesetzt wird, dass im Normalfall Schweizer und Individuum glücklich miteinander übereinstimmen, identisch sind: wie kann man denn als Schweizer sich weigern Schweizer zu sein!? In der Untersuchungshaft führt Stiller/White ein Tagebuch, in dem er versucht, sich ein anderes Leben, eine andere Geschichte zuzuschreiben, versucht, sich umzubauen. Es ist ein *too late blues*, wiederum verpasst Stiller den richtigen Augenblick: zu spät merkt er, dass er seine Frau liebt: sie stirbt. Aus dem Nachwort des Staatsanwalts geht hervor, dass Stiller (von Beruf Bildhauer) nun Gartenzwerge mache. Das ist wohl ironisch, aber zeigt auch an, dass Stiller sich mit der Schweiz wiederversöhnt hat.

Max Frisch hat hier sein Zentralthema vom «Du sollst dir kein Bildnis machen» ins Grosse gefasst. Der Identitätszwang (der Zwang, dem Bildnis identisch zu sein, das andere von einem haben und einem auferlegen) ist nämlich nichts weniger als ein Verbot, sich zu verändern. (Wie der Mensch im humanistischen Sinne «gemacht» wird mittels Wissenschaft, Technik, Gesellschaftsprozessen und Institutionen: dies versuchte Michel Foucault in seinem Werk aufzuzeigen.) Und Max Frischs kritisches Fazit ist: obschon wir nicht umhin können, uns Bildnisse zu machen, bleibe die Forderung, «dass dieses Bild nicht versteinern dürfe, dass es nicht sakrosankt wird, dass wir – das ist eine sehr hohe Forderung – die Fähigkeit haben müssten, ein Bildnis wieder aufzugeben und eine Situation

oder einen Menschen oder eine Beziehung zu einem Menschen unter Umständen wieder anders zu sehen. Das ganze Thema des Vorurteils – der einzelne und die Gemeinschaft – ist das Thema der Feindbilder». ⁷ Diese Sätze stehen zwar nicht in «Stiller», aber die Grundkritik ist klar: Die Schweiz hat ein versteinertes Bildnis von sich, sie will sich nicht verändern lassen. Frisch hat sich denn auch engagiert, er hat Vorschläge gemacht (damals etwa zum Städtebau) und immer wieder versucht, Feindbilder abzubauen.

Der Feind stand damals links. Die einen Autoren waren auf Bewahrung aus, verteidigten die traditionellen, abendländischen Werte, wobei sie der Schweiz eine Sonderstellung zuschrieben. Sie brachten keine neuen Formen hervor, obschon die klassische Romanform am Aufbrechen war, Totalität nicht mehr möglich. So schrieben Robert Faesi, Kurt Guggenheim, Albert Jakob Welti Bilanzromane, Geschichte als Identifikationsangebot, während etwa Arnold Kübler, Hans Albrecht Moser, Jakob R. Humm innovative Formen suchten und sich auch engagierten. Meinrad Inglin hingegen entsagte nach dem «Schweizerspiegel» der unmittelbaren Kritik und konzentrierte sich auf die «klassische» Ausprägung seiner Texte.

Brüche und sozialkritisches Engagement

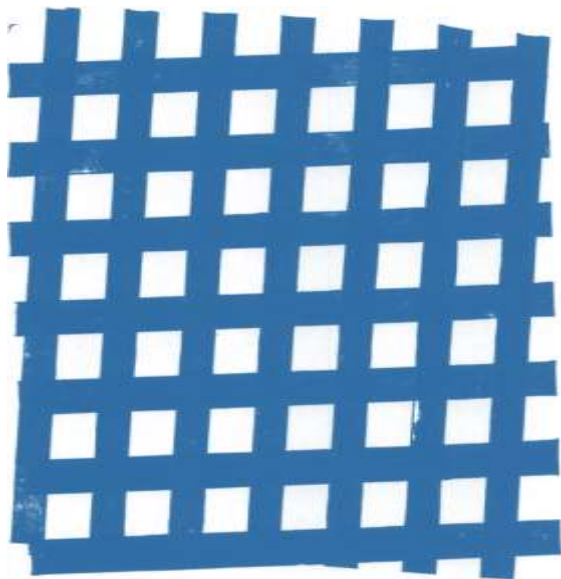
Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt (1921-1990) haben die deutschsprachige Schweizer Nachkriegsliteratur zur Welt hinaus geöffnet mit Theaterstücken, die gesellschaftliche Spannungen am Modell Schweiz aufzeigen. Bei Frisch sind es lehrstüchthafte Parabeln, bei Dürrenmatt ins Grotteske gekippte Tragödien («Eine Geschichte ist dann zu Ende gedacht, wenn sie ihre schlimmstmögliche Wendung genommen hat», heisst es in den Thesen zu den «Physikern»). Trotzdem darf Dürrenmatt als der philosophierende Clown der Schweizer Literatur gelten, der seinen Weltrang mit Kriminalromanen und «Monsterprosa» unterstrich, während Frisch mit seiner autobiografisch aufgeladenen Prosa und seinem politischen Einsatz (Pamphlete, Polemiken) als eine Art kritisches Gewissen über die Landesgrenzen hinaus wirkte. Anfang der sechziger Jahre zeigte sich Kurt Guggenheim gar besorgt um die Haltung gewisser Schriftsteller zum Lande. Frisch und Dürrenmatt antworteten ihm, und 1966 unternahm Kurt Marti eine erste Standortbestimmung der Schweizer Literatur («Die Schweiz und ihre Schriftsteller – die Schriftsteller und ihre Schweiz»), wo er auch eine Gegenposition zu Guggenheim, dem Bewahrer, einnahm. Im gleichen Jahr brach dann der Konflikt offen aus, bekannt geworden als «Zürcher Literaturstreit» und heftig diskutiert auch im Ausland. Am Übergang zu den sechziger Jahren traten auch Autoren hervor, die dem betulichen Konservativismus nichts abgewinnen konnten; vielmehr fühlten sie Aufbruch: so Otto F. Walter, Kurt Marti, Peter Bichsei, Hans Boesch, W.M. Diggelman, Herbert Meier,

W.M. Diggelman, Herbert Meier, Jürg Federspiel, Jörg Steiner, Paul Nizon und wenig später Adolf Muschg, Beat Brechbühl, Walter Vogt.

Der Eklat erfolgte nach der Verleihung des Zürcher Literaturpreises an den Germanisten Emil Staiger. Dieser hatte in seiner Dankesrede die neueren Tendenzen der Literatur pauschal abgewertet, indem er postulierte, die «littérature engagée» sei «nur eine Entartung jenes Willens zur Gemeinschaft», «der die Dichter vergangener Tage beseelte». In den Werken der gesellschaftskritischen Autoren wimmelte es «von Scheusslichkeiten grossen Stils». Schliesslich empfahl er diesen an, sich das Bild des Lebens «nicht von heute herrschenden Zuständen vorgeben zu lassen», sondern «aus der Machtvollkommenheit des Schöpferischen». «Ziehen wir den schlichten und gediegenen Grundriss wieder nach, auf dem das Gebäude jeder grossen Kultur errichtet worden ist.» ⁸ Diese Rede löste eine heftige, öffentlich geführte Kontroverse aus, an der sich zahlreiche Autoren beteiligten. Wenn auch aus verschiedenen Standpunkten, so lehnten sie alle eine normativ gesetzte klassische Ästhetik ab. Paul Nizon bemerkte, dass es die Scheinheiligkeit der bürgerlichen Gesellschaft «mit Vietnam und dem Kalten Krieg und der edlen Fremdarbeitergesinnung und überhaupt viel Hochsinn und gesundem Volksempfinden» sei, welche die literarischen Scheusslichkeiten grossen Stils herausgefordert habe. Und: «Literatur ist Revolte gegen die Scheinheiligkeit und Scheinwirklichkeit dieser Gesellschaft, und zwar aus Echtheits-, Wahrheits- und Wirklichkeitsansprüchen.» Max Frisch nannte Staigers Rede «ein Standgericht», und für Hans Rudolf Hilty war der Wortschatz das Schlimmste («Entartung»).

Nach dem Pogrom gegen Konrad Farner (1956), nach dem Skandal um W.M. Diggelmans Roman «Die Hinterlassenschaft» (1965), der anhand der schweizerischen Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg das Wirken profaschistischer Kräfte mit der Kommunismus-Hysterie in der Nachkriegszeit in Beziehung setzt; nachdem also dieser Roman «mitsamt seinem Autor zum offen umkämpften Politikum» geworden war, brachte es Emil Staiger fertig, dass die bedeutenden deutschsprachigen Schweizer Schriftsteller nicht nur seine braven Auffassungen ablehnten, sondern dass sie sich miteinander in einem sozial-kritischen Engagement zusammenfanden.

Bald sollten sie wieder Gelegenheit haben. Die ausländischen Studentenrevolten von 1968 brachen sich im Zürcher Globus-Krawall Bahn, schon damals ging es um ein Autonomes Jugendzentrum. Auf einmal erschien die Welt veränderbar, ja, '68 war ein Aufbruch mit vervielfältigten Kommunikationsmöglichkeiten, während die Jugendunruhen von 1980 Abbruch werden sollten: der Kommunikation. Die meisten öffentlich engagierten Schriftsteller solidarisierten sich mit den Jugendbewegten (auch wenn sie gewiss nicht pauschal für deren Ideen waren). Da gab es weiter den Bührlé-Skandal, Cinceras Lin-



ken-Überwachung und noch einen Eklat: Der Präsident des Schweizerischen Schriftsteller-Verbandes (SSV), Maurice Zermatten, hatte an einer Broschüre über Zivilverteidigung mitgearbeitet, die vom kalten Kriegsgeist geprägt war. Aus Protest verliessen Frisch und Dürrenmatt 1970 mit zehn inzwischen namhaft gewordenen Autoren den SSV.⁹ Die alternative Gruppe Olten wurde gegründet (u.a. von Werner Schmidli, Kurt Marti, Hans Mühlethaler). Max Frisch trat ihr bei und war der geistige Vater. In den Statuten wurde die Haltung eines sozialkritischen Engagements festgeschrieben mit dem Ziel der Errichtung eines demokratischen Sozialismus.

Das war nun der Bruch mit der Haltung der dreissiger und vierziger Jahre, vor allem aber die Beerdigung des Réduit-Denkens und dessen Heiligenscheins: der Geistigen Landesverteidigung. Ja endlich, nach dem Vorlauf in den sechziger Jahren, nach der Proklamation vom «Tod der Literatur», erfolgte eine befreiende Öffnung. Neue Literaturzeitschriften und Verlage wurden gegründet, der helvetische Realismus blühte auf. Sozialkritisch. So wie Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt es vorgemacht hatten. Neben der schweizerischen gab es immer auch eine globale (oder gar kosmische) Variante oder Entsprechung, neben der privaten immer auch eine gesellschaftliche. Die Figuren waren in die Gesellschaftsprozesse eingebunden, ja direkt von diesen abhängig. Die Schweiz erwies sich als fruchtbares Projektionsfeld für verschiedenste Themen. Und auch wo sie nur den lokalen Hintergrund abgibt, also nicht direkt die Ideologie angegriffen wird, ist der Literatur der siebziger Jahre wohl eigen, dass die Schweiz und die schweizerischen Lebensverhältnisse in verschiedensten Varianten der Kritik ausgesetzt werden.

Dafür stehen die Werke von Hermann Burger, Christoph Geiser, Reto Häny, Erica Pedretti, Adolf Muschg, Margit Baur, Hanna Johansen, W.M. Diggelmann, Gerold Späth, Urs Widmer, Franz Hohler, E.Y. Meyer, Franz Boni, Gertrud Leutenegger, aber auch die von Niklaus Meienberg, dem verbissensten Kritiker der Schweiz (nebst Dieter Roth und dem Soziologen Jean Ziegler).

Autoren auf Abnabelung

Die achtziger Jahre dagegen (Tschernobyl- und Sandoz-Katastrophe mit abschliessendem Fall der Mauer) sind von *Ver sprengungen* geprägt, von der Atomisierung der Gesellschaft zu gefälschten Individualisten. Reaktion: Verweigerung. Für die jüngste Generation von Erzählern, u.a. Hansjörg Schertenleib, Matthias Zschokke, Martin R. Dean, ist die Schweiz kaum ein Thema mehr, es wird eher ironisch auf Distanz gehalten.

Hans Wysling schlägt vier Formen der Verweigerung vor, die in der Literatur der achtziger Jahre vorkommen:¹⁰ *Protest* (mit Max Frisch als Vaterfigur für die nachfolgenden Schriftstellergenerationen), *Evasion* (Flucht in Traumwelten), *Apathie* (Angst, in den achtziger Jahren aufkommend und *utopische*

Restitution (Erneuerung). Letzteres kommt etwa in den archaischen Wutträumen der Gertrud Leutenegger («Das verlorene Monument», 1979) vor, in den Ausgleichs-Entwürfen von Natur und Technik bei E.Y. Meyer («Die Rückfahrt», 1977) oder in der Figur des sich selbst genügenden Naturburschen bei Gerold Späth («Unschlecht», 1970).

Apathie: Angst, manchmal bis zur völligen Lähmung, hat Franz Boni, der das Leben eines Stummen führte, in «Ein Wanderer im Alpenregen» (1979) beschrieben. Renato P. Arlati schreibt mit seinen Prosastücken gegen den völligen Kommunikationsabbruch an. Angst und zumindest Kommunikationsstörungen sind Zeitphänomene, die überall auszumachen sind. Dieter Bachmann («Rab», 1985) und Hermann Burger machen aus dem Schreiben über die tödliche Lähmung eine Virtuosität. Burger («Schiiten», 1976; «Die künstliche Mutter», 1982) konnte sich wohl nur noch mit dieser Schreibakrobatik über der Depression und der Todesangst halten, deren Grundfigur der Salto mortale ist.

Zur Evasion: Ludwig Hohl (1904-1980) flüchtete sich nicht in Traumwelten, sondern in einen Genfer Keller, wo er unter grössten Schwierigkeiten seinem Nachdenken über Künstler, Literatur, Arbeit und Gesellschaft in gestanzten Aphorismen Ausdruck gab (eine selten verwendete Form in der Schweizer Literatur, auch kaum geeignet, ein grösseres Publikum zu erreichen). Doch der Aussenseiter, ein Negativ-Evadiertes, verfasste, nebst äusserst Kritischem über die Gesellschaft, auch so etwas wie *die* Schweizer Erzählung: «Bergfahrt» (1926 begonnen, 1975 erschienen), in der zwei junge Männer, der eine entschlossen, der andere zögernd, einen Berg ersteigen und dabei den ihrer Lebenshaltung entsprechenden Tod finden.

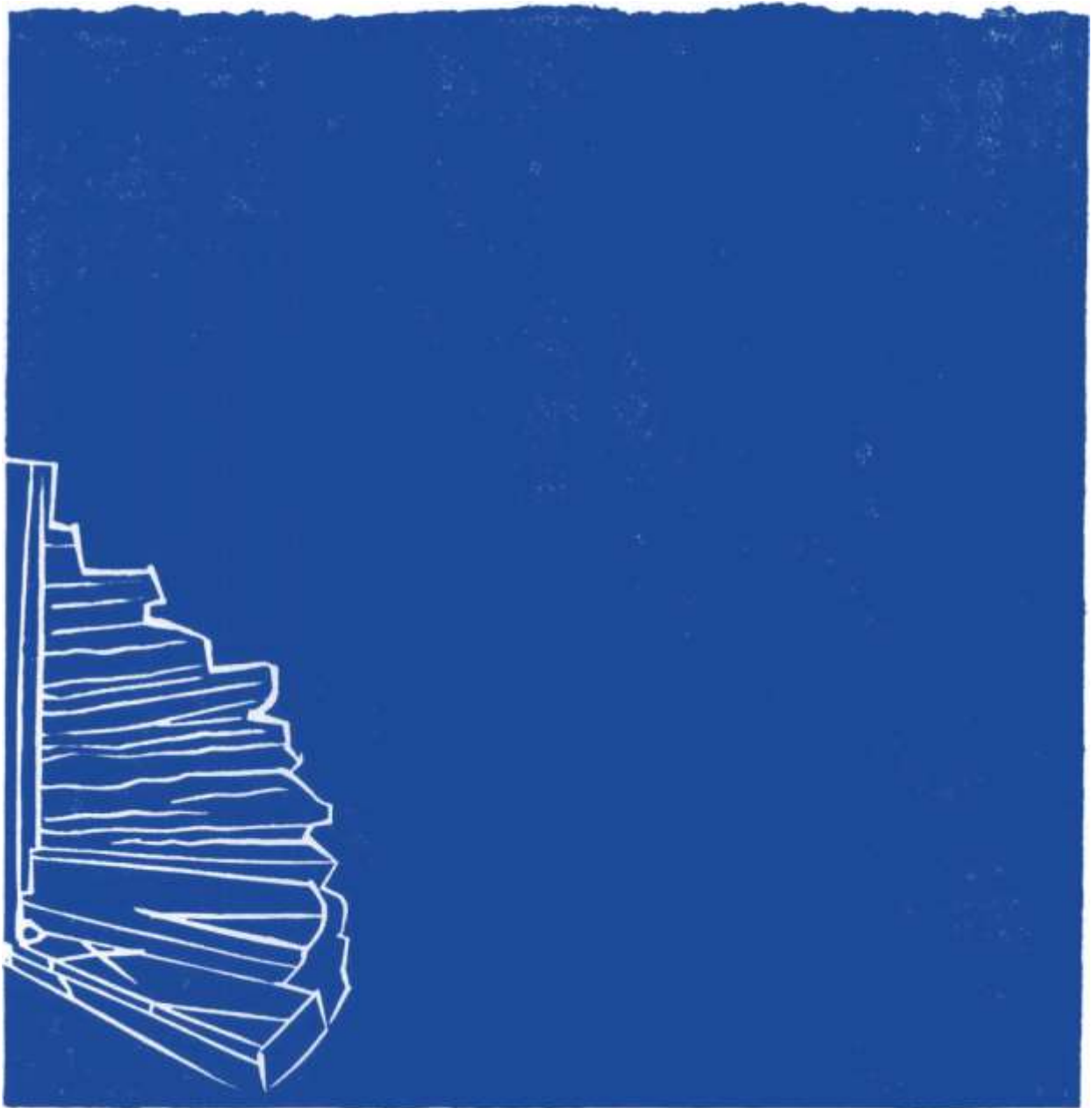
Auf unmittelbaren Erfolg verzichtete auch Adrien Turel (1890-1957). Seine autobiografischen Schriften («Bilanz eines erfolglosen Lebens», 1956; «Bilanz II», 1959; «Ecce Superhomo», 1960 und 1963) zählt Hugo Loetscher zum Besten, was in den vierziger und fünfziger Jahren in der Schweizer Literatur geschrieben worden sei. Man finde darin eine «totale Öffnung nach Aussen».

Robert Walser (1878-1956) ist nicht nur ein Aussenseiter, ein Sonderfall, sondern *der* Ernstfall in der Schweizer Literatur. Ein Antipode zu Rimbaud, von der Evasion in die Apathie gefallen. Verstummt mangels Anerkennung, zum Verstummen gebracht, verbrachte er die letzten dreiundzwanzig Jahre seines Lebens in einer Heilanstalt, an- und eingepasst – ein Opfer. Gewiss, als Erscheinung ein komischer Kauz, ein ewiger Jüngling, Träumer, ein Commis, meist unterwürfig, dann wieder hochfahrend, scheu: Vagabund, Randexistenz, Clochard. Seine Zuflucht: die Sprache, in die er verliebt war, mit der er tanzte, Wortperlen feilbot, die Benjamin, Musil, Kafka hochschätzten, nicht aber das Publikum. Vor dem Misserfolg flieht er in die Weltstadt Berlin (1806/13) zum Bruder, wo er drei

Romane verfasst («Geschwister Tanner», 1907; «Der Gehülfe», 1908; «Jakob von Gunten», 1909). Nach der Rückkehr in die Schweiz versucht er sich im «Prosastückligeschäft», mit dem es dann bald aus ist. Im Rückblick sagt er 1944 zu Carl Seelig: «Dieses Subjektive hat die Leser der «Geschwister Tannen verärgert. Nach ihrer Ansicht darf sich der Schriftsteller nicht im Subjektiven verlieren. Sie empfinden es als Anmassung, das eigene Ich so wichtig zu nehmen. Wie falsch handelt also der Dichter, wenn er annimmt, die Mitwelt interessiere sich für seine Privatangelegenheiten. Schon mein literarisches Début musste den Eindruck erwecken, als mopse ich mich über die guten Bürger, als nehme ich sie nicht für ganz vollwertig. Das haben sie mir nie vergessen. Darum blieb ich für sie immer eine dicke Null, ein Galgenstrick. Ich hätte ein wenig Liebe und Trauer, ein wenig Ernst und Beifall in meine Bücher mischen sollen – auch ein wenig Edelromantik, wie es Hermann Hesse in «Peter Camenzind» im «Knulp» getan hat ...»¹¹ Albin Zollinger meinte: «Das Verschlagene, spitzzünftig Humorige seiner Liebenswürdigekeit ist eine in ihrem Wesen schweizerische Rache für Lebensbehinderung aus der Versponnenheit des träumenden Hirtenjungen.»¹² Walser, einer der bedeutendsten Schweizer Dichter des Jahrhunderts, wurde erst in den sechziger Jahren wiederentdeckt, aber seither übt er auf manche Autoren einen, nein: nicht nur Einfluss, sondern eher einen sie befreienden Zauber aus, ohne Themen, nur mit Sprache auszukommen (so etwa auf Paul Nizon).

Die Evasion mittels Drogen, Zusammenbrüchen und auch sonstigen Fluchtreisen beschreibt Walter Vogt in seinem tagebuchähnlichen Roman «Altern» (1981) als Lebensrückblick. Die Trips führen jedoch nicht ins Paradies, sondern in die Hölle, von der aus die geflohene Welt ihrerseits zur Hölle wird, der man nicht entkommt. So reisen sie häufig, sind stets unterwegs, nicht nur die Schweizer, sondern auch ihre Schriftsteller (Vorbild wiederum Max Frisch, der Weltreisende). Jürg Federspiel hat schon lange ein Spielbein in den USA, Hugo Loetscher in Lateinamerika. Und Peter von Matt stellt Ende der achtziger Jahre fest, dass die Autoren nicht in der Spannung zwischen Provinz und einem nationalen Zentrum stehen (das es in der Schweiz gar nicht gibt), «sondern in der Spannung zwischen ihrem Ort in der Schweiz und den Weltmetropolen».¹³ Für Heimatromane ist Silvio Blatter zuständig (Freiamt).

Gibt es kein Entkommen? Wenn nun Professor Wysling kundtut, dass auch Paul Nizon in den Grossstädten seinen Frieden nicht gefunden habe, so darf ich hierzu bemerken, dass es keineswegs das Ziel eines Künstlers ist, «seinen Frieden zu finden». Dann kann man gleich Staatsbeamter werden, auf die sichere Rente warten – und seinen Frieden wird man im Tod schon finden. Der Künstler aber ist der *Stuntman* der Gesellschaft, Vertreter für gefährliche Erfahrungen, die so dem



Bürger erspart bleiben, ein geistiger Hochleistungssportler des sinnlichen Ausdrucks von Erfahrungen. Gerade Paul Nizon hat sich von Anfang an mit der Sprache abgesetzt nach Rom («Canto», 1963), um dort Leben zu suchen, ja er hat es immer ausserhalb der Schweiz, in den Grossstädten gesucht, in Barcelona («Untertauchen», 1972) und schliesslich in Paris («Das Jahr der Liebe», 1977; «Im Bauch des Wals», 1989), wo er seit 1977 lebt. Trotz seiner Schweiz-Kritik als Publizist und in «Im Hause enden die Geschichten» (1971) ist er nie auf das Thema Schweiz abonniert gewesen; es bricht sich lediglich in seinen doch autobiografischen Werken. Insofern nimmt er eine Sonderstellung ein.

Zu denen, die kaum oder nur eher bedingt das Thema Schweiz anroden, gehören etwa die «Sprach-Starter» Felix Philipp Ingold, Jürg Laederach oder auch Renato P. Arlati; sowie Frauen mit einer eh anderen Blickweise wie Maja Beutler, Margrit Baur, Helen Meier. Ein Vexierspiel zwischen Leben und Schreiben führt Philipp Rotmann in seiner Romantrilogie «Pascals Einsatz» (1988/90) vor: Schreiben als Pascalsche Wette, um die geliebte Frau wiederzugewinnen. Zumindest der Ich-Erzähler gewinnt sie wieder, denn in Viareggio finden sie erneut zueinander, und darauf war der dritte Band angelegt – als Lebenseinsatz.

Wohl die klassischste Abnabelungskarriere hat Christoph Geiser durchgemacht. Angefangen in einer tiefschweizerischen Verstrickung, rechnete er in «Grünsee» (1978) und «Brachland» (1980) mit der Familie ab (Kommunikationslosigkeit und Pathologie), wurde politisch aktiv, ging ins Gefängnis wegen Militärdienstverweigerung, machte dann eine «Wüstenfahrt» (1984) in den USA durch, mit der er sich von der schweizerischen Landschaft verabschiedete und aus einer Beziehung löste – bis er sich mit dem Caravaggio-Buch «Das geheime Fieber» (1987) von der Schweiz endlich losreissen konnte und in «Das Gefängnis der Wünsche» (1992) gewagt Sade gegen Goethe setzt.

Von diesen wenigen Ausnahmen abgesehen möchte ich für die Schweizer Literatur die folgenden Thesen setzen:

Literatur als Realität

1. Die deutschsprachige Schweizer Literatur gibt ein *Gegenbild* zum offiziellen Wunschbild. Sie hat in der Nachkriegszeit den Mythos der Geistigen Landesverteidigung aufgeweicht, indem sie die offizielle und idealisierende Geschichtsschreibung korrigierte, indem sie mit sozialkritischem Engagement das Zeitgeschehen mitprägte. Sie hat massgeblich dazu beigetragen, dass die Schweiz nicht versteinert oder veralpt.
2. Die Schweizer Schriftsteller kommen von der Schweiz nicht los, aber auch nicht an. So kommen sie immer wieder zurück.

3. Die deutschsprachige Schweizer Literatur ist eine *Einthemeliteratur*, ihr Thema ist die Schweiz, auseinandergesetzt in allen Facetten.

4. Die Schweiz ist ein Sonderfall (vier Landessprachen, die Diglossie zwischen verschiedenen Mundarten und einheitlicher Schriftsprache in der Deutschschweiz, die Neutralität mit Milizsystem, der Röstigraben); die deutschsprachige Schweizer Literatur ist kein Sonderfall, oder sie teilt diese Stellung mit der DDR: auch dort rieb sich die Literatur am vorgegaukelten Image. Die DDR verstand sich als das bessere Deutschland.

5. Die Schweizer Literatur ist die *Wirklichkeit*; die Schweiz ist eine *Fiktion*.

Anmerkungen

- 1
Zit. nach Hännny, Reto: Zürich Anfang September. Frankfurt a.M. 1981: (im Anhang).
- 2
Besagter Text findet sich in Hännny 1981 (s. Anm. 1).
- 3
Nizon, Paul und Laurent Wolf. Paris Gare de Lyon – Bern – La Chaux-de-Fonds. Ein Briefwechsel/Correspondances. In: Die Schweiz von aussen gesehen. Hg. von Alice Vollenweider, Zürich 1991: 154.
- 4
Ermatinger, Emil: Dichtung und Geistesleben der deutschen Schweiz. München 1953: 753.
- 5
Salis, Jean-Rodolphe von: Grenzüberschreitungen. Ein Lebensbericht. 2. Teil: 1939-1978. Zürich 1978: 10f.
- 6
Nizon, Paul: Diskurs in der Enge. Verweigerers Steckbrief, Frankfurt a.M. 1990: 218.
- 7
Rheinischer Merkur 2.10.81.
- 8
Staiger, Emil: Literatur und Öffentlichkeit. In: Der Zürcher Literaturstreit. Bericht. München, Wien 1968: 16, 24.
- 9
Geschichte der deutschsprachigen Schweizer Literatur im 20. Jahrhundert. Von einem Redaktorenkollektiv unter der Leitung von Klaus Petzold. Berlin 1991: 167 (nach mündlicher Überlieferung sollen 22 Autoren ausgetreten sein).
- 10
Wysling, Hans: Verschiedene Aspekte der Verweigerung – Versuch einer Kategorisierung. In.: Aspekte der Verweigerung in der neueren Literatur aus der Schweiz. Sigriswiler Kolloquium der Schweizerischen Akademie der Geisteswissenschaften. Hg. von Peter Grotzer. Zürich 1988.
- 11
Nizon, Paul: Robert Walsers Poetenleben. In: Über den Tag und durch die Jahre. Essays, Nachrichten, Depeschen. Frankfurt a.M. 1991: 172f.
- 12
Zollinger, Albin: Gesammelte Werke. Bd. 1. Zürich 1961: 444.
- 13
von Matt, Peter: Kulturerfahrung und Kulturbewahrung. Ermittlungen über ein Spannungsfeld. In: Schweizer Monatshefte 69 (1989): 151.

Aussenseiter, Oppositionelle und Querulanten im Schweizer Film

Felix Aepli

Wohl bezeichnend: Die Geschichte des Schweizer Films kennt keinen einzigen richtigen Gangster. Kein gutes Klima also für Aussenseiter, um filmisch ins Bild zu gelangen oder gar von einer Randposition aus Sympathien des Publikums zu gewinnen. In der Epoche der Geistigen Landesverteidigung setzte sich thematisch der nationale Schulterschluss durch, und davon kam die einheimische Filmproduktion bis zum Ende des alten Schweizer Films Mitte der sechziger Jahre nicht mehr los. Danach, im Zeichen des Aufbruchs von 1968, bekamen Oppositionelle durchaus ihre Chance für einen Filmauftritt. Im folgenden Jahrzehnt wurde das Dokumentarfilmschaffen sogar als Ganzes oppositionell. Doch in der jüngsten Vergangenheit feierte die Schrulligkeit, mit der Aussenseiter in den fünfziger Jahren gezeichnet worden waren, ein bedenkliches Comeback.

Falschmünzer oder Richtigmünzer?

Nicht alle alten Schweizer Filme waren auf vorzeitige Versöhnung angelegt. Dies gilt namentlich für die Versuchsphase der dreissiger Jahre, als man auf Produzentenseite noch nicht genau wusste, welche Stoffe überhaupt ein Publikum in der Schweiz ansprechen würden. *Farinet* müsste man heute als Autorenkino bezeichnen: Max Häufli und Charles Vaucher scheuten als Produzenten, Regisseure, Drehbuchautoren und Schauspieler keinen Aufwand, als sie 1938 Ramuz' Roman über den berühmten Falschmünzer Farinet mit seiner geheimen Goldmine verfilmen wollten. Sie erzählten die Geschichte ohne Rücksicht auf Kinokonventionen konsequent aus der Optik des Falschmünzers. Farinet wurde dadurch «der einzige gefeierte unintegrierbare Querulant des Schweizer Films»:¹ Hoch oben in den Bergen macht er sich über die uniformierten Beamten lustig, die mit ihren Gichtknochen vergeblich die Verfolgung aufnehmen. Und Farinets Sympathisanten im Dorf geben zu bedenken, dass er eigentlich kein Falsch-, sondern ein Richtigmünzer sei: Seine Währung sei echt, während doch der Staat willkürlich Ziffern auf Münzen präge...

Als *Farinet* 1939 in die Kinos kam, wollte die Bevölkerung indes keinen anarchistischen Freiheitshelden sehen. Bereits im Vorjahr hatte *Füsilier Wipf* (Hermann Haller, Leopold Lindtberg) der einheimischen Produktion inhaltlich den Weg gewiesen: Jeder dritte kinomündige Schweizer sah die Geschichte vom Coiffeurgesellen, der sich im Aktivdienst 1914/18 vom Milchbüebli zum Mann wandelt und dabei in einem Mädchen





*Jean-Louis Barrault (links) als Farinet im gleichnamigen Film von Max Häuffer und Charles Vaucher, 1938
(Foto: Katholischer Mediendienst)*



Max Häufli in «Steibruch»
von Sigfrid Steiner, 1942
(Foto: Cinémathèque Suisse)

vom Land, das er gegen das «Stättüpfli» Rosa tauscht, erst noch die richtige Liebe findet. Allfällige Unstimmigkeiten unter den Kameraden werden in diesem Film vorzugsweise durch Gesang mit Handorgelbegleitung behoben. Den aufkommenden Grenzkoller bändigt in einer längeren Rede der sprach- und ausdrucksgewaltige Schauspieler Heinrich Gretler, der mit diesem Auftritt zum Hauptsprecher des Kinos im Dienst der Geistigen Landesverteidigung avancierte. Wenig später, in *Gilberte de Courgenay* (Franz Schnyder, 1941), redet Gretler als Götti Odermatt dem dienstmüden Kanonier Hasler ins Gewissen, und als Landammann Stauffacher schliesslich führt er im gleichnamigen Film (Leopold Lindtberg, 1941) die völlig auf sich allein gestellten Schwyzer unverzagt in die Schlacht gegen die Habsburger, obschon er selber kurz zuvor den eigenen Sohn verloren hat.

Landesverteidigung I und II

Diese Rollen prägten Gretlers Ruhm als Schauspieler in der Schweiz für Jahrzehnte. Bezeichnenderweise ist ein anderer Filmauftritt Gretlers aus dieser Zeit praktisch unbekannt geblieben. Als Arnold Murer spielt er in *Steibruch* (Sigfrid Steiner, 1942) einen knorrigen Aussenseiter: Mit einem Texanerhut bekleidet, kehrt Murer aus den USA zurück, wo er zwölf Jahre unschuldig im Gefängnis gesessen hat. Oberhalb des Heimatdorfes lässt er sich im verlassenen elterlichen Steinbruch nieder und will fortan mit niemandem mehr etwas zu tun haben. Einzig der Dorfidiot Näppi (gespielt von Max Häufli) darf sich in seiner Nähe aufhalten. Er ist, so erfahren wir allmählich, Murers uneheliches Kind. Murer, dessen Aussenseitertum bereits in der Kleidung mit Dächlikappe und unhelvetischem Overall zum Ausdruck kommt, ist für einmal nicht der Typ mit der harten Schale, «der sich bei günstiger Gelegenheit den Luxus des weichen Kerns leisten wird».² Im Gegenteil: Gegen die zudringlichen Honoratioren des Dorfes setzt sich der trotzigste Steinbruchbesitzer entschlossen zur Wehr. Näppi reicht ihm zu seiner Verteidigung einen Karabiner – eine für den alten Schweizer Film geradezu skandalöse Szene.

Das heikle Thema der Dienstverweigerung griff 1943 *Wilder Urlaub* auf. Dabei gaben sich Regisseur Franz Schnyder und Drehbuchautor Richard Schweizer vordergründig geradezu klassenkämpferisch: Mitrailleur Hermelinger schlägt in einem Streit seinen Vorgesetzten Wachtmeister Epper nieder und flieht hernach von seiner Einheit nach Zürich, von wo aus er sich nach Frankreich absetzen will. Eine Reihe von Rückblenden zeigt die Vorgeschichte des Konflikts: Hermelinger als Bub, barfuss in einer Schulbank sitzend, lässt seinen Nachbarn Epper abschreiben, so dass dieser die Aufnahmeprüfung in die höhere Schule schafft, die ihm selber aus finanziellen Gründen verschlossen bleibt; Hermelinger liegt mit ölverschmierten Händen unter einem Auto an der Arbeit, während Epper auf einem teuren Motorrad vorfährt; Hermelinger er-

blickt durch einen Zaun seinen ehemaligen Schulkameraden, der mit einer Dame Tennis spielt. Doch nach drei Vierteln des Films ändert sich die Argumentation unvermittelt: Von einem Offizier in Zivil, der selber als Student versagt hat, jetzt aber dabei ist, gegenüber seinem Einheitskommandanten und seinen Eltern reinen Tisch zu machen,³ lässt sich Hermelinger ermahnen: Keiner sei «bei uns» allein, wir hätten nur eine kleine Armee, und deshalb komme es auf jeden Einzelnen an. Folgerichtig setzt sich der vermeintliche Deserteur zum Filmschluss nicht nach Marseille ab, sondern kehrt reumütig zu seinen Kameraden in Bergdietikon zurück, wo übrigens Wachtmeister Epper entgegen unserer Annahme doch nicht tödlich verletzt ist und sogar seine Mitschuld am Vorfall eingesteht.

Sozialexotik im Bahnschuppen

Dass der Kalte Krieg nicht den Nährboden abgab, auf dem Oppositionelle sich filmisch hätten durchsetzen können, bedarf wohl keiner langen Ausführungen. Alfred Rasser war bereits ein gebranntes Kind, als er 1960 seinen Bühnenhit *H.D.-Soldat Lämppli* verfilmte: Wegen einer Chinareise war er 1954 unter schweren Beschuss von bürgerlicher Seite geraten,⁴ und als nach dem Ungarnaufstand vom Oktober 1956 die stramm antikommunistische Grundhaltung in der Schweiz in offene Hysterie umschlug, durfte selbst das harmlose Kurzfilmchen *Lämppli am Zoll* (1954) vorübergehend nicht mehr gespielt werden. Rassers abendfüllende «H.D.»-Schwejkade von 1960 hielt sich daher bezüglich Militärkritik zurück. Eher Öl als Sand im Getriebe, geisselte der Film nicht die hierarchischen Strukturen, sondern parodierte aus der Sicht des übereifrigen Tolpatsches bestimmte Auswüchse eines allzu stur gehandhabten Militärbetriebs.

Niemand verkörpert die grimmig-sture Stimmung der fünfziger Jahre präziser als Schaggi Streuli. Als Autor und Hauptdarsteller von *Polizist Wäckerli* (Kurt Früh, 1955) führte er jenen Gesetzeshüter in die Schweizer Geistesgeschichte ein, vor dessen Auge zunächst einmal jeder als verdächtig gilt: der Geselle Bader aus der Milchhütte wegen seiner Abstammung – er ist ein Unehelicher; der Schlaumeier Töbeli, weil er gerne eins über den Durst trinkt und ununterbrochen schwadroniert (Originalton Wäckerli: «Höred emaal uuf lüüge, meined Ehr eigentli, eusereins sig en Toorebueb?»); ja selbst des Ordnungshüters eigener Sohn bleibt nicht verschont («Löss Ruedi, das isch Löölizüüg»), Die Unglücksrabben, die der vorurteilsbehaftete Polizistenblick trifft, bekommen nicht einmal die Chance, ihre Unschuld zu beweisen: «So, saisch nüüt, ja nu, besser als aalüüge.»

In andern Filmen Kurt Frühs, die ohne die Mitarbeit Streulis entstanden, lag das Herz näher bei den Randgruppen. In *Hinter den sieben Gleisen* (1959) bestreiten drei Clochards sogar die Haupthandlung; unglücklicherweise entgehen sie aber der Klischierung genauso



oben:
«H.D.-Soldat Lämppli» von und mit Alfred Hasser, 1960

(Foto: Katholischer Mediendienst)

unten:

Max Häufli, Zarli Carigiet und Ruedi Walter in
«Hinter den sieben Gleisen» von Kurt Früh, 1959

(Foto: Cinémathèque Suisse)

Szene aus «Charles mort ou vif»
von Alain Tanner, 1969
(Foto: Cinémathèque Suisse)



wenig wie die wenigen Ausländer, die sozusagen als Beigabe zur einheimischen Gesellschaftsflora ins Bild geraten: Cerveletbratend hausen die Drei, die ab und zu einem italienischen Marronibrater ein paar Bananen klauen, in einem verlassenen SBB-Schuppen, in dem ausgerechnet noch ein deutsches Dienstmädchen ein Kind zur Welt bringt. – Mit derartig realitätsfernen Geschichten schaufelte sich der alte Schweizer Film in der ersten Hälfte der sechziger Jahre selbst das Grab.

Der Aufbruch von 1968

Der neue Schweizer Film, dessen Anfänge auf das Jahr 1964 zu datieren sind, als an der EXPO in Lausanne fünf Kurzfilme unter dem bezeichnenden Titel *La Suisse s'interroge* (Henri Brandt) zu sehen waren, ging von völlig andern Voraussetzungen aus als der alte. Personell von einer andern Generation getragen, suchte er sein Glück fürs erste nicht auf der Kinoleinwand, sondern fühlte sich in Gemeindegäulen oder Mehrzweckgebäuden genauso geborgen. Demzufolge war er auch nicht darauf angewiesen, den kleinsten gemeinschaftlichen Nenner zwischen Kinobesitzern, Verleihern und Publikums geschmack anzustreben.

Die zahlreichen kleinen, häufig experimentellen Filme, die ab 1964 in der Schweiz entstanden, sind fast ausnahmslos Vorläufer des Aufbruchs von 1968: In *Chicorée* (Fred M. Murer, 1966), dem Porträt des Untergrundpoeten Urban Gwerder, werden farbige Happenings gegen den schwarzweissen Alltag gesetzt. Um Selbstverwirklichung und Freiheit geht es auch in *Happy Birthday* (Markus Imhoof, 1967): Ein jugendlicher schleicht aus der sterilen Feier davon, die um seinen 18. Geburtstag herum veranstaltet wird, entwendet das Auto seines Vaters und baut prompt einen Unfall, so dass die engstirnigen Ansichten seiner Verwandten nun mit doppelter Wucht auf ihn zurückfallen.

Ausbruch und Aufbruch waren auch Themen der ersten abendfüllenden Spielfilme des neuen Schweizer Films aus der Romandie: *Charles mort ou vif* (Alain Tanner, 1969), einer der intelligentesten hierzulande gedrehten Filme, porträtiert einen fünfzigjährigen Fabrikanten namens Charles Dé, der noch während den Festlichkeiten zu seinem runden Geburtstag Betrieb und Familie verlässt. Nachdem er seine Brille abgelegt hat, darf sein wahres Gesicht zum Vorschein kommen, und nun beginnt er erst, klar zu sehen. Auf dem Land findet er Unterschlupf bei einem Konkubinatspaar, das von Gelegenheitsarbeiten lebt. Seine Tochter versorgt ihn heimlich mit aufklärerischer Lektüre. Sein Sohn hingegen lässt ihn von der Polizei überwachen und setzt seine Internierung als Verrückten durch. Charles Dé behält indes das letzte Wort: «Wer zuletzt lacht, lacht am besten.»

In einem weiteren Film von Alain Tanner, *La salamandre* (1971), geht es um eine jugendliche Aussteigerin: Zwei Journalisten sollen erkunden, ob das Mädchen Rosemonde wirk-

lich mit dem Karabiner auf ihren Onkel geschossen hat. Doch die kriminalistische Recherche gerät zusehends in den Hintergrund: Die männlichen Schreiberlinge erkennen, dass ihre Papiergeschichten nicht alles sind, und Rosemonde – der Salamander, der durch Feuer geht, ohne Schaden zu nehmen – lernt, Freunde und Feinde genauer zu orten. Sie widersetzt sich ungerechten Schikanen, lässt aus Protest die Wurstmaschine überquellen, an der sie tagelang steht, und quittiert zum Schluss den Job im Latschenladen, wo ihr der Juniorchef dauernd nachstellt.

Die Änderung der Verhältnisse

Mehr noch als den Spielfilm prägten Aussenseiter den neuen Schweizer Dokumentarfilm. Nach 1968 wurden die patriotisch-demokratischen Losungen der Heimat an Randgruppen überprüft. Bemerkenswert war, dass diese engagierten Filme keineswegs in belehrendem Ton daherkamen. Vielmehr erteilten sie den Betroffenen selbst das Wort, was nicht allein für Authentizität bürgte: Indem die Benachteiligten selbst die Gründe für die gesellschaftliche Zurücksetzung beim Namen nannten, wirkten sie bereits auf eine Veränderung eben dieser Verhältnisse hin.

Schon 1964 hatte sich Alexander J. Seiler in *Siamo italiani* der mächtigsten Ausländerinnengruppe in der Schweiz zugewandt und deren meist verborgenen Alltag sichtbar gemacht. Das Schweizer Publikum sah sich unversehens mit den eigenen Vorurteilen konfrontiert, wenn Einheimische im Film «den» Italienern gleichzeitig vorhalten, samstags «den ganzen Migros leerzukaufen», aber auch «alles Geld nach Hause zu schicken». – Um eine alte Dame, die in ein Heim abgeschoben werden soll, geht es in *Angele* (Yves Yersin, 1968): Eine verwitwete Lausanner Bürgerin verarmt in Paris und wird in ihre Heimatgemeinde abgeschoben, wo man für sie «in der Ruhe der Landschaft» ein Heim sucht. Anhand von Angèles unerträglichen Erfahrungen beim Eintritt ins Altenasyl werden Entmündigung, Entprivatisierung und Anonymität des Heimalltags erlebbar gemacht.

Mit Invaliden zusammen gestalteten Urs und Marlies Graf *Behinderte Liebe* (1975). Der Film macht deutlich, was es heisst, dauernd auf die Hilfe anderer angewiesen zu sein, auf Zugfahrten stets im ungeheizten Gepäckwagen zu reisen, kaum je als Menschen, sondern immer zuerst als Behinderte angesprochen zu werden. Unvergessen bleibt die Bemerkung, Invalide versuchten das ganze Leben lang, jene Unauffälligkeit zu erreichen, welcher die «Normalen» zeitlebens zu entfliehen hoffen. Integration, Solidarität und Liebe stehen als Alternative: «In einer Epoche, in der die ‚Gesunden‘ nicht mehr wagen, das Ganze zu fordern, tun es diese Behinderten noch mit ganzer Seele und machen so auf die seelische Behinderung des Zuschauers aufmerksam.»⁵

Als Bürger zweiter Klasse fühlten (und fühlen) sich auch die Bergbauern, mochten sie an nationalen Feiertagen noch so sehr als Vorzeigepatrioten gefeiert werden. Fredi M. Murers *Wir Bergler in den Bergen sind eigentlich nicht schuld, dass wir da sind* (1974) macht sich die Sichtweise der Urner Bergbevölkerung zu eigen und beschwört dabei einen vor Zeiten gültigen Lebenszusammenhang – den «Ring» – und dessen Gefährdung, Abbau und Verschwinden in der Gegenwart.⁶

Die letzten Heimposamentier (Yves Yersin, Eduard Winiger, 1974), wohl der vielschichtigste ethnographische Film über die Schweiz, porträtiert die aussterbende Seidenbandweberei im Baselbiet vor dem Hintergrund einer hundertfünfzigjährigen Entwicklung. Wiederum sind es die Betroffenen selbst, die ein Bild von verinnerlichter Herren- und Knechtmentalität vermitteln, gleichzeitig aber auch den unwiederbringlichen Verlust ahnen lassen, der mit dem Untergang dieser Produktionsstruktur verbunden ist.

Mit *Die Erschiessung des Landesverrätters Ernst S.* (Richard Dindo, Niklaus Meienberg, 1976) wandte sich der neue Schweizer Dokumentarfilm den Mythen der Vergangenheit zu. Angehörige und Bekannte von Ernst S., der 1942 als erster von dreizehn Landesverrättern zum Tode verurteilt und hingerichtet worden war, erinnern sich. Eindrücklich wird der Nachweis erbracht, dass man während des Zweiten Weltkriegs die kleinen Verräter hängte. Die Verantwortlichen hatten, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, die Mitarbeit am Film verweigert, holten dann aber, nach der Fertigstellung, zum grossen Schlag aus. Als nämlich die Autoren für ihre einfühlsame Recherche eine Bundesprämie erhalten sollten, wurde Dindo und Meienberg entgegengehalten, ihr Werk sei unwissenschaftlich und unausgewogen, dies ausgerechnet von jenen Kreisen, die die Arbeit am Film teilweise sabotiert und in fast allen Fällen den fertiggestellten Film nie gesehen hatten.

Restauration und Eurofilm

Es war eine der Stärken der Bewegung von 1980/81, dass sie sich nie selbst erklärte und sich nirgendwo anbieterte. *Züri brännt* (Videoladen, 1980), die Video-Chronik des heissen Sommers von 1980, widerspiegelt dieses Selbstverständnis: Ein aggressiver, rücksichtsloser Kommentar puscht die häufig unscharfen und wenig kontrastreichen Bilder des Bandes, geht auch nachträglich nicht auf Distanz und macht den Film so zur extremsten Selbstdarstellung einer Oppositionsbewegung in der Schweiz.

Doch *Züri brännt* blieb ohne Folgen, in der Politik wie im Film. Gesamthaft gesehen ist dem Schweizer Dokumentarfilm in den achtziger Jahren die oppositionelle Kraft abhandengekommen. Gelegentlich, und selbstverständlich in modischem Grün, wurden Aussenseiter sogar wieder als merkwürdige

Sonderlinge präsentiert, sei es als Drechsler, Klauenschneider oder als Schlangenfrauen (*Michel Marlétaz, boisselier*, Jacqueline Veuve, 1988; *Alois Camenzind*, Bernard Weber, 1989; *Queen of Elastic*, Lucienne Lannaz/Grety Klay, 1987). Beliebte waren in jüngster Vergangenheit auch Porträts bildender Künstler, die dem Lauf der angeblich unverständlichen Welt mit ihren postmodernen Werken entgegentreten (*Lieber Raffi*, Roland Huber, 1987; *Martin Disler-Bilder vom Maler*, Urs Egger und Samir, 1988; *Der Neapel-Fries*, Gaudenz Meili, 1988).

Erst recht setzten sich restaurative Tendenzen im Spielfilm der achtziger Jahre durch. Jene Spielfilme, die ihr Publikum hauptsächlich in der Schweiz anzusprechen hofften, orientierten sich wieder an Handlungsmustern und Rollen der fünfziger Jahre. Es wimmelt darin von schrulligen Figuren, denen unsere Sympathien von vornherein zukommen, die aber niemals unbequem werden. Die Weichenstellung hatte 1979 die TV-Produktion *Das gefrorene Herz* (Xavier Koller) vollzogen, die im nächsten Jahr zu einem überraschenden Kinoerfolg wurde: Das Begräbnis eines Schirmflickers wird von einem Freund des Verstorbenen so arrangiert, dass er mit der in Aussicht gestellten grossen Erbschaft gleich zwei Dörfer zu einem feudalen Leichenmahl überreden kann. – Bemerkenswert ist, dass auch die Leute aus dem Umfeld der Zürcher Unruhen und des daraus entstandenen Videoladens sich dieser restaurativen Darstellung von Aussenseitern verschrieben. *Filou* (Samir und Martin Witz, 1988) offeriert einen Bildmix von Italienern, Huren, Türken, Drögeleern und Spielern aus dem Zürcher Stadtkreis Aussersihl, verpasst es aber, den Personen Tiefgang und Widersprüchlichkeit zu verleihen.

Oppositionelle kamen im Schweizer Film der achtziger Jahre nur noch als historische Figuren vor. In *Der schwarze Tanner* (Xavier Koller, 1985) widersetzt sich ein Schwyzer «Gummeli-puur» während des Zweiten Weltkriegs der Anbauverpflichtung durch die Behörden. Das Thema hätte 1953 oder 1961 durchaus einen progressiven Filmstoff abgegeben, bei seinem Erscheinen 1985 löste die Geschichte jedoch kaum mehr Diskussionen aus. Wieviel anders hätte um die Mitte der achtziger Jahre ein zeitgenössischer Spielfilm über die Besetzerin eines AKW- oder Waffenplatzgeländes gewirkt; doch dafür wären wohl die Gelder des allmächtigen Finanzgestirns Eidg. Departement des Innern – SRG – Migros – Landeskirchen – Kantone schwerlich zu mobilisieren gewesen.

Ob das Liebäugeln mit dem Euromarkt dereinst zu verbindlicheren Ergebnissen wird, darf füglich bezweifelt werden. Die bisherigen Schweizer Eurofilme zumindest brachten keine Öffnung nach aussen, sondern eine Verengung des Ansatzes: In *Quicker than the Eye* (Nicolas Gessner, 1988) besteht das Personal des Films aus einem Magier französischer Provenienz und dessen Assistentin, welche vor der Kulisse des



oben links:
Aus «Die Erschiessung des Landesverrätters
Ernst S.» von Richard Dindo und Niklaus
Meienberg, 1976 (Foto: Film-Cooperative Zürich)
oben:

Szene aus «Siamo italiani» von Alexander
J. Seiler, 1964 (Foto: Rob Grant)
mitte:
Theres Zemp und Ursula Eggli in «Behinderte
Liebe» von Urs und Marlies Graf, 1975
(Foto: Katholischer Mediendienst)

unten:
Sigfrit Steiner in «Das gefrorene Herz» von
Xavier Koller, 1979
(Foto: Cinémathèque Suisse)



Vierwaldstättersees die dauernden Seitensprünge ihres Brötchengebers beklagt. *Konzert für Alice* (Thomas Koerfer, 1985) spielt in Zürich zur Adventszeit. Mit einer Pedalofahrt auf der winterlich-erleuchteten Limmat zieht dieser Film, vermutlich unbewusst, eine Parallele zu *Der 42. Himmel* (Kurt Früh, 1962), einem der letzten und schlechtesten der alten Schweizer Filme. War die werktätige Bevölkerung damals durch einen Drehorgelreparateur, einen Bärenompteur und einen Standesbeamten vertreten, so ist sie es in *Konzert für Alice* durch einen russischen Querflötenspieler mit Kruselhaar und eine junge, blass-blonde Gassenmusikantin, die mit dem Konservatorium liebäugelt. Verkehrssprache ist Hochdeutsch. Der Schweizer Eurofilm blendet systematisch all jene Merkmale aus, die gemäss dem marktbeherrschenden Unterhaltungsfilm angeblich einer internationalen Verwertbarkeit des Produktes Film entgegenstehen: Beruf, Schicht, Herkunft, Tätigkeit und politische Wertvorstellung. Damit setzt er indes nicht weniger aufs Spiel als seine Unverwechselbarkeit, die bis anhin das stärkste Argument abgab für seine Existenzberechtigung.

Anmerkungen

1

Wider, Werner und Felix Aeppli: Der Schweizer Film 1929-1964. Die Schweiz als Ritual. Zürich 1981, Bd. 1: 146.

2

Ebd.: 294.

3

Auf Geheiss der Sektion Film, Abteilung Presse und Funkspruch im Armeestab, der die Handhabung der Filmzensur unterstand, durfte dieser Offizier in *Wilder Urlaub* nicht in Uniform auftreten. Wider/Aeppli 1981, Bd. 2: 116 (s. Anm. 1).

4

Rueb, Franz: Alfred Rasser. Zürich 1975: 247-257.

5

Schaub, Martin: Die eigenen Angelegenheiten: Themen, Motive, Obsessionen und Träume des neuen Schweizer Films 1963-1983. Jahrbuch Cinema 29 (1983): 144.

6

Ebd.: 37.

Tradition und Fortschritt im Schweizer Heim. Möbel und Wohnformen als Ausdruck schweizerischen Selbstverständnisses vor und nach dem Zweiten Weltkrieg

Johanna Gisler

Wie modern darf oder soll eine Wohnung sein? Diese Frage zog sich während Jahrzehnten durch die Wohndiskussion.¹ Die Antwort, die man darauf gab, stand jeweils in engem Zusammenhang mit dem Selbstbild, das die schweizerische Gesellschaft von sich hatte: mit dem Verhältnis, in dem sich Verharren beim Althergebrachten, Weltoffenheit und Innovationsbereitschaft mischten, und mit dem Grad an Vertrauen, welches man in das eigene Bild von der Realität und damit in die Entscheidungen für die Zukunft setzte.² Drei Episoden aus der jüngeren Geschichte der Schweiz sollen zeigen, was sich aus alltäglichen Dingen wie Möbeln und Einrichtungsmustern über die Grundstimmung und die Wertmassstäbe einer ganzen Zeit herauslesen lässt.

Schweizer Wohnstil an der Landi: Das Moderne traditionell überformt

Die Ausstellung «Unsere Wohnungen» in der Landesausstellung von 1939 zeigte Einrichtungen für ganz unterschiedliche Bedürfnisse und Portemonnaies. Dennoch verlangte man, in der Villa und in der Arbeiterwohnung müsste etwas allen Schweizern Gemeinsames, das typisch Schweizerische, spürbar werden. «Formgewordene Kulturkraft des Volkes» sollten die Möbel sein, ein Gefäss für jene geistigen und seelischen Werte, die das echte Schweizertum ausmachten.³ Dieses dachte man sich als immergültiges, von den Ahnen überliefertes Substrat, das von der zeitgenössischen Generation treuhänderisch zu verwalten war. Es sollte sich in jeder gesellschaftlichen Einrichtung, ja noch im alltäglichen Gegenstand verkörpern, wollte die Nation in eine gedeihliche Zukunft blicken. 1939 konnte sie dies getrost tun, denn es waren wieder «kulturell gesunde Zeiten»⁴ angebrochen.

Wenige Jahre zuvor noch – in der Mitte der dreissiger Jahre – hatte man die Zukunft der Nation als alles andere als gesichert empfunden. Gefahr drohte der schweizerischen Eigenart nicht erst bei Kriegsbeginn. Sie kam von innen, aus der Einbusse an Wertschätzung heraus, die die nationalen Werte angeblich erlitten hatten. Für Josef Leuthard, einen konservativen Möbelbauer und Kreativeur eines neuen schweizerischen Möbelstils, wurzelte das Übel in der modernen Industriegesellschaft: Die Entwurzelung der Stadtbewohner habe fremdländischen Einflüssen Tür und Tor geöffnet und den Schweizern – selbst den sonst doch so gesunden Bauern – Geschmack und Charakter verdorben. Kritiker aller Lager orteten eine verbreitete

Vorliebe für pompöse Fabrikmöbel, die mit reichen Schnitzereien und exotischen Furnieren protzten, teures Holz und Handarbeit aber nur vortäuschten. Nach Schema F zu stilreinen Gruppen zusammengestellt, imitierten sie aristokratische Wohnformen vergangener Zeiten. Zum Schrecken national gesinnter Leute wie Leuthard unterhölten solch «vermasste»⁵ kulturelle Ausdrucksformen die Traditionsverbundenheit, die Heimatliebe, das Qualitätsbewusstsein, kurz: die kulturelle Kraft des Volkes und gefährdeten damit die Nation in ihrer Überlebensfähigkeit. Designexperten aus dem Umkreis des Werkbundes⁶ interpretierten die unflexiblen, dekorativen Einrichtungsmuster als zwanghaft repräsentativ und fremdbestimmt. Sie vertrügen sich nicht mit einer freiheitlichen, aufs Praktische ausgerichteten Lebensform und jener selbstbewussten Bescheidenheit, die der Schweiz entspräche und zu der sie zurückfinden müsse. Männiglich war sich einig: Neue Konsumgewohnheiten, insbesondere eine neue schweizerische Raumkultur, taten not. Denn Räume, die Schweizergeist atmeten, würden das echte Schweizertum im Bewohner wieder heranbilden und ihn darin bestärken. Ihre alltägliche Wirkung in der heimischen Sphäre, wo die seelischen Antennen auf besondere Empfänglichkeit eingestellt waren, machte sie für diese erzieherische Aufgabe besonders geeignet.

Nun, wie mussten die Möbel im Dienste der Geistigen Landesverteidigung beschaffen sein, und inwiefern hatten moderne Wohnvorstellungen in diesem neu kreierte schweizerischen Stil Platz?

Eine möglichst knappe Grundform «ohne alles Tändelnde und Zerstreude»⁷ stand an der Basis der neuen Raumkultur. Für den Gebrauch gebaut und nicht um Eindruck zu schinden, sollten sich die Möbel ungeschminkt als alltägliche, solide Gebrauchsgüter zu erkennen geben. Güter, die alle Schweizer – auch die Reichsten – auf eine würdige Bescheidenheit und «konzentrierte Lebenshaltung» verpflichteten, gleichzeitig aber auch allen eine «gute, menschenwürdige Umgebung» ermöglichten.⁸ Es waren moderne Grundprinzipien, die die Einrichtung anleiteten – Primat der Funktion gegenüber der Form, Materiallogik, konstruktive Ehrlichkeit, flexible Nutzungsmöglichkeiten, Licht und Weiträumigkeit. Doch zur internationalen Moderne, die in den zwanziger und dreissiger Jahren mit solchen Postulaten die Raumgestaltung revolutioniert hatte,⁹ wollte man sich gleichwohl nicht bekennen. Man leitete die Gebrauchsorientiertheit und Präentionslosigkeit des Wohnens von eigenen Lebensformen, insbesondere von den frühbürgerlichen Tugenden des Biedermeier, ab – um sie als schweizerische, «spezifisch bürgerliche Wohnkultur»¹⁰ definieren zu können.

Schlicht sollten sie sein, schmucklos aber oder gar industriell standardisiert – im Stil der Neuen Sachlichkeit – durften die schweizerischen Möbel nicht sein. «Formalismus» und see-

lenlose Massenware»¹¹ waren nicht dazu angetan, im schweizerischen Heim Geborgenheit und Identität zu stiften. Dazu bedurfte es der Ausdrucksmittel jenseits der reinen Logik, emotionsgeladener Stilelemente, deren fast magische Aura Heim und Heimat sinnlich erfahrbar machten: eine handwerkliche Verarbeitung, unverfälschte Materialien aus einheimischen Gefilden, dekorative Mittel.

«Beseelte Dinge»¹² schaffen und damit dem schweizerischen Wesen richtig Form geben, dies konnte nach zeitgenössischem Befinden nur der Mensch und Handwerker, der noch in einer traditionellen Arbeits- und Lebenswelt wurzelte – im Gegensatz zu Maschinen und Proletariern ohne Vaterland. Massives Schweizerholz und dessen traditionelle Verarbeitung – z.B. Holzverbindungen anstelle von verletzenden Nägeln – liessen die «ewig lebendigen Kräfte»¹³ der heimatischen Natur in den Stuben weiterwirken. Naturbelassen, wie man das Holz liess, symbolisierte seine schlichte Struktur Echtheit und Ehrlichkeit, denn Handwerker und Bewohner zeigten sich damit der Qualitätsklitterei und dem äusseren Schein abhold. Dekorative Elemente – meist schufen sie Anklänge an alte biedermeierliche oder bäuerliche Möbel – sollten dadurch, dass sie Wiedererkennen erlaubten sowie Form und Fläche kleinteilig aufgliederten, die Zweckgerichtetheit der reinen Form zu einer anschaulichen, «menschlichen» Modernität¹⁴ transzendieren.

Was Wunder, dass an der Landi das Gros der Musterräume mit «schlichtgediegenen» Massivholzmöbeln und Accessoires eingerichtet war. Duldete man für bestimmte Möblierrungszwecke doch einmal moderne Typenmöbel, traten umgehend mässigende Massnahmen auf den Plan. Gerundete Ecken und Kanten, da und dort ein Kerbschnitt nahmen der kubischen Grundform die Strenge. In der Kombination mit einheimischem Holz verlor sich die «Kälte»¹⁵ von Stahlrohr. Handwebstoffe und andere heimatliche Ingredienzien dämpften den internationalen Anstrich. Das Echte, Wahre und Gediegene trat an, die Schweizer anzuleiten, «in echter unverfälschter Schweizerart zu arbeiten, zu leben und die Heimat zu lieben, mit der Bereitschaft, für diese Heimat auch zu kämpfen».¹⁶ Das Moderne hatte – in Reinkultur jedenfalls – keine Existenzberechtigung.

Angesichts der Bedrohung von aussen war es an der Landi nötig, sich die Werte, die man zu verteidigen hatte, plastisch vor Augen zu halten. Doch der nationale Grundkonsens, der sich in den späten dreissiger Jahren herausgebildet hatte, war nicht allein ein Kind der akuten Kriegsgefahr. Er muss auch vor dem Hintergrund der tiefgreifenden inneren Zerrissenheit, die die schweizerische Gesellschaft vorgängig erschüttert hatte, gesehen werden. Der Modernisierungsschub der zwanziger Jahre hatte in eine Phase offener soziopolitischer Konflikte gemündet, die sich mit Einbruch der Grossen Depression noch verschärften. Die bürgerlich-liberale Ordnung sah



oben:
Wohnzimmer einer Lehrerfamilie an der
Wohnausstellung der Landi 1939
(«Unsere Wohnungen», Zürich 1939)

mitte:
Wohnzimmer einer Arbeiterfamilie an der
Wohnausstellung der Landi 1939 («Unsere
Wohnungen», Sonderdruck von ‚Das ideale
Heim‘, Zürich 1939)

unten:
Wohnzimmer einer herrschaftlichen Villa
an der Wohnausstellung der Landi 1939
(«Unsere Wohnungen», Zürich 1939)

Dekoration mit dem Anschein handwerklicher Herstellung. Handwerksmöbel und Heimatstil hielten sich bis in die erste Hälfte der fünfziger Jahre auf den Inseratenseiten. Noch 1953 riet der Heimberater im «Meyers Modeblatt einem Ratsuchenden von den «schwedischen Möbelformen» ab und empfahl ihm «unsere Formen, die etwas an den guten Biedermeierstil anklingen».¹⁹

Doch je stärker die Öffnung der Schweiz gegenüber der Welt voranschritt – wirtschaftlich, aber auch ideologisch mit der Eingliederung in den «freien Westen» –, desto mehr schien das Verharren beim Althergebrachten in anderen Bereichen die gesamtgesellschaftliche Entwicklungsfähigkeit zu hemmen. Deutlich wurde dies etwa in den Diskussionen um den Beitritt zur EWG und zur UNO. Im Spannungsfeld gegensätzlicher Zielsetzungen musste die nationale Eigenart entwicklungsbedingt an Glaubwürdigkeit verlieren²⁰ – besonders schnell tat sie dies im Bereich der kulturellen Ausdrucksformen.

Als die Modernisierung des Lebensstils auch auf die Schweiz übergreifen begann, versuchte es die offenbar schlecht vorbereitete Industrie zunächst mit Rückzugsgefechten. Möbel Pfister führte 1953 in seinen Inseraten eine regelrechte Kampagne gegen die neuerdings beliebten «Schwedenmöbel», in der er die «künstlich gebleichten, kistenförmigen Gegenstände» als einseitig zweckorientiert und deshalb «dem Schweizer wesensfremd» diffamierte.²¹ Schon seit 1951 hatte er zwar selbst für eine bewegliche, dem modernen Lebensrhythmus angepasste Einrichtung plädiert und frei kombinierbare, raumsparende Möbel angeboten. Der Wille zu Mobilität und rationeller Lebensgestaltung, eine der Grundlagen für das Wirtschaftswachstum, war offenbar wirklich Allgemeingut geworden. Doch nun ging es darum, Weltoffenheit zu zeigen und das schützende Gärtchen der anheimelnden traditionellen Kultur zu verlassen, und da bockten manche noch. Im Wohnbereich wenigstens ging der Trend an den Ewiggestrigen vorbei. Der sogenannte «New Swiss»-Stil²², den Möbel Pfister als moderne schweizerische Alternative zu den skandinavischen Möbeln propagierte, verschwand sang- und klanglos wieder aus dem Angebot.

Was ab Mitte der fünfziger Jahre triumphierte, war die neue, zeitgenössische Ästhetik, eine internationale Mischung aus skandinavischem, amerikanischem und italienischem Design und ihre Ableger in der Massenkultur. Freie, z.T. wildbewegte Formen, Möbel von anschwebender grenzender Leichtigkeit, auffällige Farb- und Materialkontraste zwischen hellstem Holz, bunten Kunststoffflächen und dünnem, rundem Stahlrohr schufen im modernen Raum der fünfziger Jahre eine «leichtbeschwingte» Atmosphäre von «lebensbejahendem Charme». Sparsam eingesetzte, multifunktionale Möbel verstärken den Eindruck von «Licht, Luft und Raum-





freiheit».²³ Selbst Möbel Pfister, der König der vorgefertigten Aussteuer, pries jetzt die aus Einzelmöbeln bedarfsgerecht zusammengestellte Einrichtung auch bei Ehepaaren an.

Die moderne Form avancierte in diesen Jahren zur Selbstverständlichkeit, ja zur Norm im Wohnbereich. Man hatte, wie dies die ‚Annabelle‘ formulierte, genug von der «heimatstil-schwarzen Schwere» der vorangegangenen Jahre.²⁴ Nein, bloss keinen altmodischen Kitsch wie etwa Schmiedeeisen und Handschnitzereien. Alles musste nun plötzlich locker, lustig, originell und vor allem individuell sein. Und nur, was modern, praktisch und gut geformt war, galt als richtig und schön. Alte Möbel, alte Räume mussten durch Vereinfachung der neuen Ästhetik angepasst werden. Erlaubt und – seines dekorativen Wertes wegen – auch beliebt inmitten des modernen Rahmens war höchstens ein antikes Einzelstück. Aber nur ein echtes, gut geformtes. In Frauenzeitschriften und anderen geschmackspädagogischen Veranstaltungen ging das Leitbild der «guten Form»²⁵ um. Trotz dieses stark normativen Grundzuges hielt zusammen mit den modernen Formen eine erstaunliche, bis dahin unbekannte Dynamik, Autonomie und Lebensfreude Einzug in den Wohnbereich. Modernität wurde als Befreiung von alten Zöpfen gedeutet, als Metapher eines ganz neuen, individualistischen Lebensgefühls. Die frohlockende Wohnberichterstattung der Zeit vermittelt das Bild eines optimistischen Aufbruchs zu neuen Ufern.

Der Zeitpunkt des Umschwungs auf dem Möbelmarkt fiel in eine Phase raschen Wirtschaftswachstums. Das Entscheidende war aber, dass man nun an die Stabilität des Aufwärtstrends zu glauben begann. Wo vorher Wirtschaftsführer und Politiker noch die längste Zeit die Möglichkeit einer neuen Krise an die Wand gemalt hatten, wick nun die Skepsis einer beispiellosen Wachstumseuphorie. Die Überzeugung, die Rezepte für eine problemlose Zukunft in der Hand zu haben, hatte sich im Aufschwung bestätigt. Vorbilder suchte man im modernen, erfolgreichen Amerika, nicht mehr in der nationalen Vergangenheit. Persönlicher Wertgewinn – steigende Löhne, Ausbildung, der Aufstieg in höhere berufliche Positionen für fast alle Schweizer – garantierte offenbar die Integration in die Gesellschaft ebenso gut wie die Identifikation mit Werten und Symbolen der nationalen Gemeinschaft.²⁶ Das von der Tradition entrümpelte, bewegliche Heim drückte den Willen aus, sich in jedem Bereich gnadenlos auf die Modernisierung einzulassen, von der fast alle profitierten. In der «guten Form» verfügte man im Wohnbereich über eine ebenso klare Leitlinie wie mit der ungehemmten Rationalisierung im wirtschaftlichen Bereich. Sie galt als einzig richtige Ausstattung für eine neue, international geteilte Lebensweise, die auf Rationalität, Mobilität und persönlicher Freiheit aufbaute.

Was man an traditionellem Rückhalt beibehielt, war nur der Ausgleich im Schoss der Familie, möglichst im eigenen Häus-

chen im Grünen. Weit ab von der Welt, versprach das Idyll im Grünen ein Höchstmass an Selbstverwirklichung und abgeschotteter Häuslichkeit. Das Heim, auch das modernisierte, blieb emotionaler Freiraum in der zunehmend rationalisierten Umgebung, auch wenn die Unterschiede zwischen den Formen der Technik und jenen des Wohnens – die man zu Landzeiten so unbedingt hatte vertiefen wollen – nun immer weniger zu erkennen waren.

Nach 1960:

Neofunktionalistische Radikalisierung der Moderne ...

Gegen 1960 wurde die farbige Modernität der fünfziger Jahre abgeläutet. Unter dem Motto «Some like it cool»²⁷ avancierte das streng rationalistische und zugleich repräsentative amerikanische Design zum dominanten Stilvorbild. Im sogenannten «Knoll-Look» paarte sich ein «luxuriöser, prächtiger Begriff von Marmor, Teakholz, Chrom und schwerem Leder» mit strengem Konstruktivismus der Form.²⁸ Graue Spannteppiche, Sichtbeton, glatte, kubische Möbel gaben die Kulisse ab für die Stars der Szene, eindrucksvolle Ledersessel in Schwarz und Stahlrohr. Bewohnt wurde diese in den Stilmitteln extrem reduzierte Wohnwelt von Individuen, die in der Wohnung nicht Gemütlichkeit, sondern meditative Konzentration und eine «grandseigneuriale Bestätigung des eigenen Ich»²⁹ suchten.

Die Wachstumsideologie, auf welche die politische und gesellschaftliche Stabilität sich nun massgeblich stützte, erreichte um 1960 einen Höhepunkt. Dies manifestierte sich in der handlungsleitenden Orientierung wichtiger gesellschaftlicher Gruppen, z.B. im neuen Programm des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes von 1961,³⁰ genauso wie im Übergang zum Neofunktionalismus im Einrichtungsstil. Verfliegen waren die Heiterkeit und Unbeschwertheit des Aufbruchs in die Moderne, es galt, sich nun ernsthaft den Anpassungsleistungen zu stellen, die der Fortschritt dem Einzelnen abforderte: Selbst das Innerste der Person sollte sich dem Massstab der technischen Rationalität nicht mehr entziehen. Belohnung war der nun tatsächlich erreichte Wohlstand, der sich zur ganz persönlichen, innerlichen Befreiung nutzen liess.

Im Vergleich mit den fünfziger Jahren hatten sich sowohl die Funktionalisierung als auch die Stilisierung des Wohnens verschärft; gegenüber dem, was zehn Jahre vorher noch massgebend gewesen war, hatte sich das Leitbild gleichsam ins Gegenteil verkehrt. Modern, kühl und kostbar – Attribute der Wohnatmosphäre, die man ehemals als unschweizerisch verworfen hatte – waren nun positiv besetzt. Irgendeine Art von Zugehörigkeit im Intérieur abzubilden, lag fern, gar nicht zu reden von der Abbildung einer nationalen Zugehörigkeit. Selbst Geborgenheit im Schoss der Familie und Behaglichkeit im Heim waren keine unangefochtenen Werte mehr.



... und Opposition dagegen im Namen der Romantik

Unter dem Banner einer bedingungslosen Rationalität erreichte die Moderne in den frühen sechziger Jahren einen Höhepunkt, sowohl was die Konsequenz der Umsetzung ihrer Postulate wie ihre Verbreitung im Wohnbereich anging. Und sie überspannte damit den Bogen. Parallel zu diesem Höhenflug des Purismus, seit Beginn der sechziger Jahre, begannen sich Widerstände gegen das allzu Moderne zu regen, die ab 1963 zunehmend heftiger wurden. Zuerst kam die Brockenhauswelle ins Rollen. Plötzlich war der überflüssige, «romantische» Krimskrams³¹, der eben noch als Beleidigung des guten Geschmacks gegolten hatte, wieder salonfähig. Mit verspielten Formen und geschichtsträchtigen alten Dingen wollte man die moderne Wohnatmosphäre auflockern nach dem Motto: je verschnörkelter, desto besser gegen Strenge und Frost. Die Plädoyers für Lebendigkeit, Wärme, Seele in der Wohnung, die sich mit dieser neuen Einrichtungshaltung verbanden, liefen auf die Rettung der Innenwelt vor den Übergriffen einer einseitig rationalen, durchgeplanten, verkalkulierten Welt ohne Freiraum hinaus. Nutzlos, unpraktisch und eigenwillig geformt wie er war, konnte der alte Tand als unangepasstes, unvernünftiges Element das reibungslose Funktionieren der modernen Wohnung aufbrechen. Wo es bei den einen erst um einen Hauch von Nostalgie ging, wandten sich andere gleich ganz vom Modernen ab. «Alles um uns herum wird modern. Genormt und geformt.» – «Da, so glauben wir, verbleiben nur die Natur und das eigene Heim, in denen Entspannung und Erholung noch möglich sind», befand 1963 Möbel Pfister und warf als Beitrag zur romantischen Welle einen neuen rustikalen Möbelstil «handwerklichen Einschlags» auf den Markt.³² Nicht mehr aus schweizerischen Landschaften, sondern aus aller Herren Länder suchte er alte Formvorbilder zusammen, auf dass sich der Bewohner in eigentlichen, bis ins letzte Detail stimmigen Inszenierungen wie ein «altspanischer» Grande oder ein Lord in «Merry old England» fühlen konnte.³³ Wohnen wurde zum romantischen «Abenteuer», das einen den Alltag im mechanischen Getriebe der Aussenwelt vergessen liess, die Wohnung geriet zur exotischen Traumwelt. Gleichzeitig führte dieselbe Firma eine Inseratenkampagne gegen das sogenannte «stückliweise» Einrichten³⁴, das heisst gegen die Gepflogenheit, die Anschaffung der Möbel nach und nach, erst bei Bedarf zu tätigen. Zehn Jahre früher war ebendiese Beweglichkeit noch als fortschrittlichste, etwas später als persönlichste aller Einrichtungsmethoden gerühmt worden, jetzt brandmarkte man sie als zutiefst schädlich für das Familienleben; nur die komplette Aussteuer spendete Wohlbehagen. Die Wohnung als rettende Insel im Strom der Modernisierung, von der sich offenbar manch einer bereits überrollt fühlte, bedurfte verstärkter Dämme.

Solche und andere Kritik an den modernen «Formpropheeten»³⁵ drückt ein in den sechziger Jahren neu auftauchendes Problembewusstsein aus. Manchen dämmerte auf, dass die rasante Modernisierung der Arbeits- und Lebenswelt nicht nur Wohlstand und sozialen Aufstieg, sondern auch Defizite brachte, dass mit dem gestiegenen Lebensstandard und der stark veränderten Umwelt andere Dinge unwiederbringlich verloren gingen. Die ‚Annabelle‘ wünschte sich die «Wiedergeburt jener Werte, die heute im allzu mechanischen Getriebe des Jet-Zeitalters, in Chrom, Plastik und gläserner Dürre zu ersticken drohen», die «Wärme des Daseins» im Schoss einer intakten Familie vor allem. Sie begrüßte deshalb den Zug zum «Elementaren und Echten», den sie in einigen neuen Einfamilienhäusern zu erkennen glaubte, die Abkehr vom nur «grafisch Ästhetischen», die Rückkehr zu natürlichen Materialien und zu Einrichtungen, die sich ausschliesslich nach den Bedürfnissen des Familienlebens ausrichteten.³⁶ Kaum aber griff man auf der Suche nach sinnlicheren Formen und Materialien auf national definierte Stilmuster zurück. Die nationale kulturelle Eigenart war und blieb als Wärmespender passé; an der Einbindung der Schweiz in eine internationale Konsumkultur wurde im Zuge der Modernisierungskritik der sechziger Jahre nicht mehr gerüttelt.

Mit der modernistischen Wohnung, ihrer Funktionalität und ihrem Ästhetizismus sassen die alles durchdringende Rationalität, der Materialismus und Hedonismus des modernen Lebens auf der Anklagebank. Im Zerfall eines homogenen Einrichtungsleitbildes nach 1963 könnte man erste Anzeichen dafür sehen, dass die Stabilität der gesellschaftlichen Orientierung und insbesondere die Zielvorstellung eines unbeschränkten Wachstums abzubrockeln begann. In der Wohn Diskussion hätte sich damit schon früh die Krise der ausgehenden sechziger und frühen siebziger Jahre angekündigt. In ihr sollten einmal mehr strukturell angelegte, aber aus der Wahrnehmung ausgeblendete Folgen der Modernisierung als problematische wahrgenommen werden und zu sozialen Konflikten, fundamentaler Unsicherheit, verminderter Investitionsbereitschaft und schliesslich zu einer Rezession führen.³⁷ Kritik an Umweltschäden oder an der Zersiedelung der Landschaft würde dann spruchreif werden, schlecht integrierte ausländische Arbeitskräfte würden Überfremdungsängste auslösen, Frauen, die sich durch ihre traditionelle Rolle in ihren Lebensmöglichkeiten beschnitten sahen, würden sich organisieren, ebenso wie eine plötzlich bewegte Jugend.³⁸ Im innersten Bereich des Alltags reagierte man wohl besonders schnell auf modernisierende Übergriffe, weil dieser Ort der Erholung gerade anders sein sollte als die Welt der Wirtschaft. Es galt, einen Schonraum gegen die überhandnehmende Effizienz und Funktionsbestimmtheit zu verteidigen.

In der wellenförmig auf- und abschwingenden Begeisterung für die Modernität in der Wohnung reflektierten sich Wandel und Stabilität des schweizerischen Selbstverständnisses. In der Krise der dreissiger Jahre bot sich der Rückgriff auf die nationale Eigenart als Legitimation für Handeln an und konnte gleichzeitig die Bedürfnisse nach Identifikation und Geborgenheit stillen. Im Schweizer Heim verdeckte die «Wärme des Herkömmlichen»³⁹ moderne Gestaltungsprinzipien. Die ungewöhnliche Stabilität nach dem Krieg erlaubte es der Schweiz, die Belastungen des Wachstumsprozesses bis weit in die sechziger Jahre hinein zu bestehen. Die allgemeine innere Zustimmung zur Rationalisierung steigerte sich zur Wachstumseuphorie. Bedürfnisse nach neuen kulturellen Identifikationsmustern und die kulturelle Prägekraft der ökonomischen Rationalität verhalfen der modernen Form zum Durchbruch im Wohnbereich. Mit der Parallelität von konsequenter Rezeption und aufkeimender Kritik am Rationalismus in den frühen sechziger Jahren kündigte sich schliesslich an, dass die Zeit der stabilen, verlässlichen Bilder der (Wohn-)Welt abgelaufen war. Wirtschaftswachstum und Wohlstandsgewinne hatten Anpassungsleistungen erzwungen, die viele zu überfordern begannen; die Phase erneuter gesellschaftlicher Gärung in den ausgehenden sechziger Jahren zeigte sich am Horizont.

Anmerkungen

1

Gemeint ist nicht die Fachdiskussion der Gestalter und Designexperten, sondern die populäre Diskussion, die in Frauenzeitschriften, Werbung und Wohnausstellungen greifbar wird, in Medien also, welche die Designtrends für die Verbraucher umsetzen.

2

Zur Notwendigkeit einer stabilen Orientierung als Grundlage des Wachstumsprozesses vgl. Siegenthaler, Hansjörg: Krisen und ihre Beilegung im schweizerischen Bundesstaat. In: Die Orientierung 99 (1991): 35-44. Vgl. auch Anm. 17.

3

Leuthard, Josef: Der Massivmöbelbau im schweizerischen Handwerkschaffen. Chur 1946: 14, 16.

4

Meyer, Peter: Planen, Bauen und Wohnen. In: Die Schweiz im Spiegel der Landesausstellung 1939. Zürich 1940. Bd. 2: 61-69, hier: 62.

5

Leuthard 1946: 19f. (s. Anm. 3).

6

Der 1913 gegründete Schweizerische Werkbund (SWB) hatte zum Ziel, durch die Verbindung von Kunst und Technik das Niveau der gewerblichen Produktion zu heben. Er begriff eine schlichte, zweckmässige, materialgerechte und formschöne Gestaltung von Gebrauchsgerät, Möbeln und Haus als sittliche Leistung des modernen Menschen. Vgl. dazu Burckhardt, Lucius (Hg.): Der Werkbund in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Form ohne Ornament. Stuttgart 1978.

7

Leuthard 1946: 16 (s. Anm. 3).

8

Ebd.: Meyer 1940: 62 (s. Anm. 4): «Unsere Wohnunnen» in der Landes-

ausstellung. Ein Bilderbuch schweizerischer Wohnkultur. Sonderdruck von ‚Das ideale Heim‘. Winterthur 1939: 3.

9

Die Neue Sachlichkeit, eine breite gestalterische Strömung in den zwanziger Jahren, entwickelte eine radikal andere, funktionsbestimmte Ästhetik. Die Abhängigkeit der Form von der Funktion sah man als rationale Beziehung: Formgebung hiess demnach, die inneren Notwendigkeiten eruieren, welche die Gebrauchstüchtigkeit und Langlebigkeit des Gegenstandes einerseits und die Materialeigenschaften andererseits setzten, und dann, aus diesen Erkenntnissen heraus, die ästhetische Lösung logisch entwickeln. Form als Selbstzweck und Formtradition lehnte man ab. Auf dieser Basis entstanden standardisierte, mit den geometrischen Grundformen arbeitende Produkt- und Haustypen, die sowohl eine rationelle industrielle Produktion, als auch einen arbeitsökonomischen Gebrauch erlaubten. Typische neue Materialien waren Schichtholz, Stahl und Glas. Die neue Raumkonzeption zielte auf Transparenz und eine klare Wirkung des kubischen Raumes; ein sparsamer Gebrauch von Möbeln sowie ein offener Grundriss mit freistehenden Innen- und verglasten Aussenwänden sollten dies gewährleisten. Vgl. dazu Mang, Karl: Geschichte des modernen Möbels. Von der handwerklichen Produktion bis zur industriellen Produktion. Teufen 1978: 18-21, 98-117; Selle, Gert: Die Geschichte des Design in Deutschland von 1870 bis heute. Köln 1978: 79-122.

10

Meyer 1940: 65 (s. Anm. 4).

11

Leuthard 1946: 15f. (s. Anm. 3).

12

Ebd.: 48.

13

Ebd.: 161.

14

Peter Meyer zit. bei Lichtenstein, Claude: Zeitwende oder Zwischenspiel. Aspekte der Architekturdiskussion. In: Dreissiger Jahre Schweiz 1982: 132-141, hier: 141. Zu Analogien in der zeitgenössischen schweizerischen Architekturdiskussion vgl. Hensel, Benjamin: Kongresshaus Zürich und Landesausstellung 1939. Gedanken zu ihrer architektonischen Wechselbeziehung. In: archithese 2 (1980): 37-41.

15

Meyer 1940: 66 (s. Anm. 4).

16

Leuthard 1946: 49 (s. Anm. 3).

17

Gemäss Siegenthalers Theorie des sozialen Wandels werden in modernen Wachstumsgesellschaften Phasen raschen wirtschaftlichen Wachstums auf der Basis stabiler Strukturen regelmässig durch Krisenphasen abgelöst, in denen das Vertrauen in die vorher gültigen Welt- und Zukunftsbilder und in die Routine des Handelns verlorengeht und sich der Spielraum für neue Optionen öffnet. Diese Krisen sind gekennzeichnet durch: 1. «geringe Kapitalbildung als Ausdruck verminderter Entscheidungs- und Handlungsfähigkeit der Menschen», 2. «Entfaltung eines neuen Denkens in neuen sozialen Gruppierungen, Organisationen und Bewegungen», 3. «kraftvolle Vorstösse zur Änderung der Spielregeln des politischen Systems». Die Krisen haben zu tun mit der «Masse individueller Anpassungsleistungen», die der Wachstumsprozess den Menschen aufbürdet, und mit enttäuschten Erwartungen, die eine sich nicht plangerecht entwickelnde Welt erzeugt. Vgl. Siegenthaler 1991 (s. Anm. 2).

18

Siegenthaler, Hansjörg: Wirtschaft und Wirtschaftspolitik in der Schweiz, 1923-45 sowie 1945 bis zur Gegenwart. Unveröffentlichte Vorlesungen an der Universität Zürich 1981/82.

19

Meyers Schweizer Frauen- und Modeblatt 6 (1953): 22.

20

Zum Spannungsfeld, das die Orientierung der Nachkriegszeit kennzeichnete vgl. Siegenthaler 1981/82 (s. Anm. 18).

21

Inserate Möbel Pfister. In: Das Schweizer Heim 12 (1953): 391; Das Schweizer Heim 14 (1953): 462.

22

Der Familienfreund, 10. Oktober 1953: 38.

23

Inserat Möbel Pfister. In: Das Schweizer Heim 11 (1954): 328.

24

Annabelle 186 (1953): 48.

25

Die «gute Form» war eine in den fünfziger Jahren international verbindliche Definition und Praxis der industriellen Formgebung. Sie knüpfte mit ihrem Ethos des hohen Gebrauchswertes und der rationalen, aus den Anforderungen des Zweckes, der Langlebigkeit und den Materialeigenschaften logisch abgeleiteten Schönheit an die Reformbestrebungen der Zwischenkriegszeit an. Vgl dazu Bangert, Albrecht: Der Stil der 50er Jahre. 2 Bde. München 1983, hier Bd. 2: 11, 35f.; Erni, Peter: Die Gute Form. Baden 1983.

26

Zu den unterschiedlichen Integrationsprozessen vgl. Siegenthaler, Hansjörg: Kapitalbildung und sozialer Wandel in der Schweiz, 1850-1914. In: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik I (1978): 1-29, hier: 14f.

27

Annabelle 344 (1964): 132.

28

Annabelle 278 (1960): 153.

29

Annabelle 270 (1960): 71.

30

Siegenthaler 1981/82 (s. Anm. 18).

31

Annabelle 369 (1965): 192.

32

Inserate Möbel Pfister. In: Das Schweizer Heim 24 (1963): 47; Annabelle 380 (1965): 16f.

33

Inserate Möbel Pfister. In: Das Schweizer Heim, 36 (1963): 33; Annabelle 380 (1965): 16f.; Annabelle 371 (1965): 30.

34

Inserat Möbel Pfister. In: Das Schweizer Heim 17 (1963): 35.

35

Inserat Möbel Pfister. In: Das Schweizer Heim 35 (1960): 4.

36

Annabelle 269 (1960): 140-143; Annabelle 383 (1965): 110-113.

37

Vgl. Anm. 17.

38

Zur Krise der ausgehenden sechziger und frühen siebziger Jahre vgl. Siegenthaler 1991: 39-41 (s. Anm. 2); Ders.: Die Schweiz 1914-84. In: Handbuch der europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Hg. von Wolfram Fischer et al. Bd. 6. Stuttgart 1987: 482-512, hier: 503f. **39** Meyer 1940: 66 (s. Anm. 4).

Matthias Vogel

**Kompakter Körper –
Unveräusserliches Ganzes
Kunst und Gesellschaft in der Schweiz.
Anmerkungen zur figürlichen Plastik in den
vierziger Jahren**

Es hätte, obgleich noch mitten im Krieg, für einige ein glücklicher Tag werden können. Im Jahre 1944 fuhr eine Bildhauerin mit Freunden und Kollegen von Basel zurück nach Zürich, ihrem damaligen Wohn- und Arbeitsort. In der Kunsthalle Basel war eine Ausstellung ihrer neuesten Werke unter regem Interesse der Öffentlichkeit feierlich eröffnet worden. Der «prächtigen Provenzialin», nicht nur beredt, sondern auch intelligent und charmant, flogen die Herzen der Freunde zu, war die Bewunderung der zahlreichen Schüler und Schülerinnen gewiss. Sie selbst jedoch konnte an diesem Tag nicht recht froh werden. In der Gegenüberstellung mit plastischen Arbeiten Marino Marinis, des damals schon berühmten italienischen Bildhauers, der die Kriegsjahre im Schutz der neutralen Schweiz verbrachte, kamen ihr die eigenen Werke traditionsgebunden und unmodern vor. Die Künstlerin realisierte, dass ihr bisher der Mut gefehlt hatte, ihre nonkonformistischen Formvorstellungen konsequent in ihre Plastiken, die ausschliesslich der menschlichen Figur und dem Bildnis vorbehalten waren, umzusetzen. Ihre Wesen schienen ihr nun zu rational und klar gebaut, in sich ausgewogen und von organischer Gestalthaftigkeit, kurz: voll Klassizität, voll Kunst; was sie jedoch suchte, war das Leben. So fasste sie einen Entschluss: «Dès aujourd'hui je m'en vais faire tout autre chose, il me faut tourner la page».¹ Wenige Monate später, nach Kriegsende 1945, kehrte die Bildhauerin für immer nach Paris zurück. Dort entstanden – teilweise in fiebrigem Eifer – jene dämonischen und chimärischen Mischwesen, halb Frau, halb Tier, mit denen sie in allen bedeutenden internationalen Ausstellungen der fünfziger und sechziger Jahre vertreten war.

Germaine Richier, dies der Name der Künstlerin, versuchte – mehr oder weniger gezielt – gleichzeitig mit Bildhauern wie Alberto Giacometti, Henry Moore, Reg Butler, Lynn Chadwick – zu verhindern, dass die Menschen in aller Welt nach den grausigen Kriegsgreueln, aus der Nähe oder von fern beobachtet, ihr vertrautes Alltagsleben wieder aufnehmen und sich das alte Selbstverständnis und -bewusstsein überstülpen konnten. Ihr Ausdrucksmittel war die manchmal erschreckende, manchmal bemitleidenswerte menschliche Figur. In vielen Plastiken Germaine Richiers aus dieser Arbeitsphase ist eine ähnliche Botschaft enthalten: Die Natur, das Naturnahe bietet nicht länger Gewähr, gut zu sein. Auch zum Bösen trägt die Natur den Keim in sich. Der Mensch macht hier keine Ausnahme. Angesichts der eigenen Unvollkommenheit wird

sich der Mensch selber fremd, wodurch er erst recht ungeborgen und bedroht ist.

Anhand dieser wenigen Angaben über Leben und Werk Germaine Richiers lassen sich einige wichtige Fragen über das Wesen der Kunst in der Schweiz während des Zweiten Weltkriegs und in dem Jahrzehnt danach aufwerfen. Kann das plastische Schaffen u.a. Zeugnis kultureller, geistiger und politischer Positionen der Zeit sein? Welches war die Stellung der Bildhauer, der Künstler in der Gesellschaft? Schlägt sich das spezifische psycho-kulturelle Klima in einer eigenen Formsprache nieder? Gab es so etwas wie eine «nationale Schweizer Plastik»?

Eins zeigt sich am Beispiel der kurzen Schaffensphase Germaine Richiers in diesem Land mit Gewissheit: Was immer an Kunst in der Schweiz im 20. Jahrhundert entsteht, es ist auf ständigen Austausch mit dem Ausland angewiesen. Dennoch lebt die Vorstellung, es könne sich eine autonome, unverwechselbare Schweizer Kunst entwickeln – unveräusserlicher geistiger Fundus konservativer Kulturpolitiker aus der Zeit der Geistigen Landesverteidigung –, in moderater Form bis auf den heutigen Tag weiter.² Immer dort, wo Einheit und Selbstbewusstsein der Schweiz auf dem Spiel stehen, wird die Idee einer verbindenden nationalen Kunst beschworen, welche die Eigentümlichkeiten des Landes und seiner Leute in sich trägt und weiter prägt. Dies hinderte jedoch die Künstler, die in der Schweiz geboren wurden, nicht daran, mangels geeigneter Schulen und Akademien ihre Ausbildung im Ausland zu machen. Auf die angehenden Bildhauer übte Paris im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts die grösste Anziehung aus. An der Académie de la Grande Chaumière, im Atelier Emile-Antoine Bourdelles, trafen in den zwanziger Jahren u.a. die Schweizer Otto Charles Bänninger und Franz Fischer mit Alberto Giacometti und Louis Conne zusammen. Gehörten die ersten beiden wenig später zu den Stützen der figürlichen Plastik in der Schweiz, schlossen sich die anderen zunächst Pariser Künstlergruppen an, den Surrealisten und der «Abstraction-Création». In Paris, im Atelier Bourdelles, zog auch die junge Germaine Richier (geboren 1904 – wie die Legende überliefert) die Aufmerksamkeit des Meisters und der Mitschüler nicht nur wegen ihres lebenssprühenden und sonnendurchglühten Temperaments auf sich. Neben Paris war Deutschland, wo einzelne Künstler wie Adolf von Hildebrand, Wilhelm Lehmbruck und Georg Kolbe eine grosse Ausstrahlung hatten, vor der nationalsozialistischen Machtergreifung ein idealer Ort zur Ausbildung und Arbeit. Hermann Haller, Alexander Zschokke u.a., Plastiker, die seit den dreissiger Jahren zu der erstarkten schweizerischen Bildhauerschule gerechnet wurden, lebten längere Zeit dort.

Durch ausgedehnte Aufenthalte in der Schweiz konnten ausländische Künstler ausserdem auf das einheimische Kunstschaffen Einfluss nehmen. Das Wirken Ludwig Kirchners von Davos aus ist dafür exemplarisch. Während des Zweiten Weltkriegs, als die meisten Schweizer Künstler aus dem Ausland zurückkehrten und der Austausch über die Grenzen hinweg fast vollständig unterbrochen war, kam der Tätigkeit ausländischer Bildhauer wie etwa Marino Marini und Fritz Wotruba in der Schweiz grosse Bedeutung zu. In einer Zeit, in der die geschlossenen Grenzen fast zum kulturellen Erstickungstod und zu einer künstlerischen Angleichung besonders innerhalb der Bildhauerzunft führten, steuerten die Ausländer eine spezielle, die Einheit aufbrechende Note bei. Da viele schweizerische Museen ihre Säle den prominenteren Emigranten öffneten, konnten diese über ihr Atelier hinaus wirken. Auch Germaine Richier, die damals international erst am Anfang ihrer Karriere stand, bekam mehrere Möglichkeiten, ihr in der Schweiz entstandenes Schaffen zu zeigen: 1942 im Kunstmuseum Winterthur (mit Auberjonois), 1944 im Kunstmuseum Basel (mit d'Altri, Marini, Wotruba), 1945 in der Kunsthalle Bern (mit Marini, Wotruba).

Um die Frage nach den schweizerischen Kunst-Eigenarten zu beantworten, müsste man vorgängig bestimmen, welche Künstlerinnen im kulturellen Sinn als Schweizerinnen zu bezeichnen sind. Ist der Geburtsort oder der Arbeitsort wichtig, entscheidet etwa der Pass? Innerhalb der Kunstgeschichtsschreibung (ein wichtiger Zweig ist immer noch die nationale Kunstgeschichte) ist eine Art Mischrechnung üblich. Nur so sind Künstler wie Paul Klee (in Bern geboren und dort gestorben, doch lange Zeit als Deutscher in Deutschland wirkend) oder Alberto Giacometti (im Bergell geboren und dorthin immer wieder zurückkehrend, jedoch meist in Paris lebend und dort auch eingebürgert) zu eidgenössischen Kunstheroen hochzustilisieren.

Auch Germaine Richier gehört in die Kategorie der «unechten» Schweizerinnen. Sie, die ihrem Wesen nach ganz ihrer französischen Heimat, dem Midi, verhaftet blieb, war durch die Heirat mit dem Bildhauer Otto Charles Bänninger auf dem Papier Schweizerin geworden. Wäre nicht der Krieg ausgebrochen und wäre sie nicht für die Jahre 1939-1945 in die Schweiz gekommen, hätte sie keine Bedeutung für die schweizerische Kunstgeschichte erlangt. So aber hatte sie das «Atelier Germaine Richier au Hirschengrab» für eine Reihe junger Schweizer Künstler geöffnet, die für eine Ausweitung der bildhauerischen Möglichkeiten im eigenen Land wichtig werden sollten, so etwa für Robert Müller. Aber auch eine Reihe von Bildhauerinnen – Margrit Gsell-Heer, Hildi Hess, Nelly Bär – wurde hier mit grosser Strenge und pädagogischem Feuer in das bildhauerische Handwerk, wenn nötig mit Zirkel und Senkblei, eingeführt.



*Germaine Richier, La vierge folle, 1946,
Bronze, H. 132,5 cm,
Kunstmuseum Basel, Depositum der
Schweizerischen Eidgenossenschaft*

Wie sah nun das künstlerische, gesellschaftliche, politische Umfeld aus, in dem die Emigranten während der Zeit des Zweiten Weltkriegs in der Schweiz ihr Wirken entfalteten? Genauer, wie präsentierte sich die Lage des plastischen Schaffens in der Schweiz? In den dreissiger und vierziger Jahren galt der Plastik neben dem Wandbild innerhalb der bildkünstlerischen Produktion das Hauptaugenmerk der politischen Instanzen und eines breiteren Publikums.³ Die Auftragslage für Bildhauer (im Bereich öffentlicher Werke) verbesserte sich zusehends. In engem Zusammenhang mit vielen bedeutenden, meist staatlichen Bauten, aber auch integriert in Parkanlagen, seltener als Teil einer Platzgestaltung, entstanden Bildwerke, die an Grösse und repräsentativer Bedeutung nur von den Nationaldenkmälern des 19. Jahrhunderts übertroffen werden. Häufig wurde der ausführende Künstler durch einen Wettbewerb ermittelt. Da diese Ausmarchungen meist als Teil des Arbeitsbeschaffungsprogramms angesehen wurden (alle eingeladenen Teilnehmer bekamen als Entschädigung nicht unerhebliche Geldbeträge), die Arbeitsbeschaffungsmassnahmen jedoch nur den Schweizern zugutekommen sollten, waren Ausländer von den Wettbewerben ausgeschlossen.

Nicht zuletzt aufgrund der verbesserten Auftragslage auf dem Gebiet der Bildhauerei und Wandmalerei, aber auch im Zusammenhang mit dem verschlechterten politischen Klima in Europa kehrten im Laufe der dreissiger Jahre zahlreiche Schweizer Künstler aus dem Ausland in die Heimat zurück. Ein Überblick über das sonst verstreute Schaffen war nun eher möglich. Schon um 1940 sprachen bedeutende Kritiker wie Peter Meyer oder Gotthard Jedlicka von einer Schweizer Schule der figürlichen Plastik⁴; das Auftreten einer begabten Bildhauergeneration in der Schweiz wurde nicht nur als künstlerisches Novum, sondern auch als politisches Faktum hervorgehoben. Wenn es um Namen ging, wurde in erster Linie auf das Dreigestirn Hermann Haller, Hermann Hubacher und Karl Geiser verwiesen, aber auch Otto Charles Bänninger, Jakob Probst und die in der Westschweiz tätigen Bildhauer Albert Carl Angst, Milo Martin, Henry König wurden regelmässig genannt. Einige Kommentatoren sahen in dieser Konzentration von Talenten bereits ein Zeichen der erstarkten schweizerischen Identität, andere erhofften sich erst durch die zunehmende Qualität des plastischen Schaffens auf breiter Front einen Anstieg des schweizerischen Selbstbewusstseins im kulturellen und politischen Bereich. Konsens bestand im Hinblick auf die Darstellung des Menschen darin, dass die Plastik jene Kunstgattung sei, in der es die schweizerischen Künstler zu den eigenständigsten Leistungen gebracht hatten und in der am ehesten so etwas wie ein schweizerisches Formempfinden aufgehoben sei.⁵ Man hörte gar die Meinung, die Generation Hallers habe die Plastik in der Schweiz zu neuem Leben erweckt, denn seit dem Klassizismus sei sie in

der Schweiz (wenn man von «republikanischer Gebrauchsplastik für patriotische Monumente» absehe) nicht vorhanden gewesen.⁶ Erst im Laufe der fünfziger Jahre lehnte man dann die Vorstellung einer «nationalen Skulptur» oder eines plastischen Schaffens, das so etwas wie schweizerische Stilmerkmale und einen schweizerischen Charakter aufweise, allgemein ab, sprach aber immer noch von einer «helvetischen Tradition, von der die äusseren Einflüsse assimiliert und nicht einfach nur übernommen werden».⁷ Auch heute noch betont jede nationale Kunstgeschichtsschreibung mit einiger Berechtigung und Stolz Dichte und Qualität des plastischen Schaffens in der Schweiz oder von Schweizern im Ausland; nun allerdings den Blick weniger auf die figurativen Werke als auf die ungegenständlichen Arbeiten in Eisen und Stein gerichtet. Kehren wir zurück in die Zeit des Zweiten Weltkriegs, dann stellen wir fest, dass die Euphorie angesichts des bildhauerischen Wirkens in der Schweiz anlässlich konkreter Einzelfälle (einer Ausstellung oder eines Wettbewerbs z.B.) häufig einer gewissen Ernüchterung Platz machte. Man sprach dann gern von der handwerklichen Solidität oder gar Perfektion, von einem Hang zur dekorativen Gestaltung oder, noch etwas despektierlicher, von einer Nähe zum Kunstgewerbe; Qualitäten, die im Zusammenhang mit dem Ausschmücken von Gebäuden und der Verzierung von Gärten durchaus gefragt seien. Die Schweizerische Landesausstellung habe einen eigentlichen «Musterkatalog der Gartenplastik» geboten.⁸ Bald wurde auch schon wieder von einer gewissen Enge und Einförmigkeit des plastischen Schaffens in der Schweiz, von «Epigonentum», gesprochen. Ein angehender Bildhauer, durch die Zeitumstände gezwungen, in der Schweiz zu bleiben, finde nur Vorbilder, die «Nachbilder der Vorbilder» aus Paris und anderswo seien. Es fehle vor allem an der Auseinandersetzung innerhalb «eingeschworener Künstlerkollektive» und an der Reibung mit dem «grossen Talent Giacometti»,⁹ der in dieser Zeit isoliert in Genf arbeitete und in keiner Stadt in der Schweiz durch Werke präsent war. Die Bemerkung, die schweizerischen Bildhauer entzögen sich der gegenseitigen Auseinandersetzung, ist – wenn wir etwa an das pulsierende Atelier der Germaine Richier au Hirschengrab denken – allzu pointiert. Vergleichen wir mit der Situation heute, war damals die Gemeinschaft der Bildhauer in der Schweiz enger, der Meinungs austausch intensiver. Schwieriger als das Verhältnis der Kunstschaffenden untereinander gestaltete sich dasjenige zwischen den Künstlern, der Gesellschaft und der politischen Macht. Die Zeiten, in denen ein Bildhauer nur für sich, für einen kleinen Sammlerkreis oder gelegentlich im Auftrag von Kirche und Schulbehörde arbeitete (wie im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts), waren vorbei. Der Staat rief. Und jeder Künstler musste sich entscheiden, ob er diesem Ruf nachkommen sollte, ob er ein

«offizieller Künstler» werden oder ein Outsider bleiben wollte. Die Verlockung, endlich im grossen Massstab arbeiten zu können, in der Öffentlichkeit mit Arbeiten anwesend zu sein, war so gross, dass die wenigsten Bildhauer sich überlegten, in welchen Konflikt zwischen künstlerischem Anspruch und gesellschaftlicher Realität sie sich begaben. Nur ein Künstler, der – wie Alberto Giacometti – fast ganz unter Ausschluss des politischen und gesellschaftlichen Interesses mit seinem subjektiven Normsystem arbeitete, konnte sich höchsten eigenen Ansprüchen nähern. Dies beantwortet allerdings die auch heute noch aktuelle Frage noch nicht, ob eine solche Arbeitsethik auch wirklich sinnvoll und jederzeit angebracht ist. Allzu schnell kann durch solche Vorbilder die in der Schweiz verbreitete Sehnsucht nach dem «Ausnahmeleben» weiter genährt werden.

Der Erwartungsdruck, der auf Plastikern lastete, die an öffentlichen Aufträgen arbeiteten, war sehr gross. Auch wenn bei vielen Wettbewerben der vierziger Jahre keine thematischen Vorgaben mehr gemacht wurden, wussten die Auftraggeber sehr genau, was sie wollten oder zumindest was sie nicht wollten. Die kulturellen Wertvorstellungen des schweizerischen Bürgertums waren in der Regel noch schlichter und einheitlicher als die politischen; dies zeitigte Auswirkungen auf das künstlerische Schaffen. Der minimale Themenkatalog der ausschliesslich figürlich-abbildhaften Werke lässt sich darauf zurückführen. Neben ganzfigurigen Menschen, einzeln oder in der Gruppe, kommen bei repräsentativen Werken allenfalls noch Tiere – häufig wieder in Kombination mit Menschen – zur Darstellung. Nicht einbezogen in dieses Abbild wird in der Regel, wie wir noch sehen werden, die soziale Existenz, der politische Kontext mit seinem Potential an geistigen und materiellen Konflikten, Krisen und Katastrophen.¹⁰

In der Schweiz hört der Beifall besonders abrupt auf, wenn sich ein Künstler gegen die bestehende Gesellschaftsordnung stellt. Der Scheideweg, der dann vor ihm liegt, führt entweder zum Revolutionär oder zum verlachten Sonderling. Ohne immer entsprechende eigene Erfahrungen gemacht zu haben, hatten viele Künstlerinnen diese Einsicht von Max Raphael, dem geistigen Mentor von Karl Geiser¹¹, verinnerlicht. Die Angst davor, ausgegrenzt zu werden, ist berechtigt. Führt man einmal ein Aussenseiter-Dasein, dann kann eine Geste noch so rebellisch, noch so schön wild sein, sie wird, sobald sie nicht auf Welthaltiges, auf Widerstand und Entsprechung im Lebensweltlichen stösst, skurril. Was Max Frisch in den vierziger Jahren über Albin Zollinger schrieb, gilt auch für die bildende Kunst.

Bei genauer Betrachtung war die Beziehung zwischen den Normativitätstypen (von Repräsentanten der staatlichen Macht, Bundesrat Etter etwa, leidenschaftlich propagiert) und den Subjektivitätsformen, die in Leben und Werk der Kultur-

schaffenden auftauchten, komplex. Es war nicht so, dass die Schweizer Bildhauer insgesamt sich unter allen Umständen bemühten, die in sie gesetzten Erwartungen zu erfüllen. Hier ist nicht der Ort, im Einzelnen zu zeigen, wie sich die Vorstellungen und Mythen vom Schweizer-Menschen in den dreissiger Jahren neu formierten, mit welchen Mitteln das Machtsystem ihre Ausübung forderte und durchsetzte, in welcher Art die Individuen als Subjekte des kulturellen Lebens diese Vorstellungen anerkannten. Einige Andeutungen müssen genügen.

Falsch wäre es, die figurativen Bildhauer als Diener irgendeiner Staatsideologie zu bezeichnen. Die wiederholten Beteuerungen der Künstler und Kunstvermittler, in den plastischen Werken dieser Zeit seien keine ausserkünstlerischen, womöglich politischen Gedanken zum Ausdruck gebracht, machen hingegen stutzig; denn selbst in den zahlreichen nackten Fruchtbarkeitsgöttinnen, Pomona oder Demeter, findet in bestimmter Weise die zeitgenössische Vorstellung vom Menschen Gestalt. Die herrschenden Normen prägen sich in Haltung und Ausstrahlung der Figuren aus, das angestrebte zeitlose Ideal bleibt, selbst bezüglich der Kunstwerke, Wunschtraum. Die Funktion der Propaganda (im Gegensatz etwa zum vaterländischen Denkmal des 19. Jahrhunderts) fällt weg, aber die dargestellte Menschheitsvision, deren Wurzeln unschwer in den jeweiligen historischen Zuständen auszumachen sind, untermauert das Bestehende gerade dadurch, dass sie es als Zukünftiges und Ewiges setzt. So konnten und wollten die meisten Bildhauer sich den umfassenden Normen und Wertvorstellungen, die mit dem «Schweizer-Sein» verbunden waren, auch vor und nach der hohen Zeit der Geistigen Landesverteidigung nicht entziehen. Wenn wir nun auf das damalige Bild des Menschen, des Schweizers und der Schweizerin, näher eingehen, werden wir allerdings bei einem genaueren Blick auf den plastischen Figurenbestand in der Schweiz erkennen, dass neben aller Affirmation ein wenig Sprengkraft in ihnen steckt, dass eine Ausweitung des engen Menschenbildes zuweilen in ihnen angelegt ist. Diese explosive Ladung war allerdings nur im sexuell-erotischen Bereich in einigen Fällen gross genug, um zu zünden.

Sucht man nach dem, was allen Schweizer Bürgern angeblich gemeinsam ist, trifft man auf undifferenzierte, wenig spezifische Qualitäten. Es sind Eigenarten, denen man auf den ersten Blick ansieht, dass sie nichts mit Blut oder Gencode zu tun haben, sondern durch die «Konsistenz der Rollenspiele» geprägt wurden. Diese Rollenspiele wechseln von Kultur zu Kultur, von Land zu Land und ergeben das, was man als das Besondere erkennt.¹² Einige Stichworte zum eidgenössischen Selbstverständnis in den vierziger Jahren: Der Schweizer ist zur Freiheit geboren. Alle Fesseln, materieller oder geistiger Art, wirft er instinktiv ab. «Der Schweizer stellt die Freiheit

über alles», denn «nur in der Freiheit kann der Mensch sich selber sein und sich auf sein Menschtum besinnen».¹³ Der Schweizer ist kein Knecht. Dort, wo ihn die Produktionsweisen (landwirtschaftliche oder industrielle) dazu zwingen, fügt er sich, getragen vom Prinzip der Solidarität, in die subtile Hierarchie dieser Gemeinschaft nicht Gleicher. Der Schweizer bäumt sich nicht gegen die Natur, gegen seine Natur auf, er weiss sich eins mit ihr; dadurch wird er vom «Strom der Mitte» getragen. Das Mittlere, das niemals mit dem Mittelmässigen verwechselt werden darf, ist dem Schweizer Orientierungspunkt.¹⁴ Extreme, Leidenschaften und der «quälende Dämon der Inspiration» bestimmen ihn nicht. Die innere feste Gesinnung, nicht die äussere grosse Gebärde, gilt als schweizerisch. Dies mag einer körperhaften Ausprägung im Wege stehen, trägt aber zu einem eigenen Lebensstil (der sich unmittelbar in den Kunst-Arbeiten niederschlägt) bei. Der «Blick auf das scheinbar Nebensächliche» führt zu einem «liebvollen Eingehen auf Halbverschwiegenes, Bescheidenes». Die Scheu des Schweizer, des schweizerischen Künstlers vor der grossen leeren Geste, «der unbefangene Wirklichkeitsinn», «eine gewisse Verhaltenheit im Ausdruck» lassen sich in dem einen Zug zusammenfassen: «Flucht vor dem Theatralischen».¹⁵ Dies sind geschlechtsübergreifende Eigenarten, denn mit dem Hinweis auf Anne-Marie Blanc als «Gilberte de Courgenay» lässt sich zeigen, dass auch «Anmut und Liebreiz» der Schweizerfrau fern der Filmstar-Schönheit «natürlich, unaufdringlich-gedämpft» sind.¹⁶ Sobald der Natur ihr Recht zugestanden wird, gibt es auch für den Menschen keinen Grund zur Eile. Alles braucht zum Reifen Zeit. Ein Rhythmus wird angeschlagen, das nach aussen hin bedächtig wirken mag. Da «die Hauptkräfte bei der Frau im Herzen, beim Mann im Verstand kulminieren»,¹⁷ unterscheiden sich Schweizer und Schweizerinnen allerdings auch. Aufgabe und natürliche Anlage der Frau lassen sie (im Ausgleich zum Eigensinn und dem Streben nach individueller Freiheit beim Mann) das Auseinanderstrebende verbinden. Sie verkörpert Solidarität mit den Schwachen und Hingabe an die Gemeinschaft: «Es liegt im Wesen der Frau als Lebensträgerin, das Lebendige, insbesondere den Menschen zu lieben.»¹⁸ Durch das Wirken der Frau, gespiesen von «überschüssigen Lebens- und Liebeskräften»¹⁹, entsteht das, was wesentlich ist (nicht nur für das Bild des schweizerischen Menschen, aber hier besonders intensiv): das Auseinanderstrebende wird zusammengehalten. Nichts steht ab. Sowohl der Einzelne, wie die Gemeinschaft werden zu einer festen Einheit, zu einem unveräusserlichen Ganzen.

Wir müssen uns nun fragen, welches Bild vom Menschen, vom Schweizer und der Schweizerin, sich in den Werken der figurativen Plastik, deren Blüte in der Schweiz wir in den dreissiger und vierziger Jahren ausgemacht haben, bündeln und

brechen. Es wird uns auch beschäftigen, inwieweit sie den Interessen und Absichten des staatstragenden Machtsystems entsprechen. Historische Determinanten und optisches Gefüge lassen, wie wir sehen werden, ein visuelles Zeichensystem entstehen, in dem Intention von Hersteller und Abnehmer, Schöpfer und Auftraggeber, ohne sich zu decken, aufgehoben sind. In dem angeordneten plastischen Gefüge von «Bezeichnendem» lässt sich «Bezeichnetes» finden, eine bewusst oder unbewusst angestrebte Bedeutung, die nicht ausdrücklich thematisiert ist. Dass jedes Kunstwerk neben Zeichenkonfigurationen, die sich auf Kollektives und Individuelles zurückführen lassen, auch eine Ausstrahlung besitzt, die man nicht verallgemeinern kann, sei stillschweigend vorausgesetzt.

Wie schon erwähnt, galt das vordergründige Interesse der Schweizer Bildhauer um 1940 der Form, der «rein plastischen Existenz» ihrer Gebilde. Dort, wo Erinnerungen an organisch Gewachsenes (bei Frauendarstellungen), an geologisch Geschichtetes (bei Männerdarstellungen) wach werden, geht es in erster Linie darum, zu zeigen, wie aus Naturhaftem Geistiges, aus dem Leben Kunst wird. Dem damals vernichtenden Vorwurf, ihre Werke seien anekdotisch oder gar narrativ, entzogen sich die Künstler durch permanente Undercoding. Jedes Bemühen des Betrachters, die Bildwerke in einen lebensweltlichen Kontext einzufügen, sie mit der alltäglichen Erfahrung in Zusammenhang zu bringen, muss scheitern. Allein schon dadurch, dass diese Figuren meist nackt sind, signalisieren sie, dass sie nicht Partikuläres und Besonderes, vielmehr Allgemeines repräsentieren. Der Plastik-Körper darf nicht der einer individuellen Person sein. Der zufälligen «körperlichen Maske» mangelt die Idealität. Diese ist jedoch nach damaliger Überzeugung notwendig, will sich die grossmögliche Zahl der Bürger eines Staates mit einem Kunstwerk identifizieren.

Die Figuren aus Bronze oder Stein besitzen keine Attribute, die auf soziale Stellung oder Klassenzugehörigkeit schliessen lassen; auch verraten der Gesichtsausdruck und die körperliche Haltung in der Regel keinen genau bezeichnbaren Gemütszustand. Dies gilt auch für die wenigen Plastiken, deren thematische Einordnung in den Gedankenkomplex von Freiheitswille, Wehrbereitschaft und Zwang zur Einheit leicht fällt. Etwa für Jakob Probsts «Schweizertyp» (1938), dem in der Ausstellung «Schaffen und Sorgen in der Kriegszeit» anlässlich der Basler Mustermesse 1942 ein Ehrenplatz eingeräumt wurde, oder für Hans Brandenbergers «Wehrbereitschaft» und Luc Jaggis «Gelöbnis», die beide an der Schweizerischen Landesausstellung 1939 gezeigt wurden. Die meisten übrigen plastischen Werke dieser Zeit scheinen den Passanten immer sagen zu wollen: Mit eurem Leben haben wir nichts zu tun. Wir führen unser Kunst-Leben im Zeichen der zwin-

links:

Karl Geiser, David, nach 1944,
Bronze, H. 89 cm, Kunstmuseum Solothurn

rechts:

Milo Martin, Diana, um 1942,
Bronze, H. 190 cm, Privatbesitz, Aarau unten:
Hermann Hubacher, Buhendes Mädchen,
1942-1949, italienischer Kalk,
H. 101,5 cm

(Foto: Walter Drayer)



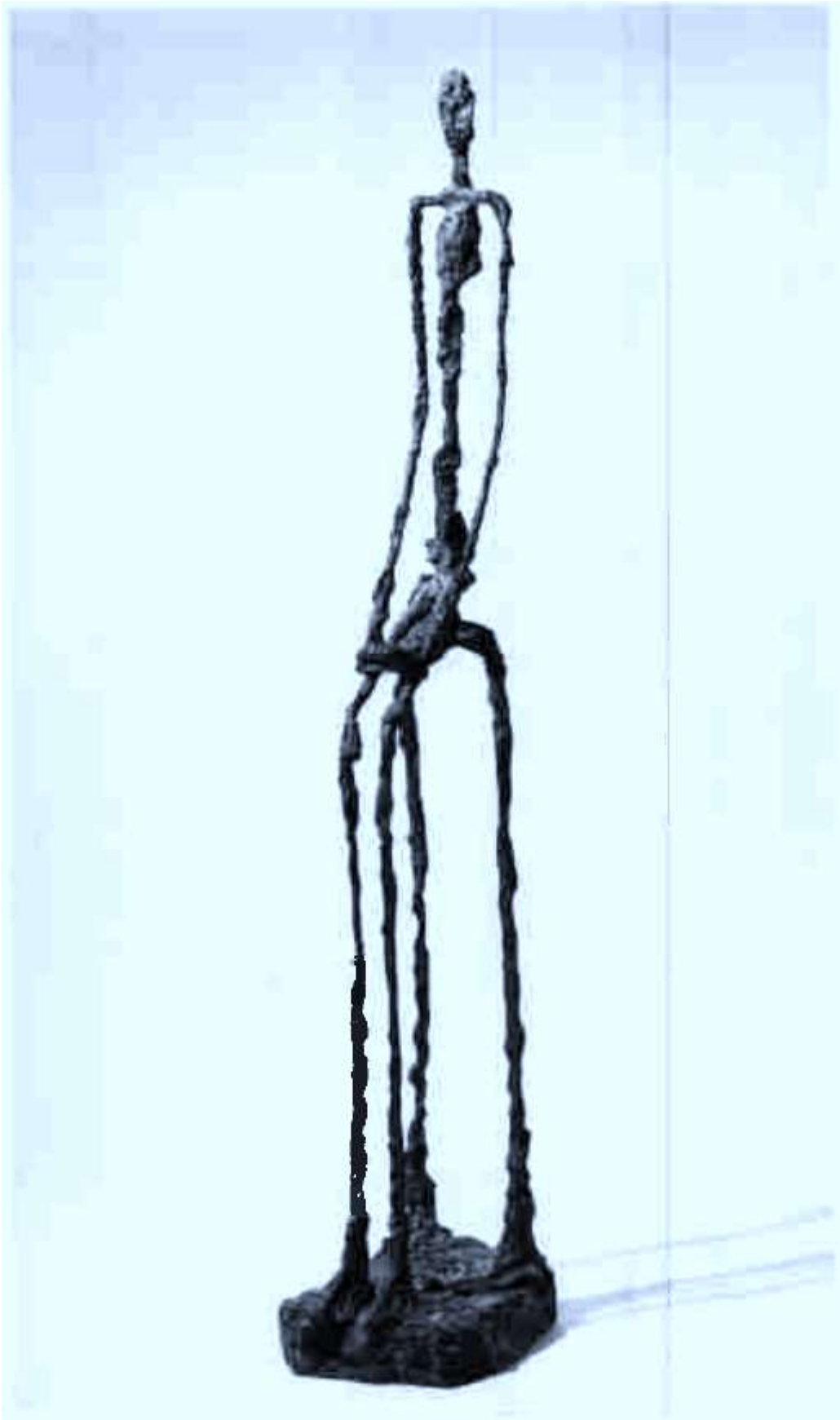
genden Tektonik, des ausgewogenen Verhältnisses der einzelnen Volumeneinheiten, des berausenden Rhythmus von Wölbungen und Höhlungen.

Vorsichtig lassen sich einige Gemeinsamkeiten dieser in der Schweiz entstandenen plastischen Körper und Körpergruppen formulieren, in deren Sprache, wie wir schon angedeutet haben, Spuren geistiger Prozesse eingeschrieben sind. Neben den Körpern selbst sind auch die vorhandenen oder nicht vorhandenen Zwischenräume aussagekräftig. Der plastische Körper in der Schweiz ist in der Regel ein gut fundiertes Formenmassiv. Der landschaftliche Vergleich liegt näher als der mit einer prallen Frucht – im Gegensatz zu den Frauendarstellungen der französischen Vorbilder Aristide Maillol und Charles Despiau. Ursache ist die Oberflächenspannung; obgleich meist recht massig, scheinen sich die Körper mit dem vorgegebenen Volumen zu begnügen, sich in den vorhandenen Grenzen einzurichten. Die Gefahr des Aufbrechens, der Verwandlung existiert nicht. Der Körperpanzer, als Abgrenzung des bürgerlichen Individuums angesichts der Konkurrenz der Märkte bereits seit dem 18. Jahrhundert als Überlebensstrategie zu beobachten,²⁰ findet zumindest in den männlichen Figuren vollkommene Anschaulichkeit. Nicht nur Karl Geiser ist der Überzeugung, dass die Intensität des visuellen Erlebnisses auch bei einer glatten Körperoberfläche möglich ist. Die kantig-schrundige Modellierung, einst von Rodin zu Vollendung gebracht, wird zugunsten sanfter Übergänge aufgegeben. Dynamisch bewegt wirken diese Figuren in den seltensten Fällen, da sie nur sehr zögernd von einer sogenannten «natürlichen Grundstellung», die keine besonderen Bewegungsmotive zulässt, abweichen. Die Gestik verliert sich immer mehr, die Arme ziehen sich scheinbar in den Rumpf zurück, gehen in der Kontur der Grossform auf. Dies verstärkt den Eindruck eines kompakten Körpervolumens. Es ist, als wollten sich diese Figuren in sich selbst bergen und gegen aussen hin abschliessen. Das häufig auftretende Motiv der «Kauernden» ist dazu besonders geeignet. Es entsteht der Eindruck von «Intimität und Beschaulichkeit», der immer wieder als Eigenart der schweizerischen Plastik bezeichnet wird.²¹ In diesem Sinn lässt sich auch Karl Geisers «Denkmal der Arbeit», nach problematischer Entstehungsgeschichte 1964 auf dem Helvetiaplatz in Zürich aufgestellt, beschreiben: wesentlich sind die «kompakten runden Volumina und ihre kraftvolle Beziehung zueinander, der stimmende Ablauf, mit dem sich die Komposition im Umschreiten schliesst und öffnet.»²² Besonders bei Figuren, die für ein städtisches Ambiente bestimmt sind, empfindet man den leitenden Wunsch nach Klarheit des Aufbaus. Die geometrischen Umrissformen sollen die Körper in den meist architektonischen Umraum einbinden, ihnen Halt geben. Die Bestimmtheit nach aussen kontrastiert mit der verwischten weichen Verschwommenheit der

Binnenformen. Die Figuren Alexander Zschokkes z.B. wurden gelegentlich als «teigig» oder «wattig» bezeichnet. Während in den Umrissformen blockhafte Kompaktheit vorherrscht, trifft man bei einzelnen Körperteilen und bei Übergängen durchaus auf Amorphes, Fragmentarisches, Disproportionales. Es ist, als ob es von innen her manchmal zur Auflösung des Allzufesten komme. Durch ausgeprägte Wölbungen, durch sanftes Vor- und Zurückschwingen der Körperteile und den massvoll rhythmisierten Wechsel von Spannung und Entspannung werden alle harten, dunkeln Schlagschatten vermieden.²³ Auch vergrössern die Bildhauer die Volumina der Extremitäten. Auf der Oberfläche eines üppigen runden Arms entfaltet sich das Licht ruhig in grossen Flächen. Die Figuren sind auf massvolle Weise gebaut und abstrahiert, ohne die lebendige Form allzusehr zu vergewaltigen. Wir sehen, alles «Kantige und Knorrige», das man damals gern als Merkmal des schweizerischen Nationalcharakters ansah, wurde innerhalb der Sprache der figurativen Plastik eher vermieden.

Bei aller Ferne zum Alltagsleben geht von diesen Figuren eine Botschaft aus, welche die einzelnen Betrachter in ihre Existenz integrieren können. Verherrlicht wird das Massvolle, das Ruhige, das Harmonische, also Qualitäten, die allgemein als klassizistisch bezeichnet werden. Der Klassizismus war in den dreissiger und vierziger Jahren in der Schweiz Inbegriff eines allgemeinverständlichen, demokratischen Stils (dies trotz seiner gleichzeitigen Propagierung im faschistischen Italien und Deutschland), dem es einzig gelingt, in der Kunst die Widersprüche des Lebens aufzuheben, den Wunsch nach Frieden zu stillen.²⁴ Die idealisierte Aktdarstellung verunmöglicht eine Schichtzuordnung des Dargestellten, dies scheint die Vergewisserung in sich zu schliessen, dass von Natur aus alle Menschen gleich sind. Von den meisten Bildhauern wird das Ausdrucksstarke und Expressive abgelehnt, da es mit der Zerrissenheit des zeitgenössischen Lebens gleichgesetzt wird. Die Hülle der Konvention wird noch nicht vom Menschenbild gerissen, es wird nichts in der Tiefe Verborgenes aufgedeckt. Es ist überheblich, vom heutigen Standpunkt die Überzeugung als naiv abzutun, dass Schönheit noch etwas Erstrebenswertes ist, nicht bloss Mangel an Lebendigem.

Die auffällige Häufung der Aktdarstellungen erweist sich bei einem Blick in die Nachbarländer als wenig originell oder gar als typisch schweizerische Eigenart;²⁵ sowohl für die bürgerlich-protestantische wie katholische Kultur der Schweizer Städte mit ihrer ausgeprägten Körperfeindlichkeit jedoch etwas Neues, ein bewusster Akt der Öffnung gegenüber der Natur, dem Natürlichen und Ursprünglichen. Dort, wo die Nacktheit Empörung hervorruft, werden zu ihrer Verteidigung pädagogische Argumente ins Feld geführt. Dies war etwa bei Otto Charles Bänningers siegreicher Wettbewerbsfigur für die



*Alberto Giacometti, Femme assise, 1946,
Bronze, H. 76,7 cm,
Sammlung Beyeler, Basel*



*Emilio Stanzani, Tanzender Harlekin,
1949/50, Bronze bemalt, H. 121,5 cm
Eigentum der Schweizerischen
Eidgenossenschaft*

Eingangszone des Luzerner Kunsthauses der Fall. Wurde im «Vaterland» der Vorwurf erhoben, die nackte Gigantin verleihe «das gesunde sittliche Volksempfinden und besonders das Empfinden der Frau», konnte man in der Stellungnahme der Künstlerschaft lesen, dass gerade anhand eines solchen Werks, in dem «die Leidenschaft des Bildhauers für die reine Form» zum Ausdruck komme, die Jugend zwischen einem Kunstwerk und einem «wirklich appellierenden erotischen Objekt» unterscheiden lerne.²⁶ Mag für den Künstler die erzieherische Funktion seiner Plastik – die Disziplinierung des voyeuristischen Blicks des männlichen Betrachters – nicht im Vordergrund gestanden haben, so ist sie vom staatlichen Auftraggeber durchaus gewünscht. Schnell jedoch wird das Nackte zum Gewöhnlichen, der Beachtung nicht wert. Selbst Tabuzonen wie Friedhöfe werden nun mit «stehenden», «kauernenden», «liegenden», «schreitenden» nackten Figuren übersät, die weder allegorisch noch mythologisch verbrämt sind. Auch in Parkanlagen begegnen wir hauptsächlich dem weiblichen Akt. Das Weib, das Naturwesen schlechthin, markiert die Übergangszone zwischen Kultur und Natur exemplarisch. Das Frauenbild ist geeignet zur Darstellung der Aufhebung des Gegensätzlichen. Gerade weil damals in der Schweiz die Frauen noch ausserhalb der kapitalistischen Produktion stehen, sind sie ihren Zwängen angeblich weniger ausgesetzt und somit nicht nur zur Repräsentation des vegetativen Lebens, sondern auch als Symbol der Freiheit prädestiniert.²⁷ Anders stellt sich die Situation für die Aktfigur dar, die in einem engen Zusammenhang mit öffentlichen und privaten Bauten wie Schulhäusern, Verwaltungsgebäuden, Versicherungen steht. Ein ganz bestimmter Menschentypus, der ideale Schweizer – aufrecht, kräftig, zufrieden –, wird mit diesen staatstragenden Institutionen in Verbindung gebracht. Nur wer rein und gesund ist, so der Appell, wird seinen Dienst an der Gemeinschaft leisten können, ist es wert, von den «sozialen» Einrichtungen der Gemeinschaft zu profitieren. Der Gedanke der Volksgesundheit (Eugenik) war in dieser Zeit zentral; beteuerte doch Bundesrat Etter 1943: «Ich vertrete nicht eine wähl- und qualitätslose Bevölkerungspolitik.» Seine Sorge galt einem «starken, gesunden Volk», und weiter: «Neben dem Staat muss die Familie dazu beitragen, ihre Blutlinie rein und stark zu erhalten und selbst zu verbessern.»²⁸ Nur wenigen Bildhauern war in den dreissiger und vierziger Jahren bewusst, dass ihre gutproportionierten, straffen, glatten Plastik-Körper im Dienste der Volkshygiene standen. Erst gegen Ende der vierziger Jahre setzte sich allmählich die Überzeugung durch, dass der ruhende, harmonische, unversehrt menschliche Körper nicht mehr darstellbar ist. Eine Welle der Verweigerung, vor allem bei jüngeren Bildhauern, setzte ein. Alberto Giacometti war schon lange davon abgekommen, den Menschen so darzustellen, wie er sich gern se-

hen würde. Germaine Richier wagte den radikalen Bruch mit dem traditionellen Menschenbild erst 1945 in Paris. Die Schweizer Plastiker – sofern sie sich nicht ohnehin der Abstraktion verschrieben – folgten mit der für die Schweiz üblichen Verspätung. Die festen Volumen wurden aufgerissen, die unerschütterliche Tektonik brach zusammen, der Körper wurde narbig, hohl. Statt Vorbild ist die menschliche Figur in der Plastik bis auf den heutigen Tag – von einigen nicht unumstrittenen Ausnahmen abgesehen – Menetekel und Schreckgespenst geblieben. Dass die Ganzheit unerreichbar und fragwürdig ist, wird in der wiederholten Zerstückelung schmerzhaft erfahren: Prothesen – keine intakten Körper. Übereinstimmungen mit gewissen politischen Strukturen in der Schweiz mögen rein zufällig sein.

Anmerkungen

1

Hubacher, Hermann: Die Zürcher Zeit der Bildhauerin Germaine Richier. In: Germaine Richier. Kunsthaus Zürich 1963: 8-10, hier: 10.

2

Zur Frage nach dem Begriff der «Schweizer Kunst» in jüngerer Zeit siehe: Stooss, Toni: «Stiller Nachmittag». Anstelle eines Vorworts. In: «Stiller Nachmittag». Aspekte junger Schweizer Kunst. Kunsthaus Zürich 1987: 7-14; und Baumgartner, Marcel: Anstelle einer Bibliographie: Schweizer Kunst 1980-1987 – und überhaupt. Eine Nachlese. In: Ebd.: 205-211.

3

Vgl.: Dreissiger Jahre Schweiz. Ein Jahrzehnt im Widerspruch. Kunsthaus Zürich 1981/82; und «Der Bund fördert, der Bund sammelt». 100 Jahre Kunstförderung des Bundes. Kunsthaus Aarau 1988.

4

Meyer, Peter: Die Bronzegruppe von Karl Geiser vor dem städtischen Gymnasium Bern. In: Das Werk 26 (1939), H. 2: 33-44, hier 33; Jedlicka, Gotthard: Schweizerische Malerei und Plastik der Gegenwart. In: Die Schweiz im Spiegel der Landesausstellung 1939. Hg. von Armin Meili. Bd. 2, Zürich 1940: 721-730, hier: 722; siehe auch Hobi, Urs: Zur Situation der figürlichen Plastik. Menschenbilder zwischen Zeitgeschichte und Zeitlosigkeit. In: Dreissiger Jahre Schweiz. Ein Jahrzehnt im Widerspruch. Kunsthaus Zürich 1981/82: 262-277.

5

Vgl. Rumpel, Heinrich: Otto Charles Bänninger. In: Das Werk 57 (1950): 149-156, hier: 149.

6

Eichenberger, Max: Hermann Haller. In: Kunst und Volk 5 (1943), H. 1: 1-11, hier: 5.

7

Joray, Marcel: Schweizer Plastik der Gegenwart. Neuenburg 1955: 7.

8

Jedlicka, Gotthard: Garten und Plastik. In: Das Werk 30 (1943): 281-284; hier: 282.

9

Eichenberger, Max: Arnold d'Altri. In: Kunst und Volk 7 (1945), H. 4: 4-10, hier: 5.

10

Viel hat sich in dieser Hinsicht auch in der Gegenwart nicht geändert, vgl. Reck, Hans Ulrich: Unerbittliche Ruhe. Ein polemisches Zeitbild der Schweiz. In: Offenes Ende. Junge Schweizer Kunst. Institut für moderne Kunst. Kunsthaus, Albrecht-Dürer-Gesellschaft u.a. Nürnberg, Erlangen 1987: 93-115.

- 11**
Karl Geiser. 1898-1957. Plastik, Zeichnungen, Radierungen, Photographien. Kunsthaus Zürich 1988: 48.
- 12**
Saner, Hans: Identität und Widerstand. Fragen in einer verfallenden Demokratie. Basel 21991: 138.
- 13**
Schweizer Landesausstellung 1939 Zürich. Offizieller Führer mit Ausstellungsverzeichnis und Orientierungsplan. Zürich 1939: 37.
- 14**
Faesi, Robert: Lernen und Wissen – Dichten und Denken. In: Die Schweiz im Spiegel der Landesausstellung. Hg. von Armin Meili. Bd. 2, Zürich 1940: 419-422, hier: 419.
- 15**
Lämmel, Hans: Gibt es einen schweizerischen Filmstil? In: du (1941), 1: 26f.
- 16**
Ebd.: 27.
- 17**
Borsinger, Hilde Véréne: Die kulturelle Bedeutung der Schweizerin in Familie und Vaterland. In: Du bist Eidgenosse. St. Gallen 1964: 99-118, hier: 101.
- 18**
Ebd.: 116.
- 19**
Du Schweizerfrau. Zur Erinnerung an den Pavillon der Schweizerfrau. Schweizerische Landesausstellung Zürich 1939. Hg. von den Schweizerischen Frauenverbänden. o.O. und o.J.: 12.
- 20**
Barta, Ilsebill: Der disziplinierte Körper. Bürgerliche Körpersprache und ihre geschlechtsspezifische Differenzierung am Ende des 18. Jahrhunderts. In: Barta, Ilsebill, Tita Breu, Daniela Hammer-Tugendhat et al.: Frauen-Bilder, Männer-Mythen. Berlin 1987: 84-106, hier: 90.
- 21**
Vgl. Netter, Maria: Drei Junge Basler Bildhauer. In: Das Werk 37 (1953), H. 3.: 77-83, hier: 77.
- 22**
Keller, Heinz: Zwei Denkmäler in Zürich. In: Das Werk 51 (1964): 264-267, hier: 266.
- 23**
Vgl. Riggerbacher, Rudolf: Hans Berger und Jacob Probst. Zur Eröffnung der Ausstellung in der Basler Kunsthalle am 10. Oktober 1952. In: Schweizer Kunst (1952), H. 10: 67f., hier: 67.
- 24**
Hobi 1981/82: 265 (s. Anm. 4).
- 25**
Wenk, Silke: Der öffentliche weibliche Akt: eine Allegorie des Sozialstaats. In: Barta, Ilsebill, Zita Breu, Daniela Hammer-Tugendhat et al. 1987: 217-238, hier: 217f. (s. Anm. 20).
- 26**
Landolt, Hanspeter: Diskussion um eine Plastik in Luzern. In: Werk-Chronik 33 (1946), H. 8: 94-95, hier: 94; und Lang, Beatrix: Anstössige Luzerner Skulpturen. Luzern 1990: 100-104.
- 27**
Wenk, Silke: Warum ist die (Kriegs-) Kunst weiblich? Frauenbilder in der Plastik auf öffentlichen Plätzen in Berlin. In: Kunst und Unterricht 101 (1986): 7-14, hier: 9f.
- 28**
Etter, Philipp: Die Familie. Grund und Eckstein. Bern 1943: 13.

Teil 2:
Sondergeschichten

Von der Ruhmeshalle zum Schulungsraum

Am 24. Juni 1898, am Vorabend der feierlichen Eröffnung des Schweizerischen Landesmuseums, fand im Zürcher Stadttheater ein grosser Festakt statt, der mit einem Prolog der Dichterin Isabella Kaiser begann. In feierlichen Versen wurden auch die Erwartungen an die neue Waffenhalle besungen: «Und wie ein Dom erheben sich die Hallen, Wo uns're Waffen liegen aufgetürmt.

Sie zeugen von den Helden, die gefallen.

Als einst der Krieg durch unser Land gestürmt!

Und zu den Enkeln reden still die Ahnen

Von der Franzosenzeit, vom Sonderbund,

Sie zeigen leise ihre blutgen Fahnen

Und predigen Eintracht mit dem blassen Mund.»

Die Waffenhalle sollte mehr sein als nur ein grosser Ausstellungsraum: sie sollte eine Ruhmeshalle, ein nationales Monument darstellen. Die Kombination von Denkmal und Museum war im ausgehenden 19. Jahrhundert keine Seltenheit. Auch in anderen schweizerischen Museen finden wir viele ähnliche Projekte und Realisierungen.

Es war naheliegend, dass in einem schweizerischen Landesmuseum der «Höhe- und Blütezeit» der Eidgenossenschaft, wie Karl Dändliker das 15. und beginnende 16. Jahrhundert bezeichnet hatte, ein Denkmal gesetzt werden sollte.

Eine «Ruhmeshalle» aber stellte die Museumsleute schon damals vor schier unlösbare Probleme. Der erste Direktor, Heinrich Angst, schildert im Jahre der Eröffnung die Schwierigkeiten der Aussteller mit der Waffenhalle: «Ganz besonders schwierig war die Einrichtung der Waffenhalle. Die Idee des Architekten, den Rundgang durch das Museum und seine alten, meist kleinen Zimmer mit dieser Halle von ungewöhnlich grossen Dimensionen abzuschliessen und so durch den Kontrast äusserlich auf die Besucher zu wirken und ihm gleichzeitig die jedem Schweizer teuren Erinnerungen an die grossen Zeiten seines kleinen Landes als Schluss- und Glanzpunkt vor die Augen zu führen, war eine glückliche. Allein ihre Ausführung lässt auf verschiedenen Seiten zu wünschen übrig. Die gewaltige Entwicklung nach oben ist für Ausstellungszwecke unnütz; Wandflächen sind in durchaus ungenügender Anzahl vorhanden, und die beiderseitigen Reihen von enormen Bogenfenstern lassen eine geschlossene Sammlung, wie sie einem so bedeutsamen, historischen Andenken geweihten Raum eigen sein sollte, nicht recht aufkommen. Für die Installation handelte es sich in erster Linie darum, den halb kirchlichen, halb modern-profanen Eindruck des Innern möglichst zu modifizieren.»

Zwei Konzepte prallten in der Waffenhalle aufeinander: Museumsraum und Nationalmonument. Der bekannte «Freskenstreit» um die künstlerische Ausschmückung der Waffenhalle

durch Ferdinand Hodler bildete so gesehen nur die Fortsetzung und den Höhepunkt eines bereits schwelenden Konfliktes.

In den folgenden Jahrzehnten behielt die Waffenhalle zwar ihren Charakter als Ruhmeshalle bei, doch fast jedes Jahr weisen die Jahresberichte des Landesmuseums auf vorsichtige Retouchen hin. Auf der einen Seite waren es konservatorische Belange, die zum Handeln zwangen: die Fahnen litten unter den klimatischen Bedingungen und konnten nicht mehr länger frei hängend präsentiert werden. Auf der anderen Seite suchten die Konservatoren eine historische und technologische Systematik in die theatralische Inszenierung der Waffentrophäen zu bringen.

Damit verlor die Waffenhalle nach und nach ihre überwältigende Wirkung, der sich in den Gründungsjahren niemand entziehen konnte und wollte. Hatte man im 19. Jahrhundert die Nähe zum Theatralischen, insbesondere zur grossen Oper, nicht gefürchtet, so suchte man jetzt die Beziehung zum Unterricht. Das Erbe wurde zum Ballast.

Erst nach dem Zweiten Weltkrieg eröffnete sich die Möglichkeit einer Neukonzeption. 1948 wurden die Kredite zum Umbau der Waffenhalle bewilligt, «deren herkömmliche Aufstellung den heutigen Anschauungen nicht mehr genügt», wie der Jahresbericht lapidar festhält. Der Direktor Fritz Gysin schildert ein Jahr später seine Ziele folgendermassen:

«Hier wird in völlig neuer, stark aufgelockerter Darstellungsweise und mit strenger Beschränkung auf das Wesentliche die Bewaffnung zur Zeit der Befreiungskriege des 14. und bis in den Burgunderkriegen des 15. Jahrhunderts gezeigt. Aus der ‚Ruhmeshalle‘ ist ein sachlicher Ausstellungsraum geworden, in dessen hellen Rahmen auch Hodlers Wandbilder zur besten Geltung kommen.»

Am 29. November 1956 konnte die «neue» Waffenhalle fertiggestellt werden. Die «Ruhmeshalle» war verschwunden, der «Freskenstreit» endgültig obsolet geworden. Hodlers Fresken bildeten nun keine tragenden Elemente mehr, sondern kamen eben als Kunstwerke zur «besten Geltung».

Die Neuaufstellung fand die breite Zustimmung der damaligen Historiker, Kunsthistoriker und Museologen. Stellvertretend für viele sei Hans R. Hahnloser zitiert, der 1960 die Leistung Fritz Gysins folgendermassen würdigte:

«Und in der grossen Waffenhalle, in deren überfüllten Sälen vordem ein prominenter Besucher geradezu von «Platzangst» sprechen konnte, demonstrieren uns heute anschauliche Puppen die Handhabung alter Waffen.»

François de Capitani

1907



Die Waffenhalle im Schweizerischen Landesmuseum im Jahre 1907 und 1957

Die Schweiz, auch damals eine Insel, doch die Welt war – auch damals – nicht weit.

«Ich wünsche mir unbefangene Betrachter, die auf meinen Bildern das sehen, das da ist, und nicht etwas Fremdes hineininterpretieren oder dahinter suchen.» So äusserte sich Walter Kurt Wiemken einmal zu seinem eigenen Werk. Und weiter führte der Künstler aus, wie er schon in seinen frühen, noch stark abbildhaften Arbeiten eine ausgeprägte Neigung zum Traumhaften verspürt und wie er schliesslich für den von ihm erkannten Seelenzustand des modernen Menschen im Bild des Seiltänzers einen symbolischen Ausdruck gefunden habe.

Das Traumhafte spricht denn Wiemken auch in vielen Bildtiteln ganz direkt an. «Traum, Wirklichkeit und Tod» heisst ein grossformatiges Gemälde, das sich heute im Kunsthaus Zürich befindet, in dem sich Wiemken mit dem Thema Menschsein auseinandersetzt. Traumhaft sind auch die allegorischen Figuren, die seine Bildschöpfungen durchgeistern. Traumhaft sind die alogisch konstruierten Bildräume und schwebenden Aktionsebenen in den Hauptwerken der dreissiger Jahre.

Wiemkens Interesse an zeitgenössischer Literatur war überaus gross. Am liebsten waren ihm Dichter, bei denen er wesensverwandte Schlüsselbilder für die erlebte eigene Realität fand: Alfred Kubin, in dessen Roman «Die andere Seite» eine Vernichtungsvision beschrieben wird. Ödön von Horvath, der in seinen Romanen das Wesen des Kleinbürgertums entlarvte. Und August Strindberg, dessen Dramen Wiemken förmlich verschlungen haben soll. Die intensive Auseinandersetzung mit dem schwedischen Dichter lässt sich im Werk Wiemkens vor allem anhand des «Traumspiels» aufzeigen. Zu diesem Stück schrieb Strindberg im Vorwort: «Die Gesetze von Raum und Zeit sind aufgelöst ... Aber ein Bewusstsein steht über allem: das des Träumers.» Der Schlüssel zum Verständnis des Werkes von Wiemken liegt auch in diesem Zitat.

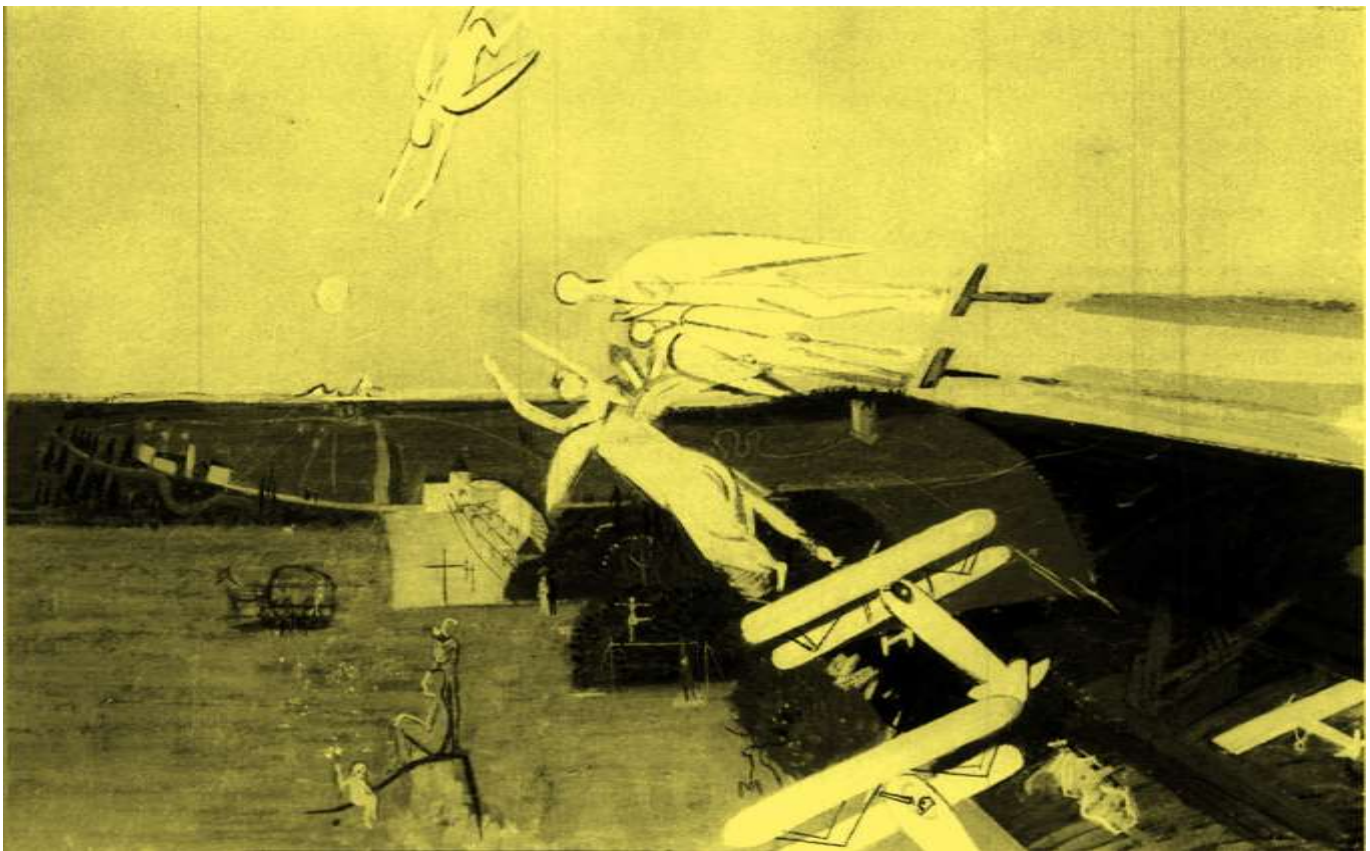
Dorothea Christ hat in einer 1971 erschienenen Monographie Leben und Werk von Walter Kurt Wiemken nachgezeichnet. Sein Wesen und die ganz persönlichen Lebensumstände, einige authentisch überlieferte Schlüsselerlebnisse aus Kindheit und Jugend, den künstlerischen Werdegang in seinem spezifischen Basler Umfeld beschreibt die Autorin. Prägend für seine das Werk bestimmende Bildthematik muss wohl die Erinnerung aus der Primarschulzeit gewesen sein, als der Knabe während des Ersten Weltkrieges allnächtlich den Kanonendonner aus dem nahen Elsass hörte: Die Schweiz, auch damals eine Insel, doch die Welt war – auch damals – nicht weit. Mit dem Wissen um Krieg, Zerstörung, Verstümmelung und das unheimliche Spiel dunkler Mächte ist Wiemken aufgewachsen. Umso wichtiger waren da für den sensiblen und in vielen Dingen sogar hellseherischen Künstler das Aufgehobensein im Freundeskreis mit den beiden Weggenossen Otto Abt und Walter Bodmer und die Zugehörigkeit zum verschworenen Kreis der Künstlervereinigung «Gruppe 33» in

Basel: Künstlerisch avantgardistisch und politisch kritisch-engagiert konnte sie wachen und fortschrittlich denkenden Menschen in frostiger Zeit eine geistige Heimat bieten. Hier fand Wiemken auch seinen eigenwilligen Stil, der sich frei am damals heftig umstrittenen Surrealismus orientierte.

Beim Durchblättern des über tausend Gemälde, Zeichnungen, Skizzen und öffentliche Auftragsarbeiten enthaltenden Werkkatalogs kann man daran teilnehmen, wie der Künstler seine Figuren entwickelt hat und daraus sein bitter-böses, bis-sig-ironisches Welttheater inszeniert, wie er dieselben Gestalten immer wieder auftreten lässt und wie er parallel zu den Schrecknissen draussen in der Welt immer wieder neue erfinden muss: Am eindrücklichsten wirkt das Auftauchen der Gestalt des Don Quijote, der seit dem Ausbruch des Spanischen Bürgerkrieges im Jahre 1936 Wiemkens Untergangsvisionen durchirrt. Mit aufrechter Lanze steht er auf seinem Pferd mitten im Gewittersturm über ihn hinwegbrausender Bomberschwärme, am Rande einer Vorstadtwiese, die als Motiv in Wiemkens Bildern verschiedentlich auftaucht. Die 1937 entstandene Tuschfederzeichnung «Schwarze Schatten» nimmt das in der Ausstellung gezeigte Tafelbild «Frieden und Krieg» von 1938 inhaltlich und formal vorweg. Als weisse Todesboten stürzen die Engelsgestalten den Kriegsflugzeugen voraus, rasen auf eine bleiche Sonne zu, stürzen ab wie Nachtfalter, die sich am Licht versengten. Noch flattern die bunten Wimpel über dem Festplatz. Liebespaar, Clown und Seiltänzerin, die dem Geschehen den Rücken zuwendende Familie auf der Wiese, sie ahnen noch nichts vom hereinbrechenden Unheil. Sie nehmen nicht teil in jener anderen Wirklichkeit des Bildes, die sich mit der brennenden Kirchenruine auf dem zum Kriegsflugplatz gewordenen Acker als zweite Ebene in das Bildgeschehen schiebt.

Wiemken ist 1940 erst 38jährig durch einen tragischen, nie ganz aufgeklärten Unfalltod gestorben. Er war als Folge einer im Säuglingsalter erlittenen Kinderlähmung leicht behindert und stürzte auf einem einsamen Spaziergang im winterlichen Tessin in einen vereisten Fluss, in dem er Tage später tot aufgefunden wurde. Sein Tod wird seltsam sinnbildlich, wenn man eine bedeutende Werkgruppe der letzten Schaffensjahre danebenstellt: Die Gewächshäuser und das letzte Selbstbildnis im Schnee, das im Todesjahr entstanden ist und den Künstler mit hochgeschlagenem Mantelkragen und sorgenvoll in eine Ferne gerichteten Blick in einer eisig erstarrten Winterlandschaft zeigt. Mit dem Gewächshaus hat Wiemken ein eindringliches Zeichen gefunden für den von ihm erlebten Zustand der Welt oder – näherliegend – der Schweiz: das warme Drinnen im Gegensatz zum kalten Draussen. Doch die gläserne Trennung bleibt letztlich Illusion, die beiden Ebenen durchdringen sich.

Yvonne Höfliger



Walter Kurt Wiemken, *Frieden und Krieg*,
Öl und Tempera auf Sperrholz, 36 x 58,5 cm,
Kunstcredit Basel-Stadt

«Verlassen, vergessen – So schwarz am Haferstrand.»

Schutzlos, der sengenden Sonne ausgesetzt, liegt die «Steinfrau», umgeben von einer kargen Wüstenlandschaft, verlassen am Ufer. Wasser umspült die steif in den Fluss ragenden Beine. Die zu Stein gewordenen Glieder lasten schwer, der aus groben Kieselsteinen gebildete Frauenkörper ist erlahmt, jegliche Bewegung wird unmöglich: zu weit ist die Metamorphose schon fortgeschritten. Einzig der sanft wellige Fluss wirkt der Verwandlung entgegen; in den zierlichen, mädchenhaften Füsschen scheint noch ein letzter Rest Leben zu stecken, aber je seichter das Wasser, umso deutlicher ist die Versteinerung vorangeschritten, so sehr, dass die junge Frau schliesslich in der Einöde gänzlich zu erstarren droht. Den gesichtslosen Kopf behutsam zur Seite geneigt, auf zur Untätigkeit verurteilten Armen ruhend, scheint die «Steinfrau» in einen tiefen Schlaf gesunken zu sein.

Wie bereits der Name des Bildes andeutet, verklammert Meret Oppenheim in der «Steinfrau» auf ungewöhnliche Art und Weise entgegengesetzte «Welten» miteinander: Stein und Frau, Tod und Leben, Lähmung und Bewegung, Gefangenschaft und Freiheit. Beide Wirklichkeitsebenen sind gleichzeitig gegenwärtig und vermitteln in ihrer engen Verknüpfung ein Gefühl von Befremden. Wer mag diese «Steinfrau» sein?

Meret Oppenheim hat sowohl das Jahr als auch den Ort der Entstehung der «Steinfrau» auf dem Bild selbst gut sichtbar unter ihren Initialen festgehalten. Die ausdrückliche und bewusste Nennung des Ortes taucht in den Werken der Künstlerin ansonsten nur selten auf.

Das Gemälde entstand im Jahr 1938 in der Rheinstadt Basel. Die unbekümmerten Jahre in Paris, wo die kaum zwanzigjährige Künstlerin die «Pelztasse», mit der sie weltweiten Ruhm erlangt, geschaffen hat, waren zu Ende. Der freie künstlerische Geist, der in der französischen Metropole herrschte – in Paris trifft die Schweizerin auf den Surrealistenkreis um André Breton –, war der schöpferischen Arbeit der jungen Frau förderlich gewesen; in Frankreich hatte sie ihre kreativen Kräfte voll entfalten können. Nach der Rückkehr in die bedrückende Enge der Schweiz, am Ende der dreissiger Jahre, fühlte sich Meret Oppenheim in ihrer künstlerischen Tätigkeit zunehmend gehemmt. Die kühne Unbefangenheit ihrer Pariser Zeit war gewichen, die Schöpferkraft der phantasievollen Künstlerin gebrochen – die lebensmutige junge Frau war selbst zu Stein geworden.

In einem weitergefassten Kontext reflektiert das Bild auch die katastrophale Situation der in der Schweiz lebenden Künstlerinnen und Künstler, die sich an avantgardistischen Konzepten und internationalen Strömungen wie dem Surrealismus oder dem Konstruktivismus orientiert hatten. Ihnen blieben in der Kunstprovinz Schweiz neben der von offizieller Seite geförderten traditionellen «Heimatkunst» – die heute fast vollständig vergessene Kunst der Landesausstellung 1939 steht

sinnfällig für die damalige Ausrichtung der staatlichen Kunstförderung – nur beschränkte Freiräume. Für viele Kunstschaffende, und zu diesen gehörte auch Meret Oppenheim, wirkte sich die Isolation zweifellos hemmend auf die künstlerische Arbeit aus.

Für Meret Oppenheim tritt ein weiterer wichtiger Aspekt hinzu, der in der Darstellung der «Steinfrau» seinen unmittelbaren Niederschlag fand. Gegen Ende der dreissiger Jahre beginnt sich Meret Oppenheim verstärkt mit ihrer Stellung als Frau und Künstlerin in der patriarchalen Gesellschaft auseinanderzusetzen. Jahrzehnte später noch prägte sie in der Rede anlässlich ihrer Auszeichnung mit dem Basler Kunstpreis 1975, der ihr als erster Frau überhaupt zugesprochen wurde, einen Satz, der gerade auch für die Vorkriegszeit ohne Abstriche seine Gültigkeit hat: «Noch schwieriger ist es für einen weiblichen Künstler.»

Die «Steinfrau» verkörpert also nicht nur die Unfreiheit des künstlerischen Ausdrucks, sondern in dem an Land gespülten, steinernen weiblichen Akt äussert sich zudem die damals von der jungen Künstlerin stark empfundene Unterdrückung der Frau in der abendländischen Welt: «Es war mir vielmehr, als würde die jahrtausendealte Diskriminierung der Frau auf meinen Schultern lasten, als ein in mir steckendes Gefühl der Minderwertigkeit.»

Ihre Freiheit jedoch – ihre Freiheit als Frau – war für Meret Oppenheim entscheidend, gewissermassen unabdingbare Voraussetzung für ihre schöpferische Tätigkeit. So erstaunt es nicht, dass das Bild «Steinfrau», sozusagen als ein letztes Aufbäumen, den Beginn einer langen künstlerischen Untätigkeit markiert, die Meret Oppenheim erst Jahre später überwinden sollte.

Gabriella Meier

*Verlassen, vergessen – So schwarz am Haferstrand.
Ich will die Zeit nicht messen, Die diesen Schmerz erfand.*

*Die gelben Wellen schlagen Das neue Netz entzwei.
Sie kommen, gehn und sagen: Das arme Allerlei!*

Meret Oppenheim,
Steinfrau, Öl auf Malkarton, 59 x 49 cm,
Privatbesitz

1938



»Das Getane der Liebe bleibt.« Kirche und Flüchtlingspolitik

Réduit-Denken kennzeichnet nicht nur die schweizerische Gesellschaft am Vorabend des Zweiten Weltkrieges. Es findet sich auch dort, wo man es eigentlich am wenigsten erwartete: in den grossen christlichen Kirchen. Den reformierten Landeskirchen gelang der Blick über die Kantons- und Landesgrenzen hinaus eher selten; die katholischen Kirchenkreise der Schweiz blieben vielfach in konfessionsinterner Problematik befangen und grenzten sich schroff ab vom konfessionellen Gegenüber. Réduit-Optik und konfessionelle Selbstbeschränkung legitimierten sich gegenseitig. Sie erschwerten, ja verhinderten die Zusammenarbeit auch auf Gebieten, wo sie selbstverständlich gewesen wäre, auf humanitärem und sozialem Sektor. Es brauchte einen langen Reifungsprozess, bis diese harten Krusten der Selbstgenügsamkeit durchstossen wurden und eine neue Sensibilität für die Christenpflicht in gewandelter Zeit heranwuchs.

Einzelne Persönlichkeiten in beiden Konfessionen wiesen die Wege und nahmen dafür einiges auf sich. Sie leisteten Grundlagenarbeit: Abbau der Fremdenängste, Aufbau der notwendigen Organisationen für Hilfsdienste, beharrliches Vorsprechen in Amtsstuben auf die Gefahr hin, lästig zu werden. Wenn hier etwas ausführlicher auf den in Luzern wirkenden Theologen und Priester Otto Karrer (1887-1976) eingegangen wird, so geschieht das nicht deshalb, weil er als Strategie organisierter Flüchtlingshilfe gelten könnte. Aber sein Einsatz für andere ist deswegen beachtlich, weil er über keine kirchliche Plattform verfügte, die ihm ein Eintreten für Flüchtlinge erleichtert hätte. Wegen eines kurzen Konfessionswechsels in einer Phase der Unsicherheit stand er bei kirchlichen Verwaltungsstellen zeitlebens im Verdacht doktrinärer Unzuverlässigkeit. Er war auch kein Geburtsschweizer, sondern als Bauernsohn aus dem benachbarten Badischen erst 1935 ins Schweizer Bürgerrecht aufgenommen worden, als er sich mit den nationalsozialistisch verseuchten deutschen Landsmannschaftsverbänden in der Schweiz anlegte. Von seiner schmalen und unsicheren Existenzbasis her leistete er individuelle Hilfe, förderte Bemühungen um eine gemeinsame christliche Widerstandsliteratur gegen den Ungeist der Zeit und setzte sich für die Notwendigkeit der Zusammenarbeit von Christen und Menschen guten Willens ein. Er sah über die Zeit der Bedrängnis hinaus und leitete somit zur gegenseitigen Öffnung der christlichen Kirchen hinüber. 1933 und 1938, als deutsche bzw. österreichische Emigranten in der Schweiz Asyl suchten, überwog auf katholisch-schweizerischer Seite sowohl bei Politikern wie bei kirchlichen Stellen Zurückhaltung gegenüber den Flüchtlingen. Ungeachtet des Misstrauens, das ihm entgegengebracht wurde, hat Karrer mit denjenigen, die bei ihm anklopfen, sein gar nicht so üppiges Brot geteilt, Unterkünfte für sie besorgt und sie an Fremde weitervermittelt. Hugo Rahner, der Innsbrucker Freund,

schrrieb ihm zum 70. Geburtstag: «Von den fünf Broten, die du dir selber gegönnt hast, blieben immer zwölf Körbe für andere übrig. Ich habe sie an deinem Tisch sitzen sehen, die Heimatflüchtigen, die rassistisch Verfolgten, und was du für sie getan, geschrieben, vermittelt, gebettelt hast, mit Briefen und Fernrufen und oft vergeblichen Gängen, wie du sie getröstet hast, auch wo es nichts mehr zu trösten gab – ach lieber Freund, ich weiss es und weiss es sicher nicht so grausam genau wie du selbst, es gab auch in deinem Leben ein Mühen ins Leere, Enttäuschung und selbst Gefahr von falschen Brüdern. Was verschlägt's? ... Das Getane der Liebe bleibt. Das Gedruckte mag vergilben. Denn der Herr, der das menschengewordene Wort ist, hat nichts geschrieben (es sei denn in den Sand, als er der Sünderin vergab), und seitdem ist das wahre Reich Gottes immer von Neuem Wort der Verkündigung und Opfer des Herzens. Für dieses Reich hast du Knechtsdienst getan ...»

Karrer ermöglichte es Waldemar Gurian, einem Berliner armenisch-jüdischer Herkunft, mit dem aus Bayern geflüchteten Redakteur Otto M. Knab zwischen 1934 und 1938 in Luzern die «Deutschen Briefe» herauszugeben, das bedeutsamste Informationsblatt über kirchliche und kirchenpolitische Vorgänge in NS-Deutschland, das in der Schweiz redigiert wurde. Weiter hat er den Berliner Theaterfachmann Rudolf Rössler dazu ermuntert, 1934 in Luzern den Vita-Nova-Verlag zu gründen, in dem Christen der drei grossen Konfessionen sich zusammenfanden, um eine geistige Abwehrfront gegen die totalitären Diktaturen der Zeit aufzubauen. Schliesslich beriet er junge Luzerner bei ihrem Unternehmen, eine Halbmonatszeitung, «Entscheidung», 1936-1939, herauszugeben, die sich die Überwindung katholischer und helvetischer Selbstgenügsamkeit zum Ziele setzte.

Dieser Einsatz war nur die Nebenfrucht einer Geisteshaltung, die ihre Aufgabe darin sah, Christen untereinander und mit anderen religiösen Traditionen ins Gespräch zu bringen. Karrer hat Entscheidendes zu diesem Durchbruch beigetragen und darf als Wegbereiter der ökumenischen Bewegung im schweizerischen Raum gelten. Kantengänger haben die Gesetzestreuern ihn genannt. Gewiss hat Otto Karrer die ausgetretenen Pfade verlassen, Risiken jeglicher Art auf sich genommen. Aber er tat das nicht mit Ungestüm, sondern in Respekt vor dem Gewachsenen und in behutsamer Einfühlung in die Glaubenserfahrung anderer. So trug er mit seinem Freundeskreis exemplarisch dazu bei, dass die christlichen Konfessionen in ein neues Verhältnis zueinander traten, sich zur Zusammenarbeit auf praktisch-sozialem Gebiet die Hand reichten und zu einer Verständigung in theologischen Sachfragen bereit erklärten. Eine neue Epoche begann, in der die Kirchen in der Schweiz sich ihrer globalen Verantwortung stellten.

Victor Conzemius



*Schwarze Madonna in Einsiedeln
(Foto: Eidg. Archiv für Denkmalpflege/
Sammlung Läubli)*

Ständige Zuflucht: Radio in der Kriegszeit

Damals (1938) dröhnten die Lautsprecher von Brandreden, die Drohungen waren in immer höheren Dezibelwerten zu messen; es war der «Anschluss», es war München, es war der Moment, den Orson Welles sich aussuchte, um Amerika in kopflose Verwirrung zu stürzen, als er in seiner Radiosendung «Krieg der Welten» die Ankunft der Marsmenschen auf der Erde verkündete. Der Weltkrieg war schon nahe.

Aber noch glaubte man an den Frieden. Selbst nach der Kriegserklärung und der Mobilmachung liess der Beginn dessen, was man vorerst «drôle de guerre» nannte, noch hoffen. Und das Radio war ständiger Auskunftgeber, ständige Zuflucht. Das Fernsehen hatte sich zwar bei der Landesausstellung in Zürich angemeldet, war aber gebeten worden, noch zu warten.

Der Rundfunkdienst wurde der PTT-Verwaltung unterstellt, und die Information war von der Abteilung Presse und Funkanspruch des Generalstabs der Armee abhängig. Man verteilte Empfangsapparate an die Truppe, und unser neutrales Radio drang dank Kurzwellen über die Grenzen hinaus. Im Innern des Landes versuchte man vergeblich, es zum Schweigen zu bringen, da die Zeitungsherausgeber die Entstehung einer gesprochenen Zeitung fürchteten; man versuchte, es zu neutralisieren, zu nationalisieren – auch das vergeblich, denn das Radio blieb föderalistisch. Und die Hörerzahl wuchs, die Stimmen von René Payot und Jean-Rodolphe von Salis erhoben sich, wurden weit über unsere Grenzen hinaus gehört, weil sie inmitten der ganzen Propaganda-Kakophonie die Wahrheit sagten. Auch in Grossbritannien gab es Sender, die Deutsch sprachen und Goebbels schlügen, indem sie die Wahrheit sagten, selbst dann, wenn sie unschön war.

Es stand uns nicht an, im stillen Kämmerlein zu «versauern». Landsleute waren nach Hause gekehrt, unter ihnen hochbegabte Autoren, Komponisten, Interpreten. So war der Krieg seltsamerweise eine Zeit intensiver künstlerischer Kreativität, trotz der unsicheren Situation des Radios aufgrund von Kompetenzstreitigkeiten zwischen Bundesdepartementen, trotz der Statistenrolle, die man seiner Generaldirektion zugeschoben hatte. Die Direktoren der sechs Studios strengten sich an,

waren erfinderisch, hielten inmitten des psychologischen Krieges der Ätherwellen die Moral hoch.

Und dann, eines Tages, ging der Wunsch Aragons in Erfüllung:

«Dass das Lied neu erklingt, das die Vögel nachpfeifen, Des-sen Antwort Paris ist, wenn von Freiheit die Rede.» Die Reporter zogen durch Frankreich, den Sieg auf den Lippen; der Wind hatte gedreht, vom Atlantik her; das Mikrofon begleitete das Schicksal, kam vom Süden herauf, dem Jura entlang, überquerte den Rhein und lief bis zur Donau. Die Grenzen sprangen auf, die Menschen legten Zeugnis ab, eine neue Brüderlichkeit erstand dank der Ätherwellen, die wieder zu etwas Gutem geworden waren.

Paul Vallotton



*Kriegsberichterstattung von
Radio Beromünster
(Foto: Theo Frey,
Eidg. Archiv für Denkmalpflege)*

Das Aquarell «Mobilmachung 1939» stellt den im Juli 1941 preisgekrönten Entwurf eines Wettbewerbs zur Ausschmückung der Kaserne 2 in Payerne dar. Der Künstler erlebt in diesem Aquarell die Mobilmachung nicht als isoliertes Ereignis, sondern als Zeitspanne der nationalen Abwehr und der Geistigen Landesverteidigung. Die Nachdenklichkeit der Menschen und die Betonung des im Boden verankerten «vertikalen Denkens» trifft die Atmosphäre jener Jahre und Monate auf eindrückliche Weise.

Ein heisser Herbsttag, der 2. September 1939. Mehr als 400'000 Schweizer rücken in den nächsten Tagen in Extrazügen auf den Sammelplätzen ein. Feldgraues Gedränge überall. Am 29. August hat der Bundesrat für das ganze Land den Aktivdienstzustand erklärt und drei Tage später die Generalmobilmachung verfügt. Die Bundesversammlung wählt Henri Guisan zum General der Armee. Die Truppen leisten den Treueeid. Eine bundesrätliche Verordnung verpflichtet jedermann, «gegen die Schweiz gerichtete Handlungen» anzuzeigen. Hinter den Kulissen wird in Eile eine Spionageabwehr aufgebaut.

Das waren keine Pfadiübungen mehr, das war blutiger Ernst. Alle wussten: das war der Krieg. Das Volk hatte miterlebt, wie Adolf Hitler unser Nachbarland Österreich «heim ins Reich» geholt und die Tschechoslowakei verstümmelt hatte. Und nun war der Diktator des Dritten Reichs in Polen eingefallen.

Die Reaktion auf diese fatale Sachlage in Dessouslavys Bild ist ein nüchternes Verständnis des Stichworts «Mobilmachung 1939». Es lotet tiefer in die Seelenlage jener Generation, als wenn es kämpferisch oder gar heroisch daherkäme. Wer dabei war, weiss: Kampfbereitschaft zur Selbstverteidigung füllte im September 1939 zwar einen Grossteil des aufgereizten Volkes. Zu verteidigen war jetzt nicht mehr und nicht weniger als die Heimat. Sie liegt in Dessouslavys Darstellung viel näher als ein heroisches Schlachtfeld. Diese Menschen sind von der Gefahr umgeben, aber sie stehen nahe beisammen, aufrecht und sicher. Diese Betonung der Vertikalen sagt für die Verteidigungsbereitschaft in der Not jener Zeit einiges aus. Blut und Boden? Weit davon entfernt lag es nicht. Was man damals unter Geistiger Landesverteidigung verstand, ist aus dem Bild herauszuspüren.

Es hatte in den dreissiger Jahren mit den cholerischen und bedrohlichen Parteitagereden Hitlers begonnen, fand Echo in der Anfälligkeit von Gruppen und (bürgerlichen) Parteien für faschistisches Gedankengut bei uns (z.B. Ehrendoktorat der Universität Lausanne für Mussolini) und war in der offenen Wühl- und Spionagetätigkeit der Deutschen sehr bedrohlich geworden. Ein Netz von Ortsgruppen lag nun über dem Land. Jedermann wusste, dass die Nazis und ihre Anhänger daran arbeiteten, die Schweiz «sturmreif» zu machen.

Im Land der Milizarmee und der Milizpolitik stand die Abwehrbereitschaft breitgestreut. Von demokratischer Gewaltenteilung sprach niemand mehr. So fühlte sich die Armee auch für

den «geistigen» Part zuständig. Die Politik ihrerseits sah sich sozusagen ex officio zur Aktivität gedrängt, und natürlich fühlten sich auch die Milizorganisationen der Bürgerschaft aufgerufen.

Die Folge war eine bunte Reihe von staatlichen oder militärischen sowie staatsbürgerlichen Aktivitäten im Dienst der Geistigen Landesverteidigung, Reaktionen zum Schutz des mehr und mehr bedrohten Landes:

1935 erlässt der Bundesrat das «Spitzelgesetz» und organisiert die Bundespolizei zum Kampf gegen die «Fünfte Kolonne». Die Sozialdemokraten anerkennen die Landesverteidigung. 1936 gründen Bürger das Redressement Nationale «zur Wahrung von Auffassungen, die in der politischen Tradition der Schweiz wurzeln». Im Sommer 1937 wird mit dem Friedensabkommen der Arbeitsfrieden sichergestellt. 1938 erhebt der Souverän das Rätoromanisch demonstrativ zur vierten Landessprache. Die Wehranleihe wird trotz niedrigem Zinssatz hoch überzeichnet. Im März 1939 erlässt der Bundesrat Massnahmen zur Förderung des Ackerbaus, und am 5. Mai wird in Zürich die Landi eröffnet. Hier baute sich die Geistige Landesverteidigung demonstrativ ihren Altar. Hier stehen auch die vertikalen Figuren Dessouslavys fest auf ihrem Boden.

Und während im Westen die Losung «Nicht für Danzig sterben» zirkuliert, findet in der Schweiz das Wort Bundesrat Obrechts grossen Beifall: «Wer unsere Unabhängigkeit angreifen sollte, dem wartet der Krieg! Wir Schweizer werden nicht zuerst ins Ausland wallfahrten gehen.»

Diese Verdichtung des Verteidigungsgeistes der Nation ist nicht ohne die Medien, Radio und Presse, zu verstehen. Schweizer Zeitungen werden in Deutschland verboten, auch deutsche in der Schweiz. In den Zeitungen tritt die Auseinandersetzung mit den Nazis offen zutage. Hier werden aber auch die demokratiegefährdenden Massnahmen der Geistigen Landesverteidigung tiefergehängt: die Unterdrückung der Meinungsäusserungs- und der Individualfreiheit, die bedenkenlose Vermischung von Zivil und Militär. In den Texten und Kommentaren der J.B. Rusch, der Schürch, Bretscher und Oeri finden sich nicht nur die kritischen Bekenntnisse zur Welt-, sondern auch die Warnungen vor der undemokratischen Innenpolitik jener Zeit.

Es ist rückblickend einfach, die zu engen Denkweisen der Kriegszeit zu apostrophieren. Eng sind sie zweifellos gewesen. Dennoch: jene Igelhaltung fordert Verständnis. Wenig Verständnis ist hingegen dafür aufzubringen, dass sich die Schweizer Demokratie seither nicht von den Denkweisen der Kriegszeit gereinigt hat. Das Zivilverteidigungsbüchlein von 1969 und die Fichenskandale der letzten Jahre sind nur die schlimmsten Beweise dafür, dass ihr das nicht gelungen ist.

Hans Tschäni



*Georges Dossoulaty Mobilmachung 1939,
Aquarell auf Pavatex, 52,5 x 178 cm,
Eigentum der Schweiz. Eidgenossenschaft*

Meh aboute oder Hunger lyde:

«Mehr anbauen oder hungern?» Unter diesem Motto startete 1942 der Verband Schweizerischer Konsumvereine (V.S.K.), die Vorläuferorganisation des Coop, eine gross angelegte Kampagne mit dem Ziel, den vom Bund 1940 lancierten Anbauplan, den «Plan Wahlen», zu unterstützen. Mit Presseorientierungen und Referentenkursen, vor allem aber mit einer Wanderausstellung und dem Radio-Hörspiel «Meh aboute oder Hunger lyde» wurde versucht, vermehrt auch der nichtlandwirtschaftlichen Bevölkerung die ideellen Werte des patriotischen Anbauwerks näher zu bringen. Angestrebt wurde neben der Förderung des individuellen Mehranbaus die Organisation von Arbeitskräften, die in «Schollengenossenschaften» und «Anbaukolonnen» zusammengefasst oder der «Bauern- und Bäuerinnenhilfe» zugeteilt wurden. Besondere Signalwirkung bei dieser Aktion «Stadt und Land, Hand in Hand» hatte die bereits im April 1942 erfolgte Gründung der Anbaugenossenschaft «Wilhelm Tell»: Nachdem im Kanton Uri bei einer militärischen Vernebelungsübung sämtliche Wiesen und Weiden mit einer nicht wasserlöslichen chemischen Substanz vergiftet worden waren, wurde dieser Anbaugenossenschaft die Aufgabe zugeteilt, das gesamte Weideland umzubereiten.

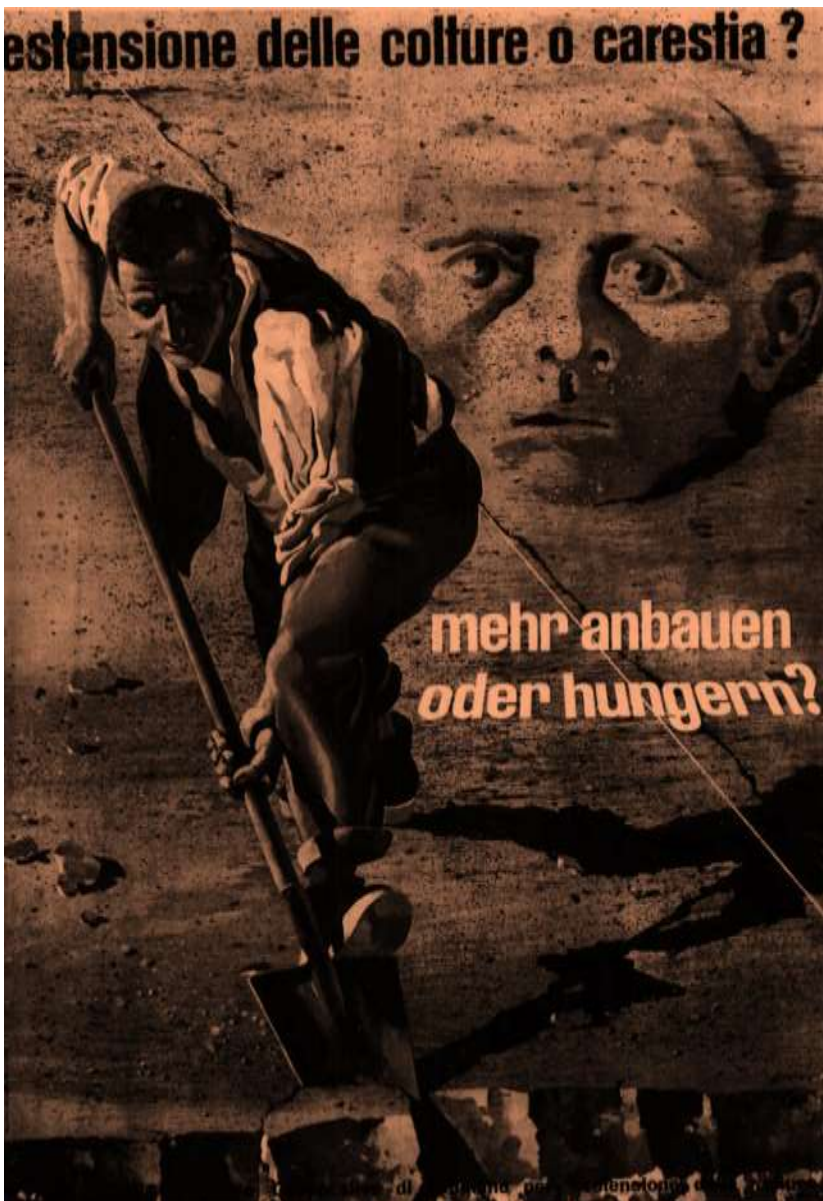
Das Plakat für die Werbekampagne des V.S.K. entwarf der junge Luzerner Künstler Hans Erni, der sich bereits mit dem riesigen Wandbild «Die Schweiz, das Ferienland der Völker» an der Landesausstellung 1939 einen Namen gemacht hatte. Seine moderne Lithographie «Mehr anbauen oder hungern?» mit der hyperrealistischen Darstellung des arbeitenden Mannes im Vordergrund und dem surrealistisch symbolisierten Hunger hinten fand allgemein grossen Anklang und zählte neben dem Mehranbau-Signet bald zu den wichtigsten Propagandamitteln des V.S.K. Das Plakat kam in den öffentlichen Aushang, wurde im Postkartenformat herausgegeben, dekorierte unzählige Schaufenster. Auch in Schulstuben wurde es angeschlagen, wie der Brief eines Lehrers an den V.S.K. zeigt: «Sehr geehrte Herren! Für das Plakat „Mehr anbauen oder hungern?“, das Sie uns am 4. Mai [1942] zuschickten, danken wir Ihnen ganz herzlich. Es hängt nun in unserm Schulzimmer neben der Wandtafel, und wir können es Tag für Tag betrachten.» «Mehranbau ist Landesverteidigung» war ein weiteres Plakat, das 1942 im Auftrag des V.S.K. entstand. Diese Lithographie von einem unbekanntem Grafiker fand als Innenplakat Verwendung. Im Gegensatz zu Ernīs Künstlerplakat ist hier die Idee wichtiger als die künstlerische Gestaltung. Die vermittelte Botschaft ist unmissverständlich: «Anbauschlacht». Obwohl dieser Ausdruck zum Teil umstritten war und Friedrich Traugott Wahlen, der Initiant des Anbauplans, im Nachhinein sogar von einer «als unschweizerisch empfundenen Bezeichnung» sprach – die Assoziation mit der «Arbeitsschlacht» der nationalsozialistischen Propaganda lag auf

der Hand –, so war der Begriff «Anbauschlacht» doch sehr populär. «Anbauschlacht» bringt den ideologischen Gehalt dieser nationalen Anbauaktion ebenso unverblümt zum Tragen wie auf dem Plakat die sinnfällige Verbindung von Bauer und Krieger. «Du suchst das Grosse, das geschehen soll, Schweizer, hier [im Anbauwerk] geschieht es!», hiess es 1941 in einem Aufruf des Nationalen Aufbaufonds an die Bevölkerung der Stadt Zürich. «Wir sind längst ein Volk, das in der einen Hand das Schwert, in der andern den Pflug hält. Wehrstand und Nährstand verschmelzen ineinander wie der Wille zum Leben und der Wille zur Freiheit.»

Die Durchführung des Anbauplans brachte dem «Bauerntum» eine ungemaine Steigerung seines gesellschaftlichen Ansehens. Der Wert der bäuerlichen Arbeit wurde im Vergleich zu demjenigen anderer Berufsgruppen – vor allem jener der Industriearbeiter – viel höher veranschlagt und als unmittelbarer Dienst für die Freiheit des Vaterlandes gewürdigt. «Schaffe Dir Deinen eigenen Acker, damit er Dich und Deine Kinder stark und frei erhalte!», lautete etwa Bundesrat Philipp Eppers Geleitwort für die Wanderausstellung des V.S.K. In dieser Ideologie der Geistigen Landesverteidigung und des Anbauplans, in der das Militär und die Landwirtschaft zu den tragenden Säulen des Vaterlandes bestimmt wurden, standen Soldat und Bauer ideell an vorderster Front. Wie es das V.S.K.-Plakat «Mehranbau ist Landesverteidigung» klar zum Ausdruck bringt, wurden der Soldatenbauer und sein mittelalterlicher Heldenvater, der Hirtenkrieger, zu ewigen, unerschütterlichen Garanten schweizerischer Freiheit erkoren. «Es ist ein eigenartiges, sinnvolles Zusammentreffen», schrieb 1941 Friedrich Traugott Wahlen, «dass unser Bauernstand, der vor 650 Jahren an der Wiege der Eidgenossenschaft stand, gerade im heutigen Festjahr des Bundes die Gelegenheit bekommt, sich als Fundament des Staates erneut unter Beweis zu stellen.»

Gab es 1942 noch mehr als 200'000 Bauernhöfe in der Schweiz, so sind es 1992 noch knapp 100'000 Höfe, und die Umstrukturierungen im Zusammenhang mit EG und GATT machen wahrscheinlich, dass in den nächsten Jahren mindestens ein weiteres Drittel den Betrieb einstellen muss. Trotz aller staatlichen Subventionen und Zollschutzverordnungen stehen heute die meisten Bäuerinnen und Bauern in klarer Opposition zur bundesrätlichen Politik und ziehen nach Bern in den «Bauernkrieg». Es stellt sich 1992 ernsthaft die Frage, ob die immer kleiner werdende Zahl von Bauern ihre Rolle als Musterschweizer einbüßen und ob ihre ideologische Funktion als Hüter von Demokratie und Freiheit und als Fundament des schweizerischen Staates in Zukunft überhaupt noch gefragt sein wird.

Matthias Weishaupt



links:

Hans Erni, *Mehr anbauen oder hungern?*
mehrfarbige Lithographie, 90,5 x 128 cm,
Zürich

rechts:

Mehranbau ist Landesverteidigung
(Graphiker unbekannt),
mehrfarbige Lithographie, 63 x 95 cm, Basel

«Die Schweiz als Zufluchtsort Vertriebener, das ist unsere edle Tradition» (Landi 1939)

«Use» – kurz angebunden wie einer, der nichts wissen will auf seiner Insel der Phäaken, so weist der Gefreite Wäckerli, selbstgerecht und opportunistisch, den Weg nach draussen, hinein in die Gaskammern von Auschwitz.

Wir schreiben Herbst 1942, Schweizer Armeespitze und Behörden wissen um die in Gang gesetzte «Endlösung der Judenfrage». Fünfzig Jahre später ist Carl Böcklis Karikatur beklemmend aktuell, drückt sie doch abermals die Haltung grosser Teile der Bevölkerung und der offiziellen Schweiz gegenüber Notleidenden aus, die Einlass begehren.

Keineswegs sollen dort historische Parallelen gezogen werden, wo es an Vergleichbarem fehlt. So verschieden die Konstellation der Weltpolitik von 1942 und 1992, so unverändert indes das Verhalten unseres Landes. Noch immer restriktiv ist etwa die Flüchtlingspolitik, die in scharfem Kontrast steht zu der bei patriotischen Feiern gerne evozierten humanitären Tradition. Wer um die Initiative der Schweiz weiss, die Pässe deutsch-österreichischer Juden 1938 mit einem «J» zu stempeln, muss entsetzt sein, wenn fünfzig Jahre später Dokumente «ausgeschaffter Asylanten» mit einem «R» gekennzeichnet werden. Damals wie heute warnten die verantwortlichen (rechts)bürgerlichen Parteien und Gruppierungen vor «Überfremdung». Sie wissen und wussten sich im Einklang mit der Mehrheit der Bevölkerung, die sich weitgehend foutiert um das Elend «fremder Fötzel».

Solche Analogien, die hier nur angedeutet werden können, legen nahe, dass in der Schweiz keine ethisch-politische «Aufarbeitung der Vergangenheit» (Theodor W. Adorno) mit mentalitätsverändernder Kraft geleistet wurde. Schonungslose Reflexion über die politisch belastete Vergangenheit fehlte der Schweiz gerade dort, wo sie sich mit einem anderen als dem verkärten Selbst hätte konfrontieren müssen. Stattdessen wurden die heiklen Jahre mit Landigeist chloroformiert und geschichtsklitternd aus Opportunisten «ein einzig Volk von Widerstandskämpfern» (Thomas Hürlimann) gemacht.

Erst die GSoA-Initiative und die Kritik an den Diamant-Feiern haben unlängst eine Debatte über die Schweizer Zeitgeschichte ausgelöst. Aber nach wie vor stossen Versuche zur Trauerarbeit auf den Widerstand der offiziellen Schweiz und der «Aktivdienstgeneration», denen innere Einigung in der Geistigen Landesverteidigung und vermeintliche Selbstbehauptung im Kriege Identität fürs Leben verschafft haben. Das aktive Verdrängen trug wesentlich zu jener Igelmentalität bei, die sich schon in den zwanziger Jahren auszuformen begann und die Schweiz bis heute prägt. Sie hielt und hält fruchtbar noch den Schoss, aus dem Fremdenangst und Fremdenfeindlichkeit kriechen.

Nun artikulieren sich Reserve und Feindseligkeit gegenüber Fremden derzeit überall im Westen, wo die postindustrielle Modernisierung als Verlustgeschäft erfahren wird. Politischer Umbruch und wirtschaftlich-gesellschaftlicher Wandel ma-

chen Angst und fördern das irrlichternde Bedürfnis nach simplen Lösungen und Sündenböcken. Was nicht ins Zerrbild kultureller Eigenart der jeweiligen Bevölkerung passt, wird so zum auszugrenzenden «dark continent» in der eigenen Bewusstseinsrealität.

Fremdenfeindlichkeit in der Schweiz als bloss importierte Ideologie zu verharmlosen wäre indes falsch. Der nach dem Ersten Weltkrieg einsetzende Kampf gegen «Überfremdung» auf der Grundlage eines latent vorhandenen Antisemitismus mündete in die fatale Flüchtlingspolitik der dreissiger und vierziger Jahre. Abwehr und Ausgrenzung von Fremden wirkten später als vorherrschender Gestus der von xenophobem Opportunitätsdenken bestimmten Fremdarbeiterpolitik.

Historisch bedingter Pluralismus und Regionalismus bilden die spezifischen Voraussetzungen der schweizerischen Abwehrhaltung. Das Land ist ein System von Autonomien und Partikularismen, das nur in selbstgestaltetem Mass als offen verstanden wird und Identität gewinnt im Widerstand gegen «Eindringlinge». Verschonung vor der Geschichte, Réduit-Denken und Wohlstand haben jenen Ethnozentrismus geschaffen, der imaginäres Schweizertum zum allgemeingültigen Massstab gegenüber Fremden stilisiert. Wie wäre sonst die landeseigene Distinktionssucht erklärbar, die Gemeinschaftsgefühle immer nur häppchenweise zulässt, oder die ständige Verteidigungshaltung gegen vermeintliche innere und äussere Feinde? Nachgerade urschweizerisch ist seit Jahrzehnten die Ausgrenzung all jener, die sich nicht qua schweizerische Sekundärtugenden eingrenzen liessen.

Wo aber Fremdes nur noch als Bedrohung und nicht mehr als Chance empfunden wird, Identität erst zu bestimmen und sich über die eigene Fremdheit klarzuwerden, herrscht mentaler Notstand. Wer das Verhältnis zum Fremden allein über die Kategorien von Macht und Verteidigung definiert, versteht die eigene Kultur als Festung und das Fremde als Feind, der sie einnehmen könnte. Dahinter verbirgt sich gefährdetes Ichgefühl, das lediglich durch Abwehr von Fremdem das zu komplex gewordene Leben zu beherrschen glaubt, weil faktische Machtlosigkeit als Machtzuwachs erlebt werden kann. Eine solche Gesellschaft kann sich Geschichte als Wandlung kaum mehr vorstellen; ihre Feindseligkeit gegenüber Fremdem zeigt an, dass sie sich ängstlich am Ende der Geschichte wähnt. Das Abwehrdispositiv Xenophobie entblösst so mangelndes Selbstwertgefühl, erodierte Identität und fehlenden Selbstentwurf eines durch die Moderne verunsicherten Gemeinwesens. Die Genesung der Patientin Helvetia wird deshalb davon abhängen, ob das arretierte Pendel zwischen den Polen «fremd» und «eigen» von Neuem zum Schwingen gebracht werden kann und Geschichte, als Kulturaustausch verstanden, fortführt.

Ernst Kindhauser

Nebelspalter

Samstag, den 17. September 1942
99. Jahrgang Nr. 38



Der neue Schweizergruss!

«Die Behörden müssen sich schämen,
Sie einzusperrern.»

«Wir sind ein neues Volk in der Welt, ohne Pass und Reisedokument», beginnt ein Lied, das in Gordola (Tessin), einem Arbeitslager für aus politischen Gründen emigrierte Männer, gedichtet wurde. Auch ich war ohne Pass in die Schweiz gekommen. In Wien aufgewachsen, emigrierte ich 1938 nach Paris. Nach der Besetzung kam ich über die grüne Grenze in die Schweiz. Ein Jahr lang konnte ich in Zürich untertauchen, wurde danach verhaftet und in der Strafanstalt Bellechasse interniert. 1943 kam ich ins Lager nach Sumiswald.

In dem ehemaligen Kinderheim hausten Jugendliche, Mütter und Grossmütter aus Polen, Deutschland, Österreich und Frankreich, ehemals wohlhabende Frauen und solche, die schon immer arm gewesen waren, zusammen. Wer nicht Haus- und Gartenarbeit verrichten konnte, strickte Socken und nähte Arbeitskleider für Männerlager. Der Tagessold betrug, je nach Leistung, zwanzig Rappen bis einen Franken. Das Geld gaben wir im Dorf für Toilettensachen, Strickwolle und andere Kleinigkeiten aus. Mütter schickten ihren Kindern, die bei Schweizer Familien irgendwo im Lande untergebracht waren, Päckchen. Bei der Bevölkerung waren wir nicht gerade beliebt. Auf Kosten der Steuerzahler, hiess es, leisteten sich diese Flüchtlinge den Coiffeur und kehrten im «Bären» ein. Von der Sorge um verschollene Angehörige, der Zukunftsangst, der Sehnsucht nach ihren Kindern und den Ehemännern, die wiederum woanders in Lagern interniert waren, davon wussten die Leute im Dorf ja nichts.

Wenn seelisch schwer belastete Menschen aus den verschiedensten Lebenskreisen dicht beieinander leben müssen, sind Konflikte, die sich irgendeinmal entladen, leicht vorauszusehen. Eine Lagerleiterin liess einmal die Haustüre verrammeln, weil ein paar junge Frauen ohne Erlaubnis ausgegangen waren. Die Eingeschlossenen gerieten in Panik. Sie weinten, schrien und versuchten, die Türen aufzubrechen. Sie zogen sich erst zurück, als wieder aufgeschlossen wurde.

Das zweite Lager, das ich kennenlernte, war in Langenbruck (Baselland). Ich hatte mich dorthin versetzen lassen, weil eine gleichaltrige und eine junge Frau, mit denen ich mich in Sumiswald angefreundet hatte, dorthin versetzt worden waren. In dem ehemaligen Hotel waren nun Mütter mit Kleinkindern interniert. Die Mütter wohnten im Hauptgebäude, die Kinder in der Dépendance. Hanna, eine gelernte Kindergärtnerin, betreute eine Gruppe, Gigi und ich waren ihre Gehilfinnen. Die Oberaufsicht hatte eine Schweizer Kinderschwester. Auch der Lagerarzt, ein Emigrant, war einem in Langenbruck praktizierenden Schweizer Arzt unterstellt. Die Mütter litten sehr darunter, dass sie ihre Kinder täglich nur zwei bis drei Stunden sehen konnten. In diesen Nachmittagsstunden wussten die Mütter ihren Kleinen nicht anders ihre Liebe zu bezeugen, als ihnen belegte Brötchen und Süssigkeiten aufzutischen.

Abends, wenn wir den Kindern das Nachtessen auftrachten, musste sicher eines erbrechen, was für andere das Signal war, den eigenen überfüllten Magen zu erleichtern. Das gehörte fast schon zum Tagesritual.

Ich war nicht mehr im Heim, als Gigi mit Kinderlähmung ins Spital gebracht werden musste. Kinder und Pflegepersonal wurden sofort im geschlossenen Haus isoliert. Als die Mütter das erfuhren, rannten sie vor die Dépendance, riefen nach ihren Kindern, tobten und weigerten sich, ohne ihre Kinder von der Stelle zu weichen. Mit der Angst um die Kinder entlud sich auch der Gram der Mütter, denen die Obhut für sie entzogen worden war. Alle Kinder blieben gesund. Gigi, der ein Arm gelähmt blieb, lebte nach Kriegsende in Bern. Nach gescheiterter Ehe musste sie für ihre beiden Kinder allein sorgen. Sie arbeitete als Sekretärin. Hanna fand in ihrer Heimatstadt Karlsruhe ihren Mann wieder. Im Auftrag einer Wohlfahrtsinstitution richteten sie im Schwarzwald ein Lungensanatorium ein. Dabei geriet etwas im Haus in Brand. Ihr Ehemann starb bei den Löscharbeiten. Hanna und ich sind noch in Verbindung.

Ich wurde vor 45 Jahren durch Heirat Schweizer Staatsbürgerin. Ich habe eine Schweiz kennengelernt, die die Grenzen für Verfolgte schloss, die hier Zuflucht suchten. Aber auch Menschen, die schon im Lande waren, wurden zurück an die Grenze gestellt, was für sie das Todesurteil bedeutete. Juden wurden als Wirtschaftsflüchtlinge – also nicht des Asylrechtes würdig – befunden. Es gab aber auch solche, die frei und unbehelligt leben konnten. Wie jene Frau, die in Sumiswald per Taxi einrückte. Zur Arbeit in der Nähstube eingeteilt, warf sie, ohne eine Miene zu verziehen, Wollknäuel und Nadeln zum offenen Fenster hinaus. Der Leiterin sagte sie hochmütig, sie sei irrtümlich da und werde schon am nächsten Tag in ihr Hotel nach Bern zurückreisen können. Verblüfft sahen wir dem Taxi, das sie auch prompt abholte, nach. Bankkonto hiess das Zauberwort.

Ich habe aber auch eine andere Schweiz erlebt. Familien, die in bescheidenen Verhältnissen lebten, boten mir Unterschlupf, teilten ihre Lebensmittelrationen mit mir und riskierten meinetwegen, die ich bei der Polizei nicht gemeldet war, eine Strafanzeige. Im Gefängnis, in der Kaserne in Zürich, sagte ein Wärter zu mir: «Für Sie ist es keine Schande, hier eingesperrt zu sein; die Behörden müssen sich schämen, Sie einzusperrern.»

Es gab aber auch von Antisemitismus und blindem Nationalismus geleitete Bürger und Bürgerinnen, denen die behördlichen Massnahmen nicht genügten. Damals wurden jedoch keine Gewaltakte verübt, keine Asylbewerber zu Tode geprügelt, keine ihrer Unterkünfte in Brand gesteckt.

Ich wünschte, dass die Abwehrkräfte stark genug wären, diesem rassistischen Terror Einhalt zu gebieten.

Gerda Rodel-Neuwirth



500 Zwei und dreiwöchige Kinder



392 Milchgabe für Kinder



62 Nachmittagsstunde mit den Eltern

Frauen und Kinder in einem schweizerischen Internierungslager (Bundesarchiv, Bern)

«Berühr mich nicht!»

A: Der Jüngling in heroisch-klassischer Pose vor und im Spiegel, umgeben von Schreckensbildern der Grausamkeit und der Gewalt; das ist, wie uns der Bildtitel sagt, die Haltung der selbstgefälligen Schweiz, die sich nach aussen hin abkapselt.

B: Die Narzissus-Metapher ist ja sehr wirkungsvoll, aber das Bild ist doch irgendwie widerlich in seiner Penetranz.

A: Du meinst, weil es so offensichtlich «schwul» ist.

B: Ja, vielleicht. Du weisst, ich halte mich für einigermaßen vorurteilslos, aber das Homoerotische scheint mir hier so verflucht einem Klischee zu entsprechen oder zu gleichen; und ich ärgere mich, wenn ich einem Klischee so wehrlos in die Falle gehe.

A: Du reagierst da auf das übersteigert Ambivalente im Bild.

B: Ja, auf das übersteigert Inszenierte auch und auf meine rasche Bereitschaft, darin etwas Verlogenes oder «Verklemmtes» zu sehen. Warum verbergen sich bei all dem Aufgebot an drastischer Nacktheit die «kritischen» Körperzonen in diffuser Schummrigkeit?

A: Weil Ambivalenz vielleicht geschlechtslos ist. Hier geht es ja um einen Rückzug in die Teilnahmslosigkeit, und die hat auch etwas Geschlechtsloses an sich.

B: Du erkennst also eine Parallele, die zwischen der Geschlechtslosigkeit des Narziss und der Neutralität der Schweiz gezogen wird?

A: Das ist wohl allzu programmatisch gedacht. Wichtig scheint mir jedoch, dass Camenisch seine politische Anklage in einen tabuisierten Bereich hineinstellt, der zunächst nichts mit der Schweizer Neutralität zu tun hat. Die Konfrontation mit einem so heiklen Thema wie dem der Homosexualität trifft die meisten dort, wo man instinktiv reagiert, ob man will oder nicht. Dadurch wird beim Betrachter sogleich ein emotionales Engagement mobilisiert.

B: Und damit wohl in den meisten Fällen auch ein Widerstand. Tabus haben mit Verdrängung zu tun, und das ist wohl auch die Ebene, wo das Bild erst richtig wirksam wird. Die Verdrängung macht ja den Narzissus so sehr gefährlich, zwingt in die verheerende Isolation.

A: Das Widerwärtige an diesem Bild ruft unseren Widerwillen auf den Plan, und dieser abwehrende Widerwillen in uns scheint sich im Bild zu spiegeln.

B: Ja, das ist das Perfide an diesem Bild, dass es den Betrachter in seine Inszenierung miteinbezieht. Den Jüngling sehen wir in Profilansicht, seinen Spiegelpartner in Frontalansicht. Diese Perspektive öffnet das Paar zum Betrachter hin. Der Narziss schaut in den Spiegel; sein Blick markiert nur gerade sein Schauen, dessen Richtung, aber nicht dessen Inhalt. Der Blick vom Spiegelbild zurück ist dagegen genauer bestimmt: er beobachtet sein Original von der Seite her. Das Abbild ist der aktive Partner der Begegnung, es spiegelt gleichsam unseren eigenen Blick aufs Bild, und wir müssen

uns vehement dagegen wehren, nicht als das eigentliche Gegenüber dieser Spiegelung definiert zu werden.

A: Wir könnten also spüren, dass wir uns beim Betrachten des Bildes ganz genau so verhalten wie der Narziss: «Berühr mich nicht!»

B: So in der Art etwa. Das Bild behauptet nicht bloss, dass die Schweiz narzisstisch sei, sondern es demonstriert auch, wie Narzissus mit der persönlichen Bedrohung durch Ängste zu tun hat. In diesem Badezimmer wird möglicherweise weisser gewaschen als anderswo. Die Sauberkeit, die hier erreicht wird, kommt aber merkwürdigerweise ohne richtiges Waschen mit richtigem Wasser zustande. Schmutz wird hier auf geheimnisvoll undurchsichtige Weise neutralisiert. Da klemmt etwas im Verhältnis der beiden Entblössungen im Bild: zwischen der nackten Gewalt und dem nackten Jüngling.

A: Daran liegt es, dass auch ich mich mit dem Bild so schwer tue. Mit meinem Ekel vor den flaumig-süsslichen Körpern mit ihrer penetranten Nacktheit in keimfreier Vitrine. Mit meiner Verärgerung über die stellenweise missglückte malerische Akkuratess, die trotz ihrer Mängel so selbstsicher auftritt. Mit meiner Irritation darüber, dass ich fasziniert bin von den neonbeleuchteten Greuelszenen auf den Badezimmerkacheln, die den Narziss wie ein elektrisch geladener Stacheldrahtzaun umstellen und im Spiegel eine perverse farbige Steigerung erfahren. Mit meiner Ablehnung der Peinlichkeit in der aufdringlichen Symbolik des roten Pantoffels. Mit meinem Verdacht, dass hier der Maler es nicht hat lassen können, seine eigene Ambivalenz zu zelebrieren. Sein gespiegelter Namenszug weist in diese Richtung. – Also, all dem gegenüber ist doch mein Widerstand verständlich oder sogar selbstverständlich.

B: Dein Widerstand schon, aber Deine Angst vor der Ansteckungsgefahr nicht.

Peter Suter

Paul Camenisch, Schweizer Narziss, Öl auf
Leinwand, 116,5 x 82 cm, Öffentliche Kunst-
sammlung Basel, Kunstmuseum, Depositum
der Freunde des Kunstmuseums

1943/44



«Mit herzlichsten Grüßen aus der Idiotendivision:

Vergeblich mutmasse ich heute über die Faszination des Künstlers Karl Geiser (1898-1957), als er, mitten im Zweiten Weltkrieg, einen Karabiner, einen Stahlhelm, ein Munitionstäschchen zu modellieren beginnt; nichts, was uns auf ein «feu sacré» hinweisen würde. Selbst das Gesicht des Soldaten entbehrt persönlicher Züge. «Die Uniform steht dem jungen Mann aus dem Volk gut, und es erweckt den Anschein, als ob er sie nicht ablehnte», beschreibt Lucas Wüthrich 1989 die Plastik. «Das ordonanzgerechte Adretsein in seiner Kriegstracht gibt ihm sogar einen neutralen, gelassenen Stolz.» Und weiter: «Man nannte das, wofür man sich verwenden liess, damals zutreffend «Vaterland», in dem Sinn, wie dieses Wort sich selbst versteht.»

Ein Geliebter von Karl Geiser war Soldat: tausend Tage Aktivdienst trennten den damals 22jährigen vom 44jährigen Bildhauer. Eine unmögliche Liebesgeschichte. Eine unmögliche Plastik. Der Soldat war mein Vater. Ein Stoss Briefe ist erhalten geblieben. Ich montiere.

Donnerstag 17.4.41, 15.30 Uhr. Lieber Geiser (...) was ich denke? Nun, an die grenzenlose Dummheit oder Verblödung der Menschen, die sich so benehmen wie wir hier oben in den Wäldern, Sümpfen und Gräben (...) Herzlichste Grüsse von deinem Fritz.

Bulle, Freitag Morgen. Lieber Geiser (...) Die ersten drei Tage (der grosse Marsch) waren Tage, wo ich nicht mehr einermassen normal denken konnte. Alles ging über mich hinweg und zog mich mit in einen endlosen stumpfsinnigen Tippel. Weder Landschaft noch Leute, an denen wir vorbeimarschierten, konnten einen Eindruck auf mich machen. Nur ganz Weniges blieb mir im Gedächtnis. Mal sah ich einen Karren mit Bauernkindern, mal eine alte Frau mit einem grossen blauen Kopftuch und schwarzem Rock bei einem Esel stehen. (...) Ich kenne nur die Art der Steinchen im Wege der Landstrasse, das gesprenkelte Bild des Asphalts und die benagelten Absätze des stets marschierenden Vordermannes. Ihm trotzte ich nach, und so kam ich nach Bulle. (...) Ich bin gerne hier, weil ich weiss, dass ich in 14 Tagen auch von diesem Städtchen wegfahre. (...) ton Fritz

Montag Abend im Bett. Lieber Geiser (...) Wie wildfremd, mich so gar rein nichts angehend dieses Leben ist. (...) Man wird oder soll erzogen werden zur Rücksichtslosigkeit. Mit dem alten blöden Spruch, dass ein Soldat stets zufrieden und fröhlich sein soll, abgehärtet, und alles! fürs Vaterland! auf sich nimmt, ist nicht viel getan, und lächerlich ist es zu glauben, einen Menschen so mir nichts dir nichts umzuformen, zu verändern in allem und jedem, wovon er bisher wusste. Je reste ton Fritz

Dienstag Abend. Lieber Geiser, nun ist es eine Woche her, dass ich dir geschrieben habe. Damals war ich auf der Wache

und hatte den ganzen Tag nicht viel zu tun, auf jeden Fall nicht viel Anstrengendes. Was aber auf diesen Dienstag folgte bis heute, ist diametral verschieden von dem, was ich als Aktivdienst erwartete. (...) Der Major, welcher diese hübsche Idee hatte, liess uns eine hundsgemeine Route gehen mit tausenderlei Möglichkeiten, uns zu verirren und dann stundenlange Umwege durch 80 cm Schnee durchzutippeln oder besser stolpern. Eine Übung mit vielen Gemeinheiten, die sich, man glaubt es kaum, über 57 km erstreckte. Morgens um 5½ Uhr kamen wir zurück. (...) Freitag Nacht um 2 Uhr, das wussten wir alle zum Voraus, begann die grosse Dislokation Zug-Eschenbach, welche mit Vollpackung über 40 km sich hinzog. Ich habe geglaubt, niemals solcher Strapazen fähig zu sein, doch gingen die Füsse bis zum Schluss mit. Mit Herzmitteln und sonstigen Stärkungen als Helfer kam ich an. Doch blieben wir nicht dort. (...) Wir sind der Stabskp. Füs. Bat. 71 zugeteilt, um in Sturmangriffen mitzuwirken. Kriechend bei scharfem Schiessen wird da im grössten Dreck vorgerückt. (...) Kein Lebewesen würde so stumpfsinnig sich hergeben, wie dies von den Soldaten im Kriege der Fall sein muss. Ich sehe erst jetzt inmitten all der zahllosen Füsiliere, wie die goldbekränzten höheren Militärs sich ein Gefecht vorstellen. Ein Irrsinn sondergleichen! Ich bin überzeugt, dass im Ernstfall ich da *nicht* mitmachen würde, auf keinen Fall. Ich würde desertieren oder mir lieber selber den Garaus machen, als in diese Schweinerei hineinzuliegen. (...) Das Anbrüllen ist mir schon völlig gleichgültig. Ich mache alles, so gut es geht, und stehe auf gutem Fuss mit den Soldaten. Der Lt. leidet genau so wie wir Uof. Ihn kotzt alles furchtbar an. Drei Wochen dauert das nun an. Dann wird die San. Kp. 10/6 wieder gesammelt zu den Manövern, welche weitere 3 Wochen dauern werden. An all diesem Quatsch ist Constam schuld, und nach ihm heisst seine Division allgemein hier oben die «Idiotendivision». Bien à toi

ton Fritz

Freitag Abend. Lieber Geiser (...) An diesem Dienstagmorgen, als ich Walde verliess und damit der Füs Kp. 111/71 den Rücken kehrte, wurde der Leutnant, welchem ich nun während 14 Tagen unterstellt war, erschossen. (...) An diesem Morgen ist er bei Übungen im Wald mit einer Scheibe, die einen Mann darstellt, verwechselt worden und, durch Lmg-Feuer mehrmals getroffen, ein paar Stunden darauf gestorben. (...) Herzlichste Grüsse et bon travail te souhaite ton ami Fritz

Drei Jahrzehnte nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges hat Geisers Soldat alle Hebel in Bewegung gesetzt, dass seine Söhne vom Militärdienst freigestellt wurden.

Jan Morgenthaler



*Karl Geiser, Stehender Soldat,
Bronze, H. 61,5 cm, Privatbesitz
Denis Vaucher*

Die letzte Chance». Gedanken zu einer Asylpolitik

Eine kleine Menschengruppe wird durch filmische Zauber macht zu einer endlosen Schlange von Flüchtlingen, die sich weit in ein verschneites Schweizer Tal hinaus entfernt, begleitet vom folgenden Kommentar: «Ein paar Leute, die eine Strasse entlang gehen. Aber es gibt Millionen, die die gleiche Strasse gehen. Vielleicht gehen sie eines Tages zurück – ja – sie werden zurückgehen.» Das ist die Schlusszene des letzten Spielfilms, der während des Zweiten Weltkrieges in der Schweiz gedreht wurde. (Produktion und Verleih: Praesens-Film AG; Regie: Leopold Lindtberg; Drehbuch: Richard Schweizer, Leopold Lindtberg, David Wechsler; Kamera: Emil Bema; Montage: Hermann Haller. Länge: 113 Min./3'100 m. Schweizer Uraufführung: Zürich, Cinema REX, 26. Mai 1945; Weltpremiere: New York, CRITERION-Theater, 29. November 1945.)

Die letzte Chance erzählt die Geschichte von fünfzehn Menschen verschiedener Nationalität, die im September 1943 vom besetzten Norden Italiens her um jeden Preis auf schweizerisches Gebiet zu gelangen versuchen – ihre einzige Rettung. Ein Thema von so brennender Aktualität wie das Flüchtlingsproblem im Jahre 1944 in Angriff zu nehmen, konnte für die Equipe der Praesens-Film eine gewagte Sache sein.

Die Dreharbeiten wurden mehrmals durch zivile und militärische Behörden blockiert, die den Leuten von der Praesens misstrauten (deren Direktor Lazar Wechsler, jüdischer Abstammung, hatte 1944 den russischen Dokumentarfilm *Stalingrad* illegal eingeführt; ausserdem waren zahlreiche seiner Mitarbeiter Juden) und fürchteten, die im Drehbuch dargestellte Flüchtlingsproblematik könnte dem Ansehen der Schweiz schaden. Nach zahllosen Schwierigkeiten kommt *Die letzte Chance* im Mai 1945 in den Deutschschweizer Kinos heraus und erringt einen beträchtlichen Erfolg, der rasch über unsere Grenzen hinausdringt.

Der dokumentarische Aspekt des Films verstärkt seinen zutiefst menschlichen Charakter. *Die letzte Chance* strahlt vor allem – unterstrichen auch durch seine Mehrsprachigkeit: jeder Darsteller redet in seiner Originalsprache – eine Botschaft von Liebe, von Verständnis, von Solidarität unter den Menschen aus, ein universelles Credo nach sechs Jahren Krieg. Alles deutet darauf hin, dass die Praesens-Film *Die letzte Chance* für eine internationale Auswertung bestimmt hatte. Der Film sollte denn auch Millionen von Zuschauern anziehen und hohe Auszeichnungen gewinnen (Friedenspreis beim Festival von Cannes am 9. Oktober 1946).

Rund um die Welt ausgestrahlt, wird *Die letzte Chance* zu einem starken Verbündeten der Regierung. Tatsächlich schwenken die Schweizer Behörden von ihrer argwöhnischen Haltung rasch zu rückhaltloser Zustimmung um. Sie haben begriffen, dass dieser Film dazu dienen könnte, den gegen

Kriegsende doch einigermaßen getrübteten helvetischen Wappenschild frisch zu vergolden. Die Schweizer Gesandtschaften im Ausland nutzen das Erscheinen des Films in den verschiedenen Hauptstädten der Welt, um Sondervorführungen für die Behörden, das diplomatische Corps, die Presse und bekannte Persönlichkeiten zu organisieren. Die Besprechungen in der nationalen und internationalen Presse sind des Lobes voll. Einhellig unterstreichen sie das humanitäre, gastfreundliche Wesen der Schweiz, dieses Symbols von Demokratie, Freiheit, Neutralität ... Das den Protagonisten des Films gewährte Asyl entspricht ja der reinsten schweizerischen Tradition! *Die letzte Chance* und ihr Happyend kommen zur rechten Zeit. Gottseidank! Das Image der Schweiz als Asylland bleibt unversehrt. Dieser Film beglaubigt noch einmal die Darstellung eines zugänglichen Landes und hilft gewisse dunkle Punkte ausradieren. In dieser Hinsicht wäre daran zu erinnern, dass eine Verfügung vom 13. August 1942 die Schliessung der Grenze anordnete und dass erst am 12. Juli 1944 Menschen, die auf Grund ihrer Rasse die Flucht ergriffen, als politische Flüchtlinge betrachtet wurden.

Die letzte Chance darf als wichtiges Vehikel für die Verbreitung der schweizerischen Identität gelten, die in diesem Nachkriegsklima die Idee der Schweiz mit humanitärer Hilfe und Aufnahme von Flüchtlingen verbindet. *Die letzte Chance* zeigt, wie die Fiktion zum Spiegel einer kollektiven Mentalität werden und im Nachhinein die Vielschichtigkeit und die zahlreichen Widersprüche einer schwierigen Zeit unseres Landes aufdecken kann.

Floriane Closuit

...mit «filmischer Zaubermacht» diesen «endlosen» Flüchtlings-Treck in die Schweizer Landschaft getürkt...



Zimmereinrichtung für die Westentasche:

Die Notzimmerngarnitur «Patent Ehrlich» bestand aus zwei Bettgestellen mit verstellbaren Keilkissen, zwei Wollmatratzen, einem Kleider- und Wäscheschrank, einem Ess- und Arbeitstisch sowie vier soliden Hockern. Alle Teile, vom späteren Benützer auf einfachste Art zu montieren, galt es in den beiden Couchrahmen so raumsparend und rationell als möglich für den Transport unterzubringen. Hinzu kam eine komplette Garnitur Koch- und Essgeschirr für vier Personen samt «Milchkännli». Die komplette Garnitur wurde von der AERMO GmbH in Zürich hergestellt. 50 dieser «Colis», zum Preis von je ca. 400.- Fr. und einem Gewicht von je 166 Kilo, füllten einen Eisenbahnwagen der Schweizerischen Bundesbahnen.

Die ersten 100 Garnituren wurden von zwei schweizerischen Hilfswerken bei der AERMO in Auftrag gegeben und betreffend die Lieferung von weiteren 1'000 Einheiten stand die Firma im Dezember 1944 mit der «Schweizer Spende an die Kriegsgeschädigten» in Verhandlung.

Eine der ersten Auslandsendungen ging nach St-Etienne. Über 1'000 Familien wurden allein dort nach einem heftigen Bombardement 1944 obdachlos. Unzählige Kriegsgefangene fanden zudem nach Kriegsende ihr Heim zerstört vor. Im Mai 1945 trafen schliesslich 50 AERMO-Notzimmerngarnituren des Schweizerischen Arbeiter-Hilfswerkes in St-Etienne ein. In einem Saal war eine kleine «Demonstrations-Ausstellung» eingerichtet und vor geladenen Gästen ein «Wohn-Colis» ausgepackt und fachgerecht montiert worden. Der Präfekt des Departementes Loire, Vertreter des französischen Roten Kreuzes, aber auch Mitglieder der städtischen Verwaltung verfolgten gespannt die Montage von Betten, Kasten, Hockern und Tisch und lobten abschliessend, was die kleine Schweiz so doch alles fertigbringe.

Der Erfinder der Notzimmerngarnitur, der Jude Mauritius Ehrlich, war nach zunehmenden Repressionen gegen seine Familie und seine eigene Person aus Wien in die Schweiz geflüchtet. Am 27. November 1938 überquerte er in der Nähe von St. Margrethen illegal die Schweizergrenze und gelangte nach Zürich. Dank Hans Nägeli, dem damaligen Sekretär der Sozialdemokratischen Partei, wurde seitens der Schweizer Behörden auf eine Rückführung verzichtet und Ehrlich als politischer Flüchtling anerkannt. Zwei Monate später konnte er seine damals schwangere Frau und seine elfjährige Tochter in die Schweiz nachkommen lassen.

Zunächst arbeitete Ehrlich im «Schweizerischen Hilfswerk für Emigrantenkinder», bevor er ab 1941 u.a. mit Einwilligung der Eidgenössischen Fremdenpolizei bei der «Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft für kriegsgeschädigte Kinder» die Leitung der Patenschaften übernehmen konnte, wohlgemerkt ehrenamtlich und ohne jegliche Bezahlung. Im Jahre 1942 fusionierte das Hilfswerk mit dem Schweizerischen Roten

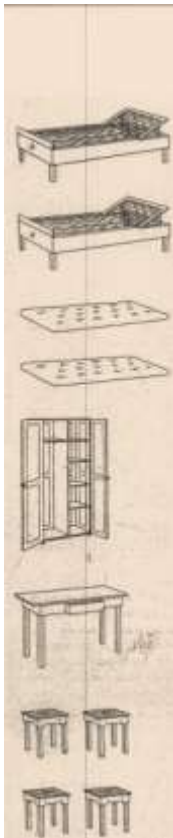
Kreuz, und Ehrlich übernahm offiziell die Leitung der Patenschafts-Abteilung und entfaltete dort sehr grosses Engagement.

Gleichzeitig, also während die Kriegsgeschehnisse noch in vollem Gang waren, beschäftigten ihn bereits Fragen der Nachkriegshilfe und des Wiederaufbaus. Gerade seine am eigenen Leib gemachten Erfahrungen als Flüchtling und später als «Gestrandeter» in einem fremden Land, versehen mit dem nur absolut Notwendigsten, bekräftigten ihn in der Idee, den «Ausgebombten» als Starthilfe eine Wohngarnitur zur Verfügung zu stellen, eine Art «Zimmereinrichtung für die Westentasche» (Ehrlich).

Im Frühjahr 1944 ging es an die Umsetzung. Bereits im August stand der Prototyp, realisiert in Zusammenarbeit mit der EMBRU AG in Rüti. Die Gründung einer eigenen Firma zur Produktion und zum Vertrieb des «Wohn-Colis» verweigerten die Behörden; nur zusammen mit einer integren Schweizer Persönlichkeit sollte Ehrlich als in der Schweiz lebender Emigrant eine solche Firmengründung erlaubt werden. Gesagt, getan, kommt es im Dezember 1944 zwischen Mauritius Ehrlich und dem vormaligen kaufmännischen Direktor der EMBRU AG, Huldreich Altorfer, zur Gründung der AERMO GmbH, und ab Januar 1945 wurde die Produktion in einer Halle in Zürich-Höngg in Angriff genommen. Verschiedene Firmen aus der ganzen Schweiz lieferten die nötigen Grundbestandteile. Insgesamt wurden bis 1947 u.a. im Auftrag des Roten Kreuzes ca. 30'000 Garnituren in der Schweiz hergestellt und in die Wiederaufbauggebiete der angrenzenden Länder gesandt.

Als vorbildlichen Schweizer Beitrag bildete Max Bill schliesslich die Notzimmerngarnitur im Buch «Wiederaufbau» (1945) ab, und Alfred Roth, der Gründer des Sammelwerkes «Civitas», notierte in der Zeitschrift ‚Werk‘ (1945/4), dass das Mobiliar sehr instruktiv und nützlich sei und einen sehr wertvollen Beitrag der schweizerischen Hilfstätigkeit darstelle. Im Kern trage Ehrlichs Notzimmer gar den gesunden Ansatz einer vernünftigen und praktischen Möblierung für die Nachkriegszeit in sich. In der Tat stellt sich Ehrlichs Wiederaufbaumöbel als Beitrag zu einer schweizerischen Designgeschichte in die Reihe von Produkten der Entwerfer Willy Guhl oder aber Jacob Müller von der «Wohnhilfe». Beide waren auch sie an der Produktion vernünftiger und praktischer, leicht zerlegbarer und montierbarer Möbel interessiert.

Christof Kübler



Die beiden 195 x 88 cm grossen Couches sind mit einer hochwertigen, verzinkten Flachfederung versehen. Beide Modelle besitzen einen verstellbaren Kopfteil, der bei Krankheitsfällen besonders wertvolle Dienste leistet. Die Couches erhalten als Auflage ein mit Baumwollwatte gepolstertes Matratzen von 8—10 cm Dicke. Damit diese Matratzen bei hochgestelltem Kopfteil nicht nach unten abrutschen können, sind die Couches mit einem wegnehmbaren Fussbrettchen ausgerüstet.

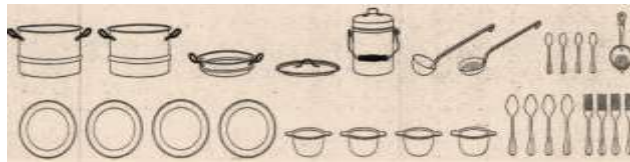
Der Tisch, um den bequem die 4 Hocker placiert werden können, hat eine Grösse von 120 x 80 cm und ist mit einer Buchen-Tischlerplatte und einer Schublade mit besonderem Abteil für das Essbesteck versehen. Das Aluminium-Koch- und -Essgeschirr ist sorgfältig zusammengestellt und von bester Qualität. Es enthält das für den Haushalt Notwendigste, nämlich:

2 Kochtöpfe	1 Kaffeesieb
1 Bratpfanne	4 Teller
1 Pfannendeckel	4 Tassen
1 Milchkessel	4 Esslöffel
1 Schöpfer	4 Essgabeln
1 Schümer	4 Kaffeelöffel

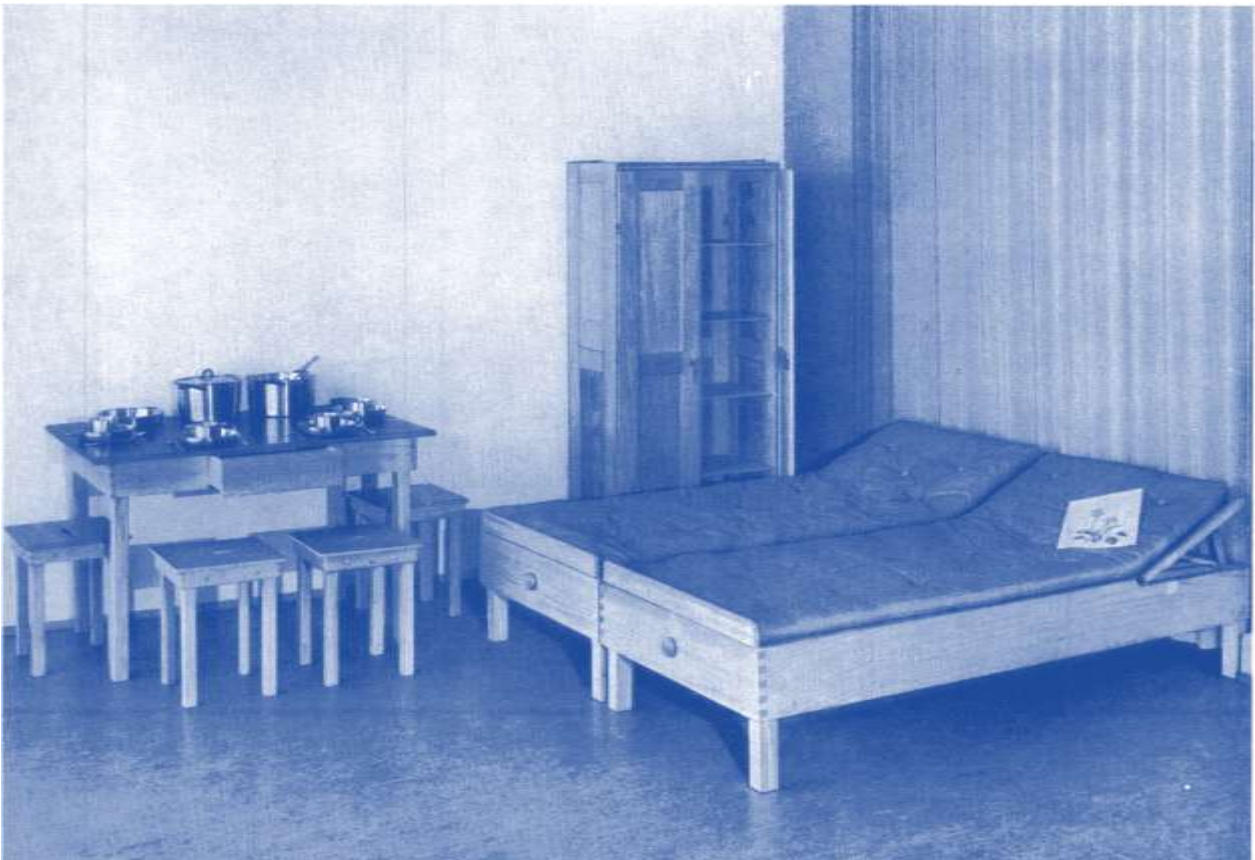
Der zweitürige, abschliessbare Schrank, 172 cm hoch, 78 cm breit und 40 cm tief, ist auf der einen Seite zur Unterbringung der Kleider und Hüte und auf der anderen Seite zur Unterbringung der Wäsche eingerichtet. Beide Türen sind mit eigenem Schloss versehen.



AERMO G.m.b.H. Limmattalstrasse 184, ZÜRICH-Höngg
Telephon 567877



Fotos aus der Werbebroschüre der AERMO
G.m.b.H, in Zürich



«Von Schweizern für Schweizer entwickelt

Bei uns zu Hause hatten Cola-Getränke keinen Platz auf dem Esstisch. Weder das «real thing» Coca-Cola noch das schweizerische Pendant Vivi-Cola von der Mineralquelle Eglisau. Das braune, süss-prickelnde Getränk gab's nur bei speziellen Gelegenheiten. Bei einem Zoobesuch etwa, wenn wir im Restaurant «einkehrten», wie mein Grossvater zu sagen pflegte, dann wurde uns ein «Goggi» genehmigt. Vielleicht schmeckte uns das klebrige Gesöff deshalb so gut, weil die Eltern es nie tranken und weil sie uns kalten Tee oder normales Mineralwasser als Durstlöscher schmackhaft machen wollten. Aber ein Cola schmeckte einfach besser. Es war uns dabei vollkommen egal, ob in unseren Gläsern das «richtige» Coca-Cola oder das schweizerische Vivi-Cola zischte. Hauptsache, es war eiskalt und enthielt möglichst viel Kohlensäure, welche uns diese wunderbar herzhaften Rülpsen zu entlocken vermochte.

Später dann, Ende der sechziger Jahre, tranken wir «Coug» (Coke), weil es aus Amerika kam. Dort hatten es nämlich die Teenager besser als bei uns. Sie durften Blue Jeans tragen und lange Haare, und von dort kamen auch Janis Joplin und Jimmy Hendrix und viele andere Rock- und Popgruppen, deren mitreissende Musik am verkorksten Radio Beromünster natürlich nicht gespielt wurde. Wir waren älter und wählerischer geworden und zogen nun das richtige Coca-Cola dem schweizerischen Vivi-Cola vor. Aber ich glaube nicht, dass der Geschmacksunterschied ausschlaggebend war für unsere Wahl. Viel wichtiger war, dass das Original-Cola – im Gegensatz zum Vivi-Cola – einen Hauch von grosser weiter Welt und eine Prise Freiheit und Ungebundenheit enthielt. Das war es, was wir suchten.

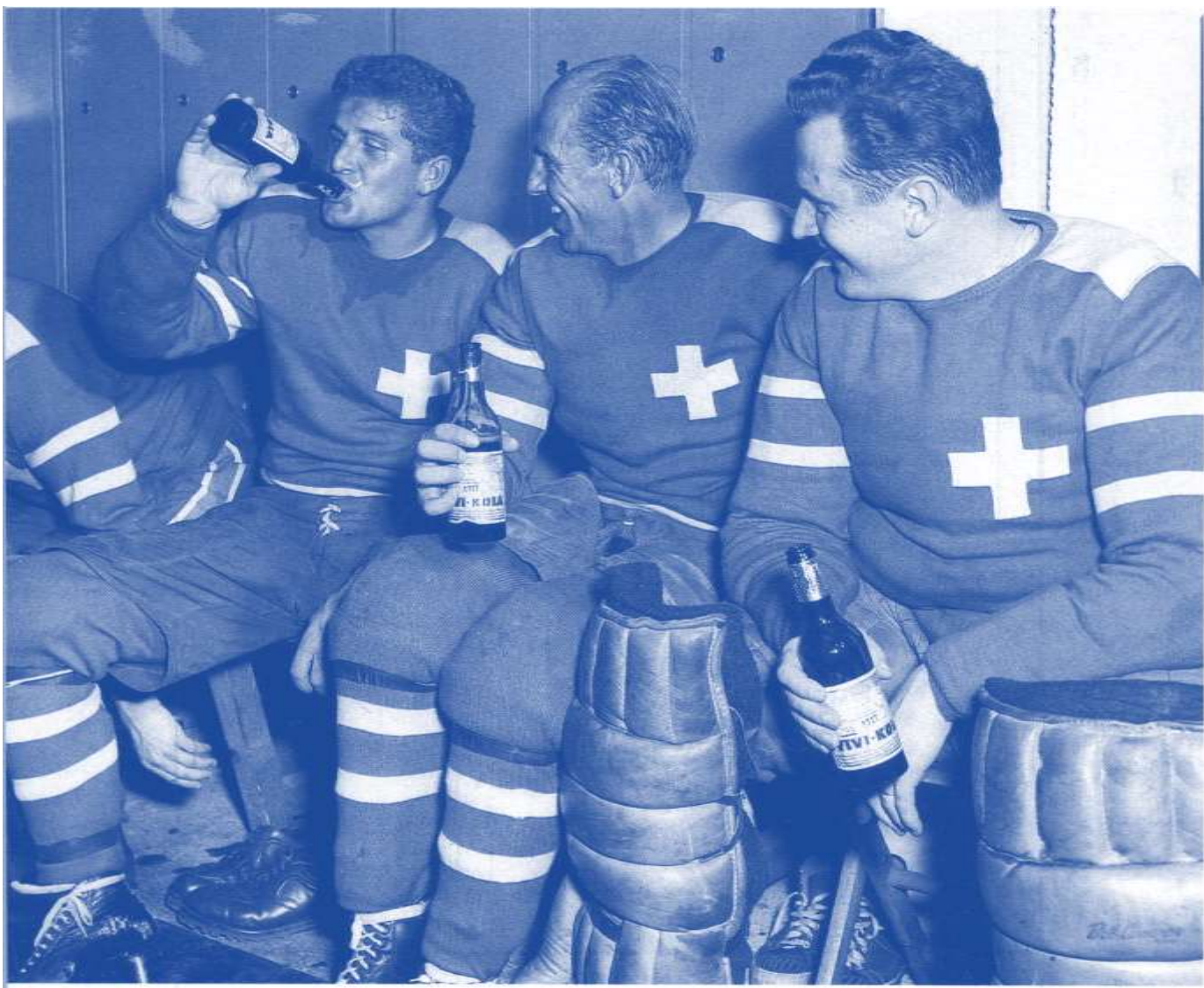
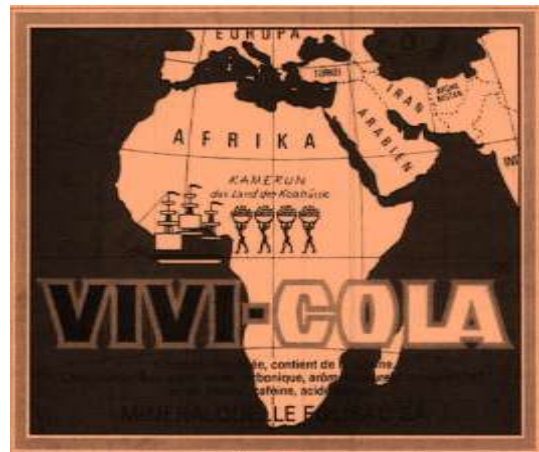
Seit Vivi-Cola im Jahre 1938 lanciert worden war, hatte es sich als erstaunlich widerstandsfähig erwiesen gegen den Ansturm der amerikanischen Cola-Marken. Auch wenn die Markteinführung in eine ungünstige Zeit fiel (während des Krieges fehlte es an Rohstoffen und Zucker) und der Verkauf zunächst nur mässig vorankam, so ging es dafür in den Nachkriegsjahren umso rapider aufwärts. Zur Popularisierung des Vivi, wie es im Volksmund genannt wurde, trugen neben der allgemeinen Pro-Amerika-Welle der fünfziger Jahre auch so bekannte und beliebte Schweizer Spitzensportler wie die Radrennfahrer Oskar Plattner und Hugo Koblet bei (Ihr Slogan: Fehlt es einmal an der Klasse – Vivi-Cola gibt Dir Rassel). Aber auch mittels Appellen an die Solidarität der Mitbürgerinnen und Mitbürger versuchte man die mächtige internationale Konkurrenz in Schach zu halten. Slogans wie «Von Schweizern für Schweizer entwickelt!» forderten die Konsumenten unverhohlen auf, dem einheimischen Cola-Produkt aus Vaterlandsliebe den Vorzug zu geben. Für solche Argumente war man in den fünfziger Jahren noch empfänglich, denn die während den Kriegsjahren verabreichten Injektionen in Geistiger Landesverteidigung wirkten noch immer nach. In

den sechziger Jahren jedoch, mit dem Heranwachsen einer neuen Generation, welche nicht mehr im gleichen Boot sitzen wollte mit der kleinbürgerlich-engstirnigen Aktivdienstgeneration, begann sich der Heimvorteil von Vivi-Cola zu erschöpfen. Den teuer und wirksam inszenierten Verlockungen der Coca-Cola- und Pepsi-Werbestrategen, den kunstvoll ausgestalteten internationalen Fun- und Freizeit-Welten konnte Vivi-Cola auf die Dauer nichts Vergleichbares entgegensetzen.

Zwar bemühten sich die Werber der Mineralquelle Eglisau redlich, ihrem Produkt eine Aura von Jugendlichkeit und Lässigkeit anzuhängen, wie etwa mit der grossen Vivi-Show, die 1963 durch neun Städte der Deutschschweiz zog. «Tausende und Abertausende», berichtet der ‚Eglisauer‘, das Informationsblatt der Mineralquelle Eglisau, «haben Bill Ramsey zugejubelt, und sie haben im Xylophon-Virtuosen Karl-Heinz Benziger einen neuen Star entdeckt. Überall, wo die Vivi-Show über die Bühne zog, bereitete das fröhliche Quiz unter der Regie von Max Rüeger gewaltigen Spass. Die Musik von Hardy Schneiders Sextett brachte Stimmung in den Saal, und auch die junge Schlagersängerin Ma-Lou hatte viel Erfolg.» Doch weder die Vivi-Show noch die Lancierung einer neuen, eleganteren Flaschenform im Jahre 1960 oder der Slogan «Vivi ist gut und tut gut!» konnten verhindern, dass seit Ende der sechziger Jahre die Verkaufszahlen kontinuierlich zurückgingen. Und so kam, was früher oder später kommen musste: Als der Absatz im Jahre 1985 unter das Niveau von 1944 fiel, wurde die Produktion eingestellt. Das helvetische Vivi-Cola machte endgültig den amerikanischen Cola-Marken Platz. Seither kümmert sich die Unifontes-Gruppe, zu der seit 1972 die Mineralquelle Eglisau gehört, um das Wohlergehen von Pepsi-Cola, für das sie die Generalvertretung für den Schweizer Markt übernommen hat. Der Kampf um Marktanteile und Absatzzahlen geht weiter. Aber das alles kümmert mich eigentlich nicht mehr sonderlich, weil ich heute lieber Tee und Mineralwasser trinke.

Rudolf Trefzer

oben:
Vivi-Cola-Flaschenetikette
unten:
Schweizer Eishockey-Nationalmannschaft
trinkt Vivi-Cola



Spar-Formen

Die Stahl-Sparbüchse, wie sie von den Bankinstituten über Jahrzehnte hinweg abgegeben wurde, gilt heute als klassisches Sparkässeli schlechthin und gehört, wie Thurn/Baumgärtner meinen, zu den ehernen Säulen der europäischen Sparerziehung (Spardosen aus zweitausend Jahren, 1983). In der Tat waren es Generationen von Schulkindern, die laut Kässelirospekt vergeblich versuchten, ihm zu entlocken, was Onkel oder Tante mit mahnenden Worten für eine bessere Zukunft in ihm versenkt hatten.

Im Jahre 1901 präsentierte die Nürnberger Metall- und Lackierwarenfabrik unter der Rubrik Spielwaren ein grosses Sortiment von Sammel- und Sparbüchsen. Aufgeführt sind neben Sparbüchsen in Tierformen, Eisenbahnwagons, Kaffeemühlen oder gar Schokoladenautomaten (!) auch vier Sparbüchsen mit der Bezeichnung «Schweizerhaus». Der Prospekt charakterisiert alle Suisse-Chalets als aus Weissblech gefertigt, fein lackiert und mit gutem Schloss versehen. Alle Sparbüchsen im angesprochenen Katalog manifestieren die überbordende Stil- und Typenvielfalt des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Sparen in jeder nur erdenklichen Behältnisform wird propagiert. Hinzu kommt, dass der eigentliche Akt des Sparens als nicht institutionalisiert und überwacht gedacht werden muss.

Gleichzeitig verfolgten die Bankinstitute eine andere Idee. Sie begannen vorerst verschliessbare, lackierte, hölzerne und mit einem Traggriff versehene Büchsen an Kinder abzugeben. Jedoch erst dem massiven Kässeli aus dünnem, schwarz lackiertem oder brüniertem Blech mit ovalähnlichem Grundriss und einem Tragbügel, der an zwei eingelappten Bügeleinhängungen festgemacht ist, sollte der uneingeschränkte und weltweite Durchbruch auch hinsichtlich Form und Typ vergönnt sein. Dieses Bankenkässeli wurde zum Inbegriff seriösen Sparens. Die wesentliche Innovation bestand in einer Art «Diebstahlsicherung». Kurz nach 1900 wurde nämlich die erste Entnahmesicherung von Corbin Cabinet Lock Co. in New Britain im Staat Connecticut patentiert (E. Dietrich, Heimspardosen. Vom Beginn bis zum Kunststoff, 1989). Fortan hiess es, dass auch der Besitzer des Kässelis selbst sich nicht an dem «Eingemachten» vergehen konnte, wie sich Erwin Dietrich, einst der Schweiz grösster Kässelibesitzer und ehemaliger Museumsleiter, in einem Gespräch ausdrückte. Dies hiess weiter, dass der Mann hinter dem Sparkassenschalter gleichsam die Oberaufsicht auf die «Kleinstfiliale im trauten Heim» übernahm, denn nur ihm allein als Schlüsselverwalter war der Zugriff auf den Inhalt möglich. Ordnung, Reinlichkeit und eben Sparsamkeit, die vielgepriesenen Worte einer durch die Industrialisierung im 19. Jahrhundert gebeutelten Gesellschaft, kamen im «Einheitskässeli» paradigmatisch zum Ausdruck.

Nach den Kriegswirren im Europa des Wiederaufbaus gewann das Sparen erneut an Bedeutung. Theodor Heuss, der

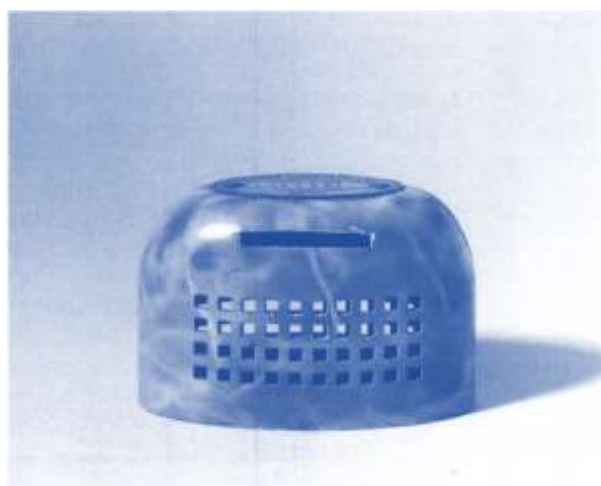
erste Bundespräsident Deutschlands, verkündete 1952, dass Sparen nicht nur eine Frage der Ökonomie sei, sondern eben auch eine menschliche Haltung darstelle. Es erstaunt in diesem Zusammenhang nicht, wenn sich allein in Deutschland bei den Sparkassen seit der Währungsreform zwischen 1948 und 1960 34 Milliarden Mark anhäuferten. Sparen wurde bürgerliche Pflicht, das Kässeli eine Metapher für Fleiss und Sparsamkeit. In der Formgebung wird der neue Trend etwa in den «Bienenkörben» der Firma Gröhnninger in Binnigen deutlich: Stromlinienförmige Schnittigkeit wird gepaart mit Einschlüssen des Wiener Jugendstils und des Art déco.

Mit der Sparmüdigkeit der zweiten und dritten Generation nach dem Zweiten Weltkrieg verlor das Kässeli an Bedeutung. Die Banken verzichteten zunehmend auf die Verwaltung der Sparkässeli. Vielmehr gaben und geben sie diese an die Kunden zur Selbstverwaltung ab. Und hinsichtlich der Sparkässeli-Form wird nicht mehr auf Einheitlichkeit gesetzt. Die Kunststoffdose hat die Stahlbüchse abgelöst, die patentierte Entnahmesicherung ist dem einfachen Schraubdeckel gewichen. An die Stelle der Stahl-Sparbüchse ist erneut die ganze Palette des oben angesprochenen Nürnberger-Kataloges aus dem Jahre 1901 getreten.

Der Beginn der einstmaligen grössten Sparkässeli-Sammlung der Schweiz datiert vom Anfang der siebziger Jahre. Ihr Gründer, Erwin Dietrich, erwarb damals zwei Opferstöcke aus der Predigerkirche in Zürich. 1983 öffnete bereits das Sparkässeli-Museum in Uhwiesen im Kanton Zürich seine Tore, anfänglich mit einem Bestand von 900 Spardosen. Zuletzt, vor dem Auszug der Sammlung, war der Bestand auf über 4'000 Dosen angewachsen. Aufnahme in die Sammlung fand, was einen Einwurfschlitz aufwies, dem Sicherheitsbedürfnis des Besitzers entsprechend einen minimalen Schutz vor fremden Zugriffen bot und als Zweck der Vor- oder Fürsorge diente.

Dann das Ende: Im Mai 1990 besuchten der Generaldirektor Takahashi und Chefdirektor Hori von der Amagasaki Bank in Japan die Sammlung in Uhwiesen. Einen Tag später reisen die Herren gemeinsam mit dem Museumsleiter in Uhwiesen nach Wien zum Konvent der EMBC (European Money Bank Collectors), zu deren Gründungsmitgliedern Dietrich gehört. Abseits vom Tagungsgeschehen fällt schliesslich der Entschluss, die ganze Sammlung dem Geldgeschichtlichen Museum in Amagasaki abzutreten. Gründe dafür, so Dietrich, seien in der doch geringen Zahl der Museumsbesucher zu suchen, aber letztlich auch am mangelnden Interesse seitens der Behörden und Bankinstitute in der Schweiz. – Würde ein geldgeschichtliches Museum dem Bankenland Schweiz eigentlich nicht gut anstehen?

Christof Kübler



*Sparkässeli
von oben nach unten:
Typisches Bankenkässeli
«Suisse-Chalet»
Sogenannter Bienenkorb
(Bernisches Historisches Museum)*

Aus dem Stall und auf die Wiese: Die «Villars-Kuh»

Was könnte schweizerischer sein als eine Kuh? In den Rang eines nationalen Symbols erhoben, nimmt sie seit mehr als hundert Jahren einen Vorzugsplatz in der helvetischen Ruhmeshalle ein, an der Seite der ewigen Uhren, Banken, Käse und Schokoladen. Obwohl im Übermass abgebraucht und abgedroschen, scheint die Assoziation Kuh – Vaterland unausweichlich zu bleiben.

Es war um 1920 herum, als die Schokoladefabrik Villars SA «ihre» Kuh, das Werk des Malers Peikert aus Zug, auf die Weide führte. Entlang von Landstrassen und Bahnlinien gut sichtbar aufgestellt, machte ihr Format – Lebensgrösse – ebenso Eindruck wie ihre raffinierte Graphik mit einem Hauch von Karikatur.

Auf das Bild einer Kuh zu setzen, um seinen Reklamefeldzug aufzubauen, ist für ein Schokoladeunternehmen nichts Besonderes. Seit der Erfindung der Milchsokolade durch den Schweizer Daniel Peter im Jahre 1878 sind Kühe in der Werbesprache massenhaft aufgetreten. In der ständigen Wiederholung dienten diese Reklamekühe nicht nur der Promotion eines Erzeugnisses, sondern trugen auch zum verstärkten Ausbau eines idealisierten schweizerischen Umweltbildes bei. Sie wurden zu Produzentinnen nationaler Identität. In einem Klima, das vom Aufstieg wirtschaftlicher wie politischer Nationalismen gekennzeichnet war, war es das wichtigste Anliegen der schweizerischen Schokoladefabrikanten, aus der Schokolade ein typisch schweizerisches Produkt von spezifisch nationalem Charakter zu machen. Sie versuchten, ihre Erzeugnisse mit einer ganzen Garnitur von Bildern, Wertvorstellungen, malerischen Klischees zu umstrahlen, in denen sich um die Jahrhundertwende das nationalistische Gerede kodifizierte und kristallisierte. Darüber hinaus setzten sie auf eine Form der touristischen Propaganda, indem sie die Schokolade mit einem bestimmten Image der Schweiz in Verbindung brachten: Das Land der Berge, der alten Sennhütten und der Kühe; ein pastorales Helvetien, ein Arkadien im Herzen Europas, das von der Verstädterung und Industrialisierung noch nicht angesteckt war. Der Reinheit der Alpen – zum Symbol des schweizerischen Gewissens berufen –, der Echtheit und Gesundheit ihrer Bewohner entsprach die Schokolade: ein reines, echtes, gesundes Nahrungsmittel.

Thematisch ist die «Villars-Kuh» kaum etwas Neues, wenn sie eine Welt der traditionellen Werte heraufbeschwört; aber sie ist auf dem Niveau ihrer ästhetischen Umsetzung dynamisch und neuartig. Ihre für den Graphiker Eric de Coulon typische, raffinierte Schriftzeichnung, mit einem Anflug von Humor, weist auf eine gewisse Modernität hin. Ein solcher Widerspruch zeigt die erstaunliche Fähigkeit der Reklamesprache auf, sich auf verschiedene, ja sogar gegensätzliche Voraussetzungen einzustellen.

Aus dieser Perspektive, wo das Paradox König ist, könnte man hinzufügen, dass die «Inszenierung» mit der «Villars-

Kuh» auf der Wiese wirkt, als hätte man sich der natürlichen Umgebung versichert, um ihr ein achtbares Ansehen zu verleihen. Die neuerungsbetonte Seite des unpassenden Wiedererkäuers erscheint durch die Natur, in die er sich einfügt, gemildert.

Gerade an dieser Verbindung von Reklame und Naturschönheit entzündete sich dann eine ganze Reihe lebhafter Kritiken von selten des Heimatschutzes (Liga für den Schutz des nationalen Erbes, gegründet 1905), der 1951 einen Kampf gegen die «Lepra» der Reklame führte. Diese wurde beschuldigt, die Landschaft mit willkürlich aufgestellten, marktschreierischen Plakaten zu besudeln.

Während also die Schokoladefabrikanten sich teilweise zu Wortführern einer auf die Verherrlichung einer alpinen, ländlichen und traditionellen Schweiz ausgerichteten nationalen Kultur aufschwangen, wurden sie nun plötzlich angeklagt, ihr Vaterland zu «denaturieren». Man drohte sogar, die Firma Villars zu boykottieren, wenn ihr berühmtes Rindvieh nicht «in den Stall zurückgebracht» würde. Und dabei profitierte doch die Kuh, Symbol der «wahren» Schweiz, von der Propagierung ebendieser «wahren» Schweiz durch die Schokoladewerbung, oder nicht?

Doch das Abenteuer der «Villars-Kühe» war damit nicht zu Ende. Obwohl von den Mitgliedern des Heimatschutzes heftig gepufft, machten sie sich noch jahrzehntelang in den Wiesen breit. Bis zum Tag, an dem «das Daseinsrecht auf ihren Wiesen» offiziell anerkannt wurde: in Ifwil, einem kleinen Flecken im Kanton Thurgau, hatte eine «Villars-Kuh» seit 1934 ihr Quartier aufgeschlagen. 1984 nun verlangte das Baudepartement ihre Zerstörung. Aber wie gross war dessen Überraschung angesichts der kategorischen Weigerung der ganzen Dorfgemeinschaft! Die «Villars-Kuh» war längst «ihre» Kuh geworden: die Leute wollten sich nicht mehr von ihr trennen. Nach einem von Erfolg gekrönten Rekurs erhielten sie 1985 das Recht, ihre Kuh als Emblem der Ortschaft zu behalten.

Eine ungewöhnliche Umkehrung der Dinge: Erst kritisiert, weil sie ihren Stall verlassen und die nationale Umwelt verschandelt habe, steht sie wieder stolz in den Wiesen, umhüllt von einer besonderen Aura. Sie ist zum Identitätsbild eines Dorfes geworden. Angesichts der schwindenden Zahl von Kühen in den Ställen, angesichts des Verschwindens eines bestimmten Typs von Landleben scheint den Bauern nur noch ein armseliger Ersatz zu bleiben, eine Reklamekuh als einziges Symbol. Und dabei ist diese doch ein Produkt der Industrialisierung, derselben Industrialisierung, die sie in Gefahr gebracht hat. Seltsames Schicksal der «Villars-Kuh»!

Anne-Françoise Berdoz-Fuchs



Werbung der Villars SA

Eine Episode aus dem Kalten Krieg in der Schweiz: die Affäre Bonnard

Am 5. Juli 1952 liess André Bonnard, Professor an der Universität Lausanne, den dortigen Zeitungen einen offenen Brief zukommen, in dem er die Umstände seiner Verhaftung im Zürcher Hauptbahnhof schilderte. Von allen kontaktierten Zeitungen veröffentlichten einzig die «Voix Ouvrière» und die «Voix du Travail», die Sprachrohre der Linken in der französischen Schweiz, den Brief des wegen seiner Arbeiten über das antike Griechenland sehr bekannten Professors. Hier einige Auszüge:

«Sehr geehrter Herr Chefredaktor, ... Am letzten Montag, dem 30. Juni, wollte ich zur Sitzung des Welt-Friedensrates reisen, die in Berlin stattfand. Diesem Rat gehören ungefähr 250 Vertreter aller Völker an, Männer und Frauen verschiedenster politischer und religiöser Richtungen. Ich habe die Ehre, darin die Schweiz zu vertreten. Ich trug eine Dokumentation über die Themen bei mir, die ich vielleicht würde behandeln können, eine sehr harmlose Dokumentation aus Zeitungsartikeln, Briefen sowie Notizen, die man sich in den Bibliotheken heraus schreiben kann. Beim Aussteigen in Zürich, gegen 9 Uhr abends, wurde ich von Polizisten festgenommen, die mir eine vom Bundesanwalt unterzeichnete Verfügung präsentierten, die, gestützt auf Artikel 266bis des Strafgesetzbuches betr. ausländische Umtriebe gegen die Schweiz, vorschrieb, Professor Bonnard zu durchsuchen und alle Dokumente, die einer Organisation im Ausland zuzuführen er «dringend verdächtig» sei, zu beschlagnahmen ... Was mich am meisten erstaunte, war der Ton, in dem man mit mir sprach, eine Mischung aus gekünstelter Höflichkeit und Provokation ...»

Einige Tage danach brach die «Affäre Bonnard» aus: In den Augen des Bundesrates verstiesse die Teilnahme André Bonnards am Welt-Friedensrat, der auf Initiative der europäischen kommunistischen Parteien in Ost-Berlin organisiert wurde, sowie die Art der in seinem Besitz gefundenen Dokumentation gegen die Neutralität und innere Sicherheit des Landes. Von diesem Augenblick an war Professor Bonnard angeklagt und hatte laut Artikel 272 des Schweizerischen Strafgesetzbuches (StGB) eine Strafe von fünf Jahren Gefängnis zu gewärtigen. Im Verlauf des Prozesses musste die Verteidigung den öffentlichen Charakter dieser aus Zeitungsausschnitten und Wörterbuchauszügen bestehenden Dokumentation beweisen.

Die Beschuldigung dieses Intellektuellen verrät das Klima extremer Spannung, das in der Schweiz und weltweit zu Beginn der fünfziger Jahre herrscht. Am Koreakrieg (1950-1954), an den brennenden Fragen der Atomwaffe und der Wiederbewaffnung der Bundesrepublik Deutschland scheidet sich die öffentliche Meinung heftig. Überall greifen die Behörden der westlichen Demokratien zu Ausnahmemassnahmen und verfolgen die Kommunisten und die Sympathisanten der UdSSR. In der Schweiz bricht über die in den Nachkriegsjahren relativ mächtige Partei der Arbeit ein Scherbengericht herein, ihre

Mitglieder werden zur Zielscheibe der Amtsgewalt. André Bonnard, ein Weggefährte der PdA, bekommt das zu spüren. In der französischen Schweiz löst die Affäre Bonnard sogleich eine lebhaftige Kontroverse aus: Obwohl er nie irgendeiner Partei angehört hat, ist Professor Bonnard für die einen nichts weiter als ein Spion im Solde Moskaus, für die andern der Verteidiger eines humanistischen, pazifistischen Ideals. Zeichen der Unterstützung werden ihm zuteil: 24 Westschweizer Intellektuelle veröffentlichen einen Aufruf, ein «Presse- und Informationsbulletin» erscheint vom November 1952 an, zahlreiche Briefe aus dem Ausland erreichen ihn. Schliesslich, nach einem zweijährigen Verfahren, wird Professor Bonnard zu vierzehn Tagen Gefängnis bedingt verurteilt.

Die «Milde» dieser Strafe ist vielleicht auf die Bekanntheit des Angeklagten zurückzuführen, vor allem aber darauf, dass die Anklage gegen ihn auf so schwachen Füßen stand. Doch sicher hat auch die Entwicklung des internationalen Umfeldes eine wichtige Rolle gespielt. Als er am 2. April 1954 das Bundesgericht verlässt, sind Zeichen der Entspannung spürbar: einige Wochen zuvor ist in Korea ein Waffenstillstand eingetreten. Und die Friedensbewegung, im Niedergang begriffen, gilt nicht mehr als Vorhut des «roten Ungeheuers», das noch ein paar Jahre zuvor den Westen erzittern liess.

Dieser politische Prozess hat aufgrund der Persönlichkeit des Angeklagten ein grosses Echo in der französischen Schweiz ausgelöst. Viele andere, weniger bekannte Menschen aber hatten im Stillen unter der Hexenjagd zu leiden, der sich die schweizerischen Behörden in diesen Jahren hingaben: Druckausübungen, Anschuldigungen, Verhaftungen und Entlassungen wurden aus politischen Gründen praktiziert. All diese Opfer, wie auch die Fichen, die vor Kurzem ans Tageslicht gekommen sind, zeigen, dass der Sonderfall Schweiz auch das war: Repression gegen Bürger, die ihre demokratischen Rechte ausübten.

Hugues Renaud

(In Zusammenarbeit mit ETEH)



Professor André Bonnard +

In Lausanne ist im Alter von 71 Jahren Professor André Bonnard gestorben, der während 36 Jahren, von 1921 bis 1957, an der Universität Lausanne das Katheder für Alt-Griechisch inne hatte. Professor Bonnard, der auf seinem Gebiet ein namhafter Gelehrter war gehörte zu den eifrigsten Propagandisten der kommunistischen Weltfriedensidee, für die er als "Briefträger" wirkte. Unser 1955 aufgenommenes Bild zeigt ihn (rechts) wie er den Stalin Preis aus der Hand des sowjetischen Regisseurs Alexandrow in Wien entgegennimmt.

43/59/37a ATP Bilderdienst Zürich

Die Einbauküche – Ein Kind der fünfziger Jahre

Das Jahrzehnt nach dem Krieg war geprägt von einer allgemeinen Aufbau- und Aufbruchstimmung, die sich auch in der gestalteten Umwelt niederschlug. Die alten Formen, Farben und Materialien wurden über Bord geworfen und machten der modernen Buntheit Platz. Die Wohnkultur wurde neu definiert, und die Ansprüche an den «Akt Wohnen» waren alles andere als bescheiden. Das Einrichten der Wohnung wurde zu einem geistigen Ereignis und zu einer Frage der persönlichen Intelligenz. Individuelle Ensembles von farbigen, unkomplizierten Einzelstücken verliehen der Wohnung den unumgänglichen Touch von Aktualität und Zeitgeist.

Doch was tat sich in der Küche, diesem traditionellen Tummelplatz weiblicher Häuslichkeit? Fegte durch diesen Teil des Hauses auch der Wirbelwind der Modernität? Die Standardmöblierung der Vorkriegszeit aus freistehenden Geräten und Erbstücken erwies sich auch nach dem Krieg als äusserst populär. Kochherd, Buffet und Kühlschrank wurden dort hingestellt, wo sie aufgrund ihrer Grösse Platz fanden. Das heterogene Sammelsurium und die altertümlichen Formen machten die Küche zu einem anachronistischen Fossil im gestylten, modernen Haus. In Amerika schalteten und walteten die Hausfrauen bereits in ihrer standardisierten, Dynamik implizierenden «streamline kitchen», und Schweden besass einen Küchenstandard, der mit seinen typischen, abgeschrägten, hängenden Schiebekästen bei uns als «Schwedenküche» bekannt war.

Auch im übrigen Europa hatten in den zwanziger und dreissiger Jahren im Rahmen der rationalistischen Architekturbewegung diesbezügliche Erneuerungen stattgefunden, die aber durch den Krieg gebremst wurden.

In der Schweiz knüpfte die Industrie in den vierziger Jahren an diese Ideen an. Sie führte mit den Spültrogkombinationen, die schrittweise um Kochherd und Kühlschrank erweitert und mit Schrankelementen vervollständigt wurden, die ersten Modelle der heutigen Einbauküche ein. Während sich in den Wohn- und Arbeitsräumen freistehende Möbel in offenen Grundrissen tummelten, schob man die Kucheneinrichtung, wie von einer unsichtbaren Zentrifugalkraft bewegt, an die Wände. Wehrhaft wie eine Burg umgab die Einbauküche schützend die Hausfrau, die von nun an – so die zeitgenössische Werbung der Firma «Therma» – nie mehr «Aschenbrödel» in ihrer Küche zu sein brauchte. Glänzende Arbeitsflächen aus Chromstahl, bunte, pflegeleichte Kunststoff-Oberflächen und Geräte «von bestechender Formschönheit» sprachen das spezifisch weibliche «Schönheits- und Harmoniebedürfnis» an. Die Frau am Herd regierte als Prinzessin im «Prunkraum» der Wohnung, und die Elektro-Einbauküche von AEG machte ihr die Arbeit und das Leben leichter, schenkte ihr mehr Musse und hielt sie länger elastisch und jung.

Die Einbauküche der fünfziger Jahre wurde als der Traum einer jeden Hausfrau angepriesen. Die modernsten Geräte und

genügend Stauraum waren hinter einheitlich gestalteten Fronten schritt- und griffsparend angeordnet. Der fugenlose Wandanschluss und die pflegeleichten glatten Oberflächen machten sie zu einem Meisterwerk der Hygiene. Trotz der unbestreitbaren Vorzüge gegenüber der alten Küche vermisste man die Freiheit, nach Belieben auf- und umzustellen. Die Küchenausstattung war Anlage geworden, sie war erstarrt. Die Einführung eines Baukastensystems mit normierten Einzelteilen konnte jedoch dem Bedürfnis nach Individualität entgegenkommen. Auch in industrieller Hinsicht drängte sich eine Vereinheitlichung der Elementgrösse auf. Immer mehr Apparatehersteller und Küchenbauer beteiligten sich an der Einrichtung einer Küche, und die Vorfabrikation der Einzelteile lohnte sich finanziell nur in grossen Serien. In der Schweiz begann die Festlegung einer einheitlichen, allgemeinverbindlichen Küchennorm Ende der fünfziger Jahre mit eingehenden Studien und firmeninternen Normierungen. Die Therma AG in Schwanden war eine der ersten Firmen, die 1958 ihre Apparate und Schrankelemente einheitlich auf 55/60/90 vertrieb. Innert weniger Jahre schlossen sich die schweizerischen Apparatehersteller und Küchenbauer der auf diesem Grundmass beruhenden Vereinbarung an. So wurde dieses Masssystem ohne grosse Organisation über den Wettbewerb zur schweizerischen Branchennorm. Eine wichtige Triebfeder bei der Normierung war der Ingenieur Hans Hilfiker. Von der durchschnittlichen weiblichen Körpergrösse und den verschiedenen Küchenarbeiten ausgehend, legte er die Elementhöhe – ein Kompromiss zwischen der optimalen Herd- und der etwas höheren Spültroghöhe – auf 90 cm und die Elementtiefe – gemessen an der mittleren Armlänge – auf 60 cm fest. Die Breite des Elements liess sich nicht unbedingt von den Körpermassen herleiten. Da eine sinnvolle Normierung auf Ökonomie basieren sollte und das Quadrat dasjenige Viereck ist, das bei gegebenem Flächeninhalt den kleinsten Umfang besitzt, leitete er die Breite von der Elementtiefe ab. Vom 60 cm tiefen Unterbauelement zog er 1 cm Wandabstand, einen 2 cm breiten Vorsprung der Abdeckung und 2 cm Materialdicke ab und kam so zu einer lichten Tiefe von 55 cm. Die Zweckmässigkeit des Entscheides für einen quadratischen Nutzraum wurde beim Einbau eines Gerätes mit rundem Querschnitt (Boiler, Waschmaschine) offensichtlich. Da diese Masse von der europäischen Norm und dem allgemeinen Baumodul abwichen, gab es Produzenten und Architekten, die sich gegen die neue Regelung auflehnten. Trotzdem konnte sich die Schweizer Norm «55/60/90», die sich übrigens gut in die grössere, 60 cm breite Europeanorm einbauen lässt (nicht aber umgekehrt), bis heute behaupten.

Christina Sonderegger



Die Zeiten sind vorbei, als an den Türen der Bars noch Schilder prangten: «Televisione a disposizione» – TV vorhanden –, die Zeiten, als man auf den Gruss der Ansagerin im Chor mit «Buonasera!» antwortete und auch das Theater im Fernsehen mit einem Glas Wein, einem Kaffee und einem Kartenspiel abgerundet wurde. Heute hat jeder Zuschauer mindestens einen Apparat. Fernsehen ist fast nie mehr ein Anlass zur Geselligkeit, sondern viel häufiger ein Gefährte unserer Einsamkeit. Damals konnte man nicht auswählen. Heute wird die Auswahl immer reicher, vermag aber anscheinend immer weniger zu befriedigen, und so stellt sich jeder seinen Abend an den Knöpfen der Fernbedienung selber zusammen.

Vor 1958 empfängt man im Tessin nur die Programme der RAI (Radio-televisione italiana). Paradoxe Weise sind es in den ersten Jahren die nach amerikanischen Mustern kopierten Quizsendungen, die alle Aufmerksamkeit auf sich ziehen und den Mythos von einem Fernsehen entstehen lassen, das Reichtümer verteilt, nicht nur an glückliche Gewinner, sondern auch an Leute, die etwas studiert haben. «Lascia o raddoppia» oder «Il Musichiere» werden von Millionen Fernsehzuschauern verfolgt, und – um zu versuchen, die aufkommende Konkurrenz zu bewältigen – auch vor den grossen Leinwänden der Tessiner Kinos tauchen Fernsehbildschirme auf: zwei Programme zum Preis von einem. Wirklichkeit und Traum. Das Fernsehen wird sogleich als Wirklichkeit aufgenommen, seine ersten Helden sind richtige Menschen, so ganz anders als die Kinostars. Man fühlt sich verpflichtet zu reklamieren, wenn es bei einer TV-Verfilmung regnet, während es doch an jenem Abend gar nicht geregnet hat.

Eine immer umfangreichere und komplexere Wirklichkeit dringt nach und nach in die häuslichen Wände ein, wo der magische Apparat nunmehr inmitten der guten Stube thront. Man glaubt an das Fernsehen, zu sehr sogar. Auf allen Ebenen wird über seine okkulten Kräfte, seine Überzeugungskünste diskutiert. Und auch die Politiker, die es zunächst von oben herab behandelten, fangen an, es aufzusuchen, es zu benutzen, das eigene Äussere zu verändern, um telegener zu wirken. Das Fernsehen lässt eine neue Art von Gemeinschaft aufkommen, in der trotz der vielen gemeinsamen Interessen die Verhaltensweisen nie völlig einheitlich werden. Der fernsehende Mensch ist angesichts der starken emotionalen Kraft des Kommunikationsmittels genötigt, ein eigenes kritisches Bewusstsein zu entwickeln, ein eigenes Abwehrsystem, das es ihm erlaubt, die verheerendsten Wirkungen der Bilder, die über den Äther in sein Haus dringen, zu relativieren. Innerhalb weniger Jahre trägt das Fernsehen dank der Aufmerksamkeit, die es erheischt, und der Häufigkeit von gesprochenen Programmen entscheidend dazu bei, die Sprache zu uniformieren, die Dialekt- und Regionalakzente abzuschleifen. Es ver-

breitet ein «Lebensmodell», das es weder beschreibt, noch anpreist, sondern einfach vorführt über das, was Pier Paolo Pasolini als «die Körper- und Gebärdensprache, die Verhaltenssprache, die dann ganz und unmittelbar in die Körper- und Gebärdensprache und Verhaltenssprache in der Realität übernommen wird», definiert hat («Scritti corsari», Turin 1981, S. 70).

Die ersten Fernsehprogramme sind jedoch für jenes noch völlig unbekannte Publikum bestimmt, das in erster Linie von der Notwendigkeit überzeugt werden muss, einen Fernsehapparat anzuschaffen. Die Lieblingsthemen sind daher positiv (die Schönheit der Berge und Seen, die Baudenkmäler von Rom ...), lehrreich, unterhaltend, kulturell, sportlich, und vor allem dürfen sie keine Kontroversen auslösen.

Die Entstehung eines Fernsehkanals in einem kleinen Gebiet wie der italienischen Schweiz bringt es natürlich mit sich, dass das Publikum direkt in die Sendungen hineingezogen wird, besonders in die mit regionalen Themen verbundenen, die von Anfang an grösstes Interesse wecken. Die unmittelbare Überprüfbarkeit der Informationen erlaubt es den Journalisten weder zu mogeln, noch die Tragweite einer Meldung zu übertreiben. Die in «Il Regionale» Interviewten legen eine gewisse Ehrfurcht vor dem neuen Medium an den Tag, aber auch das Bewusstsein, dass sie von Tausenden gesehen werden können. Das Fernsehen lässt die Distanzen kleiner werden, nicht nur regional: bis 1961 werden im italienischen Kanal der SSR sehr viele in der deutschen und vor allem französischen Schweiz realisierte Sendungen mit italienischem Kommentar ausgestrahlt (Unterhaltungsprogramme, Dokumentarfilme usw.). In «La Boule d'or», einem der ersten Spiele mit Preisen, die vom Westschweizer Fernsehen organisiert werden, sind verschiedentlich Tessiner Mannschaften zu Gast, und zwei Folgen werden sogar im Tessin aufgenommen, zweisprachig und mit zwei Präsentatoren. 1960 entsteht in Zürich die Tagesschau, das erste und einzige Experiment eines nationalen Nachrichtenorgans mit dreisprachiger Redaktion.

Das heutige Fernsehen ist nur noch entfernt verwandt mit jenem der Anfänge; in wenig mehr als vierzig Jahren scheinen mehrere Generationen verbraucht worden zu sein. Eine Analyse der Veränderungen, die es erfahren hat, kann uns einen Begriff geben von den späteren Distanzen zwischen uns und dem Rest der Welt.

Antonio Mariotti/Sergio Genni

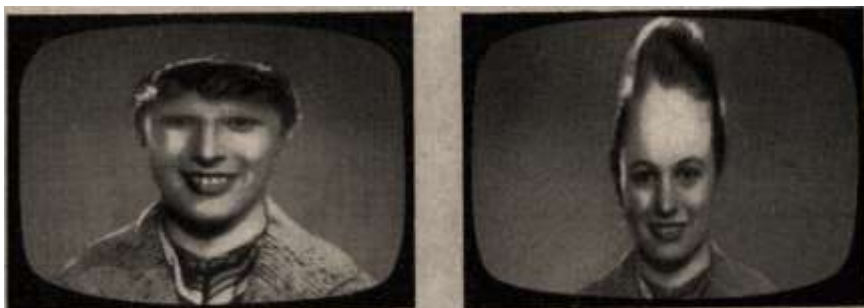


Abb. 9 und Abb. 10 Regler (2) und (3) falsch eingestellt.
Durch Fachmann nachregulieren lassen

Störungen, die von aussen in den Empfänger eindringen können



Abb. 11 Störungen durch Zündfunken
oder Motore (Staubsauger etc.)



Abb. 12 Zu schwach einfallender Sender,
Antenne verbessern!

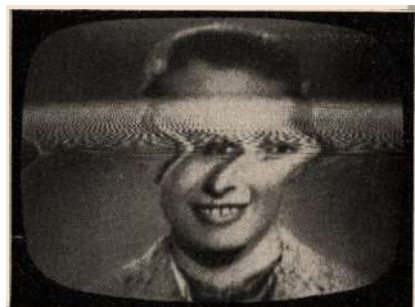


Abb. 13 Durch Diathermiegerät (Heil-
gerät) gestörtes Bild.



Abb. 14 Stör Strahlung durch Rundfunkgerät oder
Amateur-Sender (Streif en können auch andere
Lage haben)

Einheimische Vitamine
Ovomaltine

Schon im Euter des
weiblichen Hausrindes
der sogenannten Kuh
freut sich die
Trinkmilch
auf ihre bevorstehende
Einfärbung und
Veredelung durch
zwei, drei oder mehr
Löffel
qualitativ hochstehender
Substanz.

Hergestellt aus wertvollen
Schoggibestandteilen
Milch, Malz und Metallen
Eiweissen und Eigelben
Proteinen
Bergkristallen
und anderen Mineralen
sowie vor allem
unseren lieben
einheimischen
Vitaminen
die bei uns jedes Kind
als erstes
in der Schule
lernt: ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ

Zur Behebung der
Weltproblematik
insbesondere des
Weltvitaminmangels
stellt die Firma
Wander Bern Schweiz AG
seit jeher
die hochwertige
bombensicher verpackte
Export-Ovomaltine
weiträumig
zur Verfügung
hergestellt aus
ABCDEFGHIJKLMNOPQRSTUVWXYZ
wie ja jedes Kind
gelb oder schwarz
weiss.

In Sachen Pulver
sind wir Schweizer
schliesslich
und
endlich
zu Hause.

Albert Kuhn

Lebensfreude

die mit der Rückkehr der schönen Jahreszeit neu erwacht, wird oft durch ein Gefühl bleierner Müdigkeit beeinträchtigt. — Das Gleichgewicht Ihrer Kräfte kann jedoch durch eine Ovomaltine-Kur bald wieder hergestellt werden.

OVOMALTINE

- der natürliche Kraftspender und Energiequell
- hochkonzentriert und leicht verdaulich
- angenehm im Geschmack und rasch zubereitet

Fangen Sie gleich heute mit Ihrer Ovomaltine-Kur an. Sie werden neue Lebenslust schöpfen und sich des Frühlings voll und ganz erfreuen.

Neues Leben - neue Kraft

Ovomaltine wird in jedem guten Café, Restaurant und Tea Room zu jeder Zeit serviert.

A 552

Dr. A. WANDER A.6., BERN

«Freiheit ist immer nur Freiheit des anders Denkenden»

Die Kommunisten preisen sich auf ihrem Wahlplakat als Kämpfer für Freiheit an: «Für Freiheit und Demokratie!» Auch die Sozialdemokraten setzen sich für die Freiheit ein: «Freiheit!»

Ebenso die Freisinnigen: «Frei sein. Freisinn».

Nicht anders die Liberalen: «Freie Bürger im freien Land». Aber auch die Evangelischen: «Christentum Bollwerk Deiner Freiheit».

Und die Autopartei schliesst sich an: «Freiheit!»

Man wundert sich. Allesamt plakatieren unsere Parteien sich als Gladiatoren der Freiheit. Kein Unterschied zwischen Kommunisten und Liberalen, keiner zwischen Evangelischen und Autopartei. «Freiheit» ist offenbar eine Konstante der Wahlpropaganda, stammen diese Plakate doch aus verschiedenen Jahren zwischen 1938 und 1987, also einem halben Jahrhundert. Auffallend ist weiter, dass mit Ausnahme der Kommunisten – «Weil wir gegen den Faschismus kämpfen, verfolgt uns die Bupo!» – niemand sagt, gegen wen eigentlich die Freiheit verteidigt werden soll. Offenbar herrschte im Volk, um dessen Stimmen man warb, über das halbe Jahrhundert hinweg eine tiefsitzende konstante Angst vor dem Verlust der Freiheit. Anders ist es kaum zu verstehen, dass die Parteien – von der erwähnten Ausnahme abgesehen – es gar nicht für nötig erachteten, die unsere Freiheit angeblich bedrohenden Mächte beim Namen zu nennen. Schliesslich fällt auf, dass auch nicht gesagt wird, was für eine Art von Freiheit da gemeint ist und um wessen Freiheit es geht. Bloss die Liberalen nennen den freien Bürger im freien Land, und die Kommunisten identifizieren Freiheit mit Demokratie.

Beim Betrachten dieser Plakate gewinnt man den Eindruck, dass diese Nicht-Differenzierung des Freiheitsbegriffs offenbar bewusst gewollt ist, wohl in der Annahme, so eine breitere Schicht von Stimmberechtigten ansprechen zu können. Eine Differenzierung könnte diese zur Reflexion darüber ermuntern, ob die Freiheit, welche die jeweilige Partei meint, dieselbe ist, um die es ihnen geht, und ob sie die Freiheit auch von denselben Mächten bedroht sehen. So viele Parteien, so viele Freiheitsbegriffe. Für die Freiheit sind alle, aber wenn präzisiert werden soll, was für eine Freiheit gemeint und für wen vor allem sie bestimmt ist, beginnen die Geister sich zu scheiden. Aber Wahl- und Abstimmungskämpfe sind keine philosophischen Seminare, da wird nicht begriffliche Feinarbeit geleistet, sondern mit maximalen Vereinfachungen gearbeitet.

Das ist jedoch noch nicht das Entscheidende. Diese Plakatierungen «der» Freiheit lehren uns auf sehr anschauliche Weise zweierlei. Zum einen: Die Autoren dieser Plakate gehen mit Recht davon aus, dass die Freiheit in unserer Kultur ein Grundwert ist, den man nicht mehr hinterfragen muss. Das lehrt auch die philosophische Ethik, und man kann in einem Ethik-Buch unserer Tage sogar den Satz lesen: «Die Ethik der

Neuzeit ist eine Ethik der Freiheit» (Annemarie Pieper). Es scheint also ein Konsens darüber zu herrschen, dass die Freiheit ein allerhöchster Wert ist. So ist es denn verständlich, dass Parteien, die um Stimmen werben, sich den Stimmberechtigten mit Vorliebe als Verteidiger dieses höchsten Wertes anpreisen. Mehr noch: Jede Partei beansprucht unausgesprochen ein Monopol auf die einzig legitime Vertretung der Freiheit. Jede geriert sich als *die* Freiheitspartei, von den Kommunisten bis zu den Autoisten. Wobei eben der Freiheitsbegriff so verallgemeinert und unscharf formuliert wird, dass jede und jeder ihr persönliches Freiheitsinteresse oder ihre Vorstellung von Freiheit darin unterbringen kann.

Nun sagt aber schon der Name «Partei», dass eine solche eine «pars», ein Teil von etwas, und nicht das Ganze ist. Deshalb zum zweiten: Mit der Verallgemeinerung des Freiheitsbegriffs und der Monopolisierung des Anspruches auf die einzig legitime Freiheits-Repräsentation erhebt ein Teil den Anspruch auf das Ganze. Das ist ein totalitärer Zug, aber Totalitarismus ist das Gegenteil von Freiheit. Somit kann die Freiheit auch durch diejenigen, die sie zu vertreten und zu schützen beanspruchen, gefährdet werden. Hat jemand je ein Plakat gesehen, auf dem eine Partei für Rosa Luxemburgs Definition der Freiheit wirbt: «Freiheit ist immer nur Freiheit des anders Denkenden»?

Mehr noch: Die Partei als «pars» vertritt nicht nur universelle Werte, sondern vor allem auch partikulare und meist sehr handfeste Interessen. Diese aber werden auf den Freiheits-Plakaten verschämt verschwiegen. (Oder vielleicht sollte man sagen: unverschämt verschwiegen ...). Wenn nun aber eine Partei ihren ungenannt bleibenden partikularen Interessen den Tarnmantel eines höchsten Wertes über die nackten Schultern wirft, funktionalisiert sie den Freiheitsbegriff zu einer Ideologie im Dienste ihrer Interessen um. Das ist Volksbetrug. Alle reden sie von Freiheit für alle, aber allzuoft ist nur eine Freiheit für die eigenen Interessen gemeint. Was hat die angeblich proletarische Freiheit der Kommunisten mit der Gaspedal-Freiheit der Autopartei zu tun? Aber beide sind für «die» Freiheit.

Deshalb die Moral von der Geschichte: Mit Speck fängt man Mäuse und mit Freiheit die Stimmbürger. Das Positive daran ist, dass alle gezwungen sind, die Freiheit als einen der höchsten politischen Werte anzuerkennen, und dass man jeden, der sich als Freiheitsschützer plakatiert, darauf behaften kann.

Arnold Künzli



links oben:
Wahlplakat der Sozialdemokratischen Partei, 1959
rechts oben:
Wahlplakat der Freisinnigen Partei, 1955
links unten:
Wahlplakat der Kommunistischen Partei, 1938
(vgl. auch die folgende Seite)

Freiheit – ein janusköpfiges Programm

Die Freiheit, individuell wie politisch, gehört unbestritten zu den schillernden, hundertfach aufgeladenen Konstanten des schweizerischen Selbstverständnisses. Sie formuliert gewissermassen ein ewig unvollendetes, ein ewig janusköpfiges Programm – ein Programm, das sich nie und nirgendwo von selbst versteht. Wessen Freiheit? Welche Freiheit? Wieviel Freiheit? Freiheit wovon und wozu? Wo fängt die Freiheit an, und wo hört sie auf? Wo sind die Chancen und wo die Risiken? Wo stösst sie an Grenzen, und wer schränkt sie ein?

Zur Freiheit gibt es viele Fragen und viele Antworten. Nicht alle haben die gleiche Macht, gleichviel Mächtigkeit. Und nicht alle haben gleichzeitig Konjunktur. Je nach Kontext, Zeitgeist, Stimmungs- und Interessenlage wird der Freiheitsdiskurs verschieden geführt. Und doch hat dieser Diskurs auch eine Struktur, die gewissermassen invariant ist.

Zu den Paradigmen des helvetischen Freiheitsdiskurses gehört zunächst ein ausgeprägt antigouvernemental-republikanischer Grundtenor. Freiheit bedeutet in dieser Perspektive, den Staat als normsetzende Instanz einerseits zu *begrenzen*, andererseits *mitzubestimmen*. Es geht darum, individuelle, gesellschaftliche und wirtschaftliche Freiräume zu maximieren und die einschränkende Reglementierung von Staates wegen möglichst klein zu halten: «Mehr Freiheit – weniger Staat». Und es geht darum, den Staat dort, wo er trotzdem interveniert und aktiv wird, von unten her mitzugestalten, demokratisch zu legitimieren. Konkreter Ausdruck und Ausfluss dieses helvetischen Freiheitsparadigmas sind die Instrumente der direkten Demokratie (Referendum, Initiative), sind die Volks- und Grundrechte – eifersüchtig verteidigt gegen jede, wie auch immer begründete Einschränkung von oben.

Zu den Paradigmen des schweizerischen Freiheitsdiskurses gehört ebenso ein ausgeprägtes Bewusstsein über die *Risiken und Gefahren der Freiheit*. Freiheit produziert *Ungleichheit und Unsicherheit*. Die Freiheit der einen geht auf Kosten von andern. In völliger Freiheit kann man auch scheitern – und es gibt keine Vorkehrungen, die diesen freien Fall aufhalten könnten. Die Freiheit von heute ist die Unfreiheit von morgen: Rohstoffe, Luft und Erdatmosphäre sind prinzipiell knappe Güter – was in der Gegenwart konsumiert wird, fehlt in der Zukunft. Auch politische Freiheit kann missbraucht werden: Wieviel Freiheit gewährt man den Feinden der Freiheit? Zu den grundlegenden Paradigmen des schweizerischen Freiheitsdiskurses gehört deshalb auch ein durchaus pragmatischer Sinn für *Einschränkungen der Freiheit*: Für Rechtssicherheit, für soziale Sicherheit, für Minderheitenschutz, für Umverteilung ungerechter und ungleicher Marktergebnisse, für Zwangssolidarität zwischen mehr und weniger Begüterten, für das staatliche Gewaltmonopol im Interesse gewaltfreier

Auseinandersetzungen, für Gebote und Verbote im Dienste einer umweltverträglichen Wirtschaftsentwicklung.

Weil aber das freiheitsbedingte Bedürfnis nach Sicherheit meistens mit mehr Staat und also weniger Freiheit erkaufte werden muss, gehört zu den Paradigmen des schweizerischen Freiheitsdiskurses ganz wesentlich auch das ständige Plädoyer für einen *mass- und verantwortungsvollen Umgang mit der Freiheit*. Man setzt auf individuelle, gesellschaftliche und wirtschaftliche Selbstregulierung, um so die Risiken und Missbräuche der Freiheit einzuschränken, ohne dabei gleichzeitig die Freiheit selbst zu ersticken. Denn es gibt nur eine Alternative zu mehr Staat: mehr Selbstverantwortung. Die hohe Kunst eines nie vollendeten Programmes besteht darin, in Freiheit nicht alles zu machen, was gemacht werden könnte, und nicht alles zu unterlassen, wozu kein staatlicher Zwang besteht.

Es gibt eine typisch helvetische Art, Freiheit zu verstehen, zu beanspruchen, zu debattieren – über weite Strecken nämlich im Rahmen der genannten Paradigmen, die den hierzulande über Freiheit geführten Diskurs fast unabhängig vom jeweiligen Kontext und vom jeweiligen Zeitgeist strukturieren und prägen.

Kenneth Angst

rechts oben:
Wahlplakat der Evangelischen
Volkspartei 1963

links:
Wahlplakat der Auto-Partei, 1987

rechts unten:
Wahlplakat der Freisinnigen Partei, 1955
(vgl. auch die vorhergehende Seite)

1955



Evangelische
Volkspartei



Die Austreibung der Teufel im eigenen Land

Oktober 1956. Eine friedlich in sich ruhende, selbstbewusste und selbstzufriedene Schweiz wird aufgerüttelt und gerät in den Sog der Weltereignisse: in Ungarn (und in Polen) herrscht Aufruhr, grosse Teile der Bevölkerung erheben sich gegen ihr kommunistisch-nachstalinistisches Regime, der Aufstand wird mit sowjetischer Panzergewalt brutal unterdrückt. Fast gleichzeitig besetzen Briten, Franzosen und Israelis die Suezkanalzone, werden später von den Amerikanern zurückgepfiffen.

Ganz Westeuropa zeigt sich von den Ereignissen betroffen – auch die Schweiz, die für einmal unter den Einschränkungen ihrer Neutralität zu leiden scheint. Eine Welle der Identifizierung mit dem Schicksal des niedergedrückten ungarischen Volkes breitet sich fiebrig über unser Land aus, wie noch nie (und nie mehr wieder) öffnen sich die Grenztore für asylsuchende Flüchtlinge, sie werden mit Wärme und Solidarität bei uns aufgenommen. Die museal-idyllische Schweiz wird lebendig, tritt aus ihrer politischen Reserve heraus und zeigt sich kollektiv engagiert wie kaum je zuvor. Im ganzen Land entstehen unter dem Slogan «Niemals vergessen!» Bewegungen, die sich einerseits aktiv um die geflüchteten Ungarn kümmern, andererseits die Moral der Bevölkerung auf einen engagierten Antikommunismus drillen, der zur herrschenden Gesinnung, zum gesunden Volksempfinden deklariert wird. Eine Diktatur der neu definierten Rechtschaffenheit ergreift die Macht.

Wehe jenen Mitbürgerinnen, die zögern oder relativieren! Wehe gar all jenen, die sich der Sympathie oder auch nur des Interesses für Belange verdächtig machen, die auch nur annähernd mit «Kommunismus» zu tun haben könnten. Gierig schaut der Nachbar auf den Nachbarn, ob er mithalte an Empörung und Engagement, und fast begeistert wird allüberall nach Sympathisanten und Mitläufern kommunistischen Ideengutes gesucht. Jede/r Linke ist verdächtig; und auch Linke, darunter viele Sozialdemokraten und Gewerkschafter, sind es, die zur eigenen Sicherung und Distanzierung zur durchdringenden «Säuberung» aufrufen.

Fast scheint es, als sei die entfesselte Energie zu gross, um sich mit der Solidarität für die Opfer zu begnügen, es braucht nun auch noch die Feinde, die Verräter im eigenen Lande. Der ideologische Feind ist zu weit weg, zu mächtig auch, als dass man sich mit ihm be-fassen könnte, aber an-fassen muss man etwas, hand-greiflich muss es werden. Ausgewiesene Kommunistinnen werden angegriffen, boykottiert, Moskaufahrende bei ihrer Heimkehr zusammengeschlagen; und wer sich schützend vor sie stellt, wird gleich selbst des Kommunismus bezichtigt. Mit Molotow-Cocktails wird in Kiesgruben gegen fiktive Panzer geschossen, in Kleidersendungen und Liebesgaben für Ungarn werden diese Kleinwaffen versteckt. Der Geist ist aus der Flasche und mit ihm ein ganzer Schwall von Ängsten, politischen und privaten. Aktiv und

rechtschaffen wird, was lange passiv und verdrückt darniederlag.

Man spürt sie (endlich) wieder, diese Schweizer Haut, und hautnah spürt man auch die andern, beschnuppert, wer dazugehört, wer nicht, und wehe ihm und ihr! Oh, traute Schweiz, wie bist Du engagiert! «Es donnern die Höhen, es zittert der Steg ... 's ist heut Simons und Judä, da rast der See und will sein Opfer haben ...»

Berthold Rothschild



links:

Aktion «Niemals vergessen!» Berner Studenten stellen 10'000 «Molotow-Cocktails» zu Übungszwecken her (Schweizer Illustrierte Zeitung, 17.12.1956)

unten:

Inserat der «Aktion Freisein, Thalwil» (Fotos: Archiv zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Zürich / R. Gretler)

WACHSAMKEIT!

AUFRUF ZUR

Wir wollen frei sein von Verrätern!

An die Männer und Frauen von Thalwil

Leider wissen wir es erst seit kurzem: In unserer Mitte lebt und wohnt ein Tölpel der Demokratie. Einer, der seit Jahrzehnten kaum etwas anderes tut als Klassenkämpfer im Sinne Molotows auszubilden und alle Verdienste der Inpartei-Komitee stets zu beschönigen, ja zu verherrlichen. Man darf ihn mit recht als einen Handlanger Molotows bezeichnen! Er heisst Dr. Konrad Farmer. Wir werden ihn und sein Tun Euch noch genauer vorstellen. Für heute sei dies: Dr. Farmer ist der Ideologe der schweizerischen Kommunisten, das ist der Mann, der sie lehrt, wie man ohnmächtige demokratische Wähler praktisch überlistet, täuscht und verführt. Dieser Mann lehrt kommunistische Schlingensiefel für die Durchführung des Klassenkampfes, d.h. zur Erringung einer Diktatur nach imperialkommunistischen Mustern auch in der Schweiz.

Dr. K. Farmer verteidigt die Verbrechen Stalins, was er die Verbrechen in Ungarn öffentlich verteidigt, er führt von Zeit zu Zeit in die Ostpartei, was macht er wohl dort? Dieser Dr. Farmer, von dem man heute in Thalwil noch nicht weiß, wohnt seine Möbel kommend, wohnt in einem Haus, dessen Wert von über Fr. 100'000.— er versteigern sollte.

Wie würde Dr. K. Farmer solange als «ein Verräter an der Sache der Freiheit und Menschlichkeit bezeichnen, als er nicht an dieser Stelle in zweifelhafte Weise zu den Vorgängen in Ungarn Stellung nimmt.

Vor allem aber wollen wir, auch allen, was wir wissen, einen ersten «Schritt» zum Halte versetzen. Es soll ihm nicht am Blut und nicht am Gut gehen. — das drückt er uns zu! — aber er soll wissen und spüren, daß wir konstant Geduldlosigkeit mit

ihm haben. Wir wollen keine, der morgen über unser Meckeln sein kann, heute die Hand geben, heute aufrechter Thalwiler soll ihn grüßen, heute achtbare Thalwiler ihn und seine Familie in den Läden von Thalwil bedürfen.

Wer aber zwischen diesem Molotowknecht und seiner Familie Unterschiede machen möchte, dem seien die in Ungarn gemordeten Kinder und Frauen in Erinnerung gerufen und das Schicksal, welches unsere Kinder unter imperialkommunistischer Herrschaft erleiden würden.

Wir wollen und können unser Dorf von diesem Totengräber der Freiheit säubern, der bis jetzt gelächelt hat über die schuldigen Demokraten. Wir wollen und können ihn in Acht und Bann tun an jedem Ort unserer Heimat, bis er endlich aus Land der geliebten Verbrechen zieht. Dann nämlich wird er für seine Aufgabe gehen nicht mehr wert sein!

Dieser Aufruf wird erlassen von der

Aktion - Frei sein - Thalwil

die an dieser Stelle von allem auch an die Jugend appelliert, das Haus Mühlebachstrasse 11, wo dieser Dr. K. Farmer wohnt, nicht zu beschüttern, igrät die Franken für Raufen und Wiederherstellung höher der Ungarndiktatur.

Wir werden unsere Aufklärungs-Aktion über das Treiben dieses Dr. K. Farmer in den nächsten Nummern dieser Zeitung fortsetzen.

«Lieber eine Saffagette als eine Suffragette!»

Die zweite Schweizerische Ausstellung für Frauenarbeit (SAFFA) mit dem Motto «Die Schweizer Frau, ihr Leben, ihre Arbeit» schlug im Sommer 1958 ihre Zelte auf der Landiwiese in Zürich auf. Die Frauenorganisationen wollten mit dieser Schau die Leistungen der Frauen auf allen Gebieten des Lebens demonstrieren. Die SAFFA 1958 verstanden sie als Standortbestimmung der Schweizer Frauen, als «Lehrmeisterin» der «modernen Frau» im Heim, in der Berufsarbeit und in der Öffentlichkeit.

Das 22köpfige Architektintenteam lieferte mit den modernen und dennoch zweckmässigen Pavillonbauten den unbestrittenen Nachweis weiblicher Leistungen. Das elegant geschwungene, achtbucklige Zeltdach des Cafés auf dem eigens für die SAFFA aufgeschütteten Inselchen, der neungeschossige Stahlturm, in dem Musterwohnungen untergebracht waren, sowie die luftigen Rundpavillons zeugten eindrücklich für das «neuzeitliche Wirken und Weben der Frau».

Die Konsumgüterindustrie nutzte die Gelegenheit, ihre Produkte an die Frau zu bringen. Die Flut von Angeboten an modernen «Helfern der Hausfrau» und die aufdringliche Werbung der Industrie stellten die thematischen Ausstellungsteile teilweise in den Schatten. Hier machten die Frauenorganisationen und Frauenberufsverbände auf ihre «Wünsche» – das Wort «Forderungen» wurde bewusst vermieden – in Bezug auf die Gleichberechtigung aufmerksam. Das brisanteste Thema, die politische Gleichberechtigung, handelte die Ausstellung diskret und mit Gemeinplätzen ab, um nicht der Werbung für das im Februar 1959 zur Abstimmung stehende Frauenstimm- und -wahlrecht verdächtig zu werden.

Publikum und Presse waren von der SAFFA 1958 begeistert. «Landstimmung liegt spürbar in der Luft», schwärmten die «Neuen Zürcher Nachrichten» am Eröffnungstag. Im Volksmund sprach man schon bald nur noch liebevoll von der «Frauenlandi». Die Frauen selbst sahen in ihrer Frauenstadt am See «eine kleine Welt des Gemütes gegen die seelenlose Mechanisierung» der Männerwelt, ein «menschliches Réduit auf mechanischem Kampfgebiet».

Die Zeitung «Die Tat» charakterisiert den Geist der Ausstellung so: «Lieber eine ‚Saffagette‘ als eine ‚Suffragette‘! ... Das überspannte und letztendlich einem Minderwertigkeitskomplex entspringende Tun krasser Frauenrechtlerinnen ist an dieser SAFFA 1958 nicht spürbar, dafür aber das frauliche, innerlich sichere und gelöste Frauentum.»

Die «Saffagette» war also betont fraulich, gab sich locker, hegte gegenüber den ihr das Stimmrecht verwehrenden Männern keine Ressentiments, sondern wies diskret auf einige Schattenseiten im Leben der modernen Frau hin. Zur Verwirklichung ihrer politischen Ziele wählte sie den Weg der kleinen Schritte, stets positiv das bereits Erreichte betonend, bereit, sich in die politische Konsenskultur der Schweiz zu integrieren.

An Festtagen demonstrierte sie mit der Tracht, dem «Ehrenkleid der Heimat», am eigenen Leibe ihren Willen, das kulturelle Erbe der Schweiz zu wahren und weiterzugeben.

Der «Suffragette» hingegen wurden in ihrem politischen Engagement selbstsüchtige Motive unterstellt: Aus einem weiblichen Unterlegenheitsgefühl heraus setzte sie sich für die «Gleichmacherei» ein. Ihr forderndes Auftreten weckte bei den Männern Ängste: Politisch wurde sie als «unschweizerisch» mundtot gemacht, als Frau diffamiert.

Mit dem Rückgriff auf traditionelle Frauenbilder und Mythen signalisierten die «Stauffacherinnen des Atomzeitalters» der Männerwelt, dass die Kontinuität schweizerischer Eigenart mit – oder eben auch ohne – Frauenstimmrecht gewahrt bleibe. Genau dieser kontraproduktiven Wirkung ihrer Propaganda für die Sache der Frau waren sich die Organisatorinnen in ihrem Optimismus nicht bewusst. Sie sahen in der SAFFA 1958 eine geschickte Wegbereiterin für die politische Gleichberechtigung. Bestärkt durch den wirtschaftlichen Aufschwung, glaubten sie, dass den Frauen alle Türen offenstünden.

Die «folkloristisch herausgeputzten und kantonal festgenagelten Trachtenfrauen» empfand die Journalistin Laure Wyss schon damals als nicht mehr zeitgemäss. Die SAFFA 1958 sei in ihrer «Wohltemperiertheit» und Selbstzufriedenheit eher ein «Treten an Ort» als eine Standortbestimmung gewesen. «Irgendwo zwischen Bazar und Höhenweg» müsse die «moderne Frau», der die Ausstellung ja gewidmet war, erst noch gesucht werden. Dem «rosaroten Selbstbetrug» der SAFFA 1958 hielt Iris von Roten noch im gleichen Jahr ihr kühnes Manifest für die Gleichberechtigung, «Frauen im Laufgitter», entgegen. Nachdem sich die Organisatorinnen der Ausstellung im Namen der «ethischen Ziele der SAFFA» von Iris von Roten distanziert hatten, platzte auch der Juristin Gertrud Heinzelmann der Kragen: «Seit wann und wie lange ist die SAFFA das Mass aller weiblichen Dinge? ... Denn seien wir uns klar darüber, dass die schöne und sommerliche SAFFA im Kampf um die Frauenrechte recht leisetretterisch war.»

Solche «Suffragetten»-Töne waren Ende der fünfziger Jahre noch selten. Das «Saffagettentum» blieb bis in die sechziger Jahre hinein die vorherrschende Strömung innerhalb der Schweizer Frauenbewegung.

Eva Krähenbühl



*Blick auf die Saffa-Insel
(.Elle', Sommer 1958)*

Eine nackte Frau mit schweren Brüsten: Frontal ist sie ins Bild gesetzt, mit auseinanderklaffenden Schenkeln. Erst der zweite Blick zeigt, dass der Balken, an den sie mit Stricken gebunden ist, zu einem Kreuz gehört, zeigt, dass ihre Füße von einem Absatz gestützt werden und die Fesseln sie in ihre Haltung zwingen. Die Landschaft, in der das Kreuz steht, ist nur erahnbar, eingetaucht in apokalyptische Finsternis. Noch hält die Frau den Kopf erhoben, doch ihr Blick ist abwesend, als schaue sie in eine andere Welt.

Das «Bild einer gekreuzigten Frau unserer Zeit» von Kurt Fahrner ist anstössig. Der Maler wusste das, als er es am 29. April 1959 in einem Happening auf dem Basler Barfüsserplatz zeigte. «Viele werden Form und Aussage ablehnen ...», schrieb er in einem Flugblatt zur Aktion. Was dann aber kam, hatte er wohl kaum erwartet: Die Polizei griff ein, aus eigenem Antrieb, Verhaftung und Hausdurchsuchungen folgten. Der Staatsanwalt drohte mit dem Psychiater: obszön und blasphemisch sei das Bild. Fahrner wurde in prozessuale Wechselbäder von Verurteilung, Freispruch und Verurteilung getaucht – bis vor Bundesgericht und zurück ging der Reigen. Der Richter des Appellationsgerichtes, der Fahrner zuerst freigesprochen hatte, blieb so milde, wie es nach dem Entscheid des Bundesgerichtes eben noch ging: hundert Franken Busse und Konfiskation des Bildes, lautete sein Urteil. Mehr als zwanzig Jahre blieb das Gemälde in «Gewahrsam» der Staatsanwaltschaft, und erst 1980, drei Jahre nach Fahrners Tod, gelang es seiner Frau und seiner Tochter, «Die Gekreuzigte» aus den Mühlen der Justiz zu befreien.

Das Bild Fahrners ist anstössig, und es ist eine Zumutung – auch heute noch. Anstössig, zum Denken anstossend ist es, weil es die nackten Brüste und die auseinanderklaffenden Schenkel einer Frau mit dem Kreuz verbindet. Aus dem Anstössigen wurde jedoch von vielen, die das Bild sahen, etwas Abstossendes gemacht. Die Zumutung, dem ersten Gedanken einen zweiten folgen zu lassen, nahmen sie nicht auf sich. Durch ihre Anstössigkeit *legt die «Gekreuzigte» bloss* – Sehgewohnheiten zum Beispiel. Die Bundesrichter führten dies in ihrer Urteilsbegründung vor: «Im Bild der gekreuzigten Frau steht unverkennbar das Sexuelle im Vordergrund. Es tritt betont in Erscheinung durch die im Zentrum des Bildes wiedergegebene weibliche Scham, die zwar in Halbdunkel gehüllt, aber in ihren Umrissen deutlich sichtbar ist, und ferner durch die gespreizten Oberschenkel, deren Stellung den Blick des Betrachters zwangsläufig auf die Geschlechtspartie lenkt...»

Das Kreuz, an das die Frau gebunden ist, stört diesen Blick, verhindert, dass er «genossen» wird. Diese Störung wurde Fahrner übelgenommen – unter der Etikette der Blasphemie fiel sie auf ihn zurück. Obszön, blasphemisch ist jedoch nicht das Bild, obszön mutet an, was offenbar in den Köpfen der

Betrachtenden passierte. Indem die Richter das Gemälde konfiszieren liessen, versuchten sie den Spiegel zu verstemmen, der ihnen von Fahrner vorgehalten wurde.

Die «Gekreuzigte» legt bloss – den Objektstatus der Frau zum Beispiel: Ans Kreuz gebunden ist sie denen ausgeliefert, die sie so zugerichtet haben. Die Bundesrichter machen aus dem Opfer eine Täterin, eine, «die mit gespreizten Beinen die deutlich sichtbare Scham offen zur Schau stellt, als ob sie zum Geschlechtsakt bereit wäre». Der Satz erinnert an Vergewaltigungsprozesse: das Opfer? – das ist selber schuld. Das Folterwerkzeug Kreuz straft jedoch die Rede der Richter Lügen. Objekte waren und sind Frauen nicht nur sexuell, Fahrner war sich dessen bewusst. Drei Monate vor dem Happening auf dem Barfüsserplatz hatten 69 Prozent der Schweizer Männer es abgelehnt, den Frauen das Stimmrecht zu gewähren. In der Basler AZ war zu lesen, eine Frau habe in Fahrners Bild das verworfene Stimmrecht gesehen. Mit der «Gekreuzigten» hat Fahrner einen starken Ausdruck gefunden für die Weigerung der Gesellschaft, Frauen als Subjekte gelten zu lassen, für die Beschränkung der Frau auf ihre Natur und für die Entwürdigung, die darin liegt. Die Stärke liegt gerade in der Verbindung des Inbegriffs der Erniedrigung, des Kreuzes, mit den nackten Brüsten, den auseinanderklaffenden Schenkeln einer Frau.

Die «Gekreuzigte» legt bloss – Denkgewohnheiten zum Beispiel: Die Frau ist nicht der Mensch. Den geopfertem Menschen habe er darstellen wollen, hatte Fahrner seinen Richtern erklärt. In der spezifischen Entwürdigung des weiblichen Menschen, in der Darstellung der Reduktion der Frau auf ihren Körper, wollte Fahrner die Entwürdigung jedes Menschen zeigen. Entgegen den Spielregeln, nach denen in unserer Gesellschaft die Wahrnehmung und Darstellung der Geschlechter funktioniert, wird bei ihm der «Spezialfall» des Menschen, die Frau, zum Inbegriff des Menschen überhaupt. Wie der gekreuzigte Christus seit Jahrhunderten, mutet diese Gekreuzigte ihren Betrachtern zu, in ihrer Entwürdigung, der einer Frau, die menschliche Entwürdigung zu erkennen, doch das «Ecce homo» gilt für sie nicht. Und die Richtenden, die diese Entwürdigung nicht anerkennen, die nicht die Entwürdigung, sondern deren Darstellung als obszön empfinden, setzen sie damit gerade fort. In einem ganz anderen Sinne, als es gemeint war, hatte die Basler Staatsanwaltschaft recht, als sie die Öffentlichkeit wissen liess: «Der Vorfall weist auf eine bedenkliche Mentalität gewisser Kreise hin.»

Barbara Seiler



*Kurt Fahner, Kreuzigung,
Mischtechnik auf Pavatex, 180 x 122,2 cm,
Privatbesitz, Basel*

Die Schweizerin kocht elektrisch

Dieser Werbeslogan, der in den fünfziger Jahren an den Mauern der französischen Schweiz klebte und manche zum Schmunzeln brachte, die das Verb *kochen* in seiner intransitiven Form nahmen und ihre Miteidgenossinnen sozusagen im eigenen Saft schmoren sahen, gehört in den Kontext der Propagierung einer modernen Lebensform, in der die Haushaltsausrüstung eine wichtige Rolle spielen sollte.

Hat sich die Lebensform der Schweizer nach dem Krieg amerikanisiert? Man sollte eher sagen, die Mechanisierung unserer Haushaltungen hat sich ungleichmässig und nicht ohne Tribut an gewisse kulturelle Gegebenheiten vollzogen. Einerseits mussten wir nämlich, von einigen privilegierten Schichten abgesehen, bis in die sechziger Jahre hinein warten, bis sich die Haushaltapparate in der Schweiz wirklich in grossem Stil verbreiteten. Andererseits ist die Geschichte der Technik ja auch eine Kulturgeschichte, rüttelt doch jede technische Neuerung an den eingewurzelt Gewohnheiten des Milieus, in das sie einzieht. In der Schweiz hat der Zusammenstoss von Technik und Hausarbeits-Ethos Widerstände hervorgerufen, die die Verbreitung gewisser moderner Einrichtungen bremsen. Die Moral der Mühe und die Furcht, die Technologie werde einem die eigene Tüchtigkeit aus der Hand nehmen, bildeten einen wichtigen Aspekt dieser Widerstände.

Wenn die Technik auf die Kultur trifft, kann man aber auch sagen, dass sich die Kultur *durch* die Technik äussert. Beweis dafür ist die Einrichtung der Küchen nach dem Krieg, deren Ungleichheit von einem Land zum andern sehr unterschiedliche bauliche Gewohnheiten und Produktionsbedingungen hervorhebt. Die amerikanische Küche, die auf einer Politik der «breiten Palette» basiert, spiegelt die Individualisierung der Nachfrage infolge einer hohen Zahl von Eigentümern wider, während man in Deutschland, wo die Situation umgekehrt ist, eine «Architektenküche» produziert, von funktionalistischen, hygienischen und tayloristischen Strömungen beeinflusst.

In der Schweiz tritt die Verwirrung von Wertesystem und technischer Innovation in den Unterschieden zwischen der deutschen und der französischen Schweiz zutage. In den Deutschschweizer Kantonen betrachten die Architekten die Kücheneinrichtung als ein wesentliches Element des Komforts, gleich wie die gemeinsame Waschküche und den atom-sicheren Schutzraum, während in der Welschschweiz, insbesondere in Genf, die feste Kücheneinrichtung sich oft auf die Installation eines Spülbeckens und eines minimalen Einbaugestelltes beschränkt. Ein anderes Beispiel zeigt ebenfalls den helvetischen Partikularismus bei der Haushaltsausrüstung auf: Die Marke «Sibir», versinnbildlicht im Kühlschrank, ist die schweizerische Antwort auf den amerikanischen Begriff von häuslichem Komfort. Wo Amerika alles grosszügig sah und schon seit Langem Kühlschränke von beachtlichen Ausmas-

sen herstellte, setzte die Schweiz auf Kleinheit und verkaufte bescheidene Apparate, die für ein breites Publikum bestimmt und auf die Grösse der Wohnungen und Haushalte zugeschnitten waren – und auch auf die kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Eigenheiten der Schweiz.

Der allmähliche Einzug der Maschinen in die helvetischen Heime vollzog sich in Harmonie mit der Entwicklung des Hausarbeitsbegriffs. Das heisst, die Apparate trafen auf günstige Vorbedingungen, geschaffen durch fast hundertjährige Kampagnen von Hygienikern, die rund um das unserem Land und seinem Image so teure Thema Sauberkeit neue Normen und neue Praktiken gestaltet hatten. Wie Geneviève Heller in «Propre en ordre» schreibt, wird die Sauberkeit in der unmittelbaren Nachkriegszeit verinnerlicht. Sie ist zur Gewohnheit, zum festen Begriff geworden. Die folgende Reklame aus dem Jahr 1948 illustriert diese Bedeutung in der schweizerischen Vorstellungswelt trefflich:

«Diese Maschinen, für die Schweizer Hausfrau ausgedacht und gebaut, waschen vor und waschen durch, kochen und spülen ... Nur Wäsche, die man kochen lässt, wird so weiss wie neu und verdient es, als gründlich gewaschen und hygienisch zu gelten.»

Diese neuen Normen stimmen mit dem Wert überein, den die Schweizer der Hausfrauenrolle einräumen. Es fällt in der Tat schwer, ein Land zu finden, das sich ebenso widerstrebend zur Förderung der Frauenarbeit bereitfindet. Der Gedanke liegt nahe, dass die Einführung der Haushaltapparate in den schweizerischen Heimen ebensowohl den Regeln von Ordnung und Sauberkeit entspricht wie dem Argument von der Rationalisierung der Hausarbeit.

Valérie Perrin



Kein schmeichelhafter Spiegel

Varlin hat das Bild «Die Völlerei», anderer Titel «Die Sinnenfreuden», für die Landesausstellung 1964 in Lausanne geschaffen. Für die Abteilung «La joie de vivre» erging auf Vermittlung des Tessiner Architekten Tita Carloni der Auftrag für zwei Tafeln des Formates 240 cm x 530 cm an den 1900 geborenen Zürcher Künstler, der seit Mitte der fünfziger Jahre durch verschiedene Ausstellungen in Schweizer Museen, so etwa 1960 im Kunsthaus Zürich, zu nationaler Berühmtheit gelangt war.

Varlin wählte als Thema der Pendant-Gemälde die Darstellung der Freuden des Geistes und der Sinne.

Der Künstler war mit diesem Auftrag von öffentlicher Hand vor eine Aufgabe gestellt, die für ihn eher ungewohnt war – und mit der er entsprechende Mühe hatte. Denn entgegen einer weit verbreiteten Meinung malte Varlin selten auf Bestellung. Die Bildnisse berühmter Leute wie beispielsweise Friedrich Dürrenmatt, Hugo Loetscher oder auch der Kronenhalle-Wirtin Hulda Zumsteg entstanden aufgrund einer persönlichen Beziehung; die Wahl des Sujets bestimmte der Maler selber. Seine Modelle waren keine im herkömmlichen Sinne schönen Menschen, sondern interessant durch die Spuren des Lebens, die sie im Gesicht trugen. So waren bevorzugte Modelle auch «einfache Bützer» wie ein Hotelportier, ein Glacéverkäufer, ein Clochard oder die Serviertochter aus dem Niederdorf. Bei den beiden Expo-Bildern war der Künstler zudem mit für ihn ungewohnten Vorbedingungen konfrontiert, denn die beiden Tafeln mussten in der kurzen Zeitspanne von drei Monaten gemalt werden.

Varlin entschloss sich, die «Sinnenfreuden» in Form einer üppigen Tafelrunde, einer «Grande Bouffe», Gestalt annehmen zu lassen, während er für das Pendant der «Geistesfreuden» ein Heilsarmee-Korps porträtierte.

Der Künstler arbeitete damals in seinem Atelier am Neumarkt in Zürich, das ihm und seiner Frau Franca auch als Wohnung diente. Die räumlichen Verhältnisse für das Entstehen solch grossformatiger Tafeln waren alles andere als günstig.

Varlin malte immer nach Modell, er brauchte während des ganzen Entstehungsprozesses eines Bildes dessen Gegenwart. Das Malen aus der Erinnerung oder gar nach Fantasie war ihm kaum möglich, er musste das Objekt seines Werkes «handgreiflich» vor sich haben; das galt sowohl für die Bildnisse von Menschen wie von Gebäuden.

Für die «Völlerei» sammelte der stadtbekannt Habitué im Zürcher Niederdorf Bekannte und Freunde ein, die ihm für die Tafel Modell sitzen sollten. Eine Fotodokumentation belegt, dass Varlin das Bild bis zum Ablieferungstermin etliche Male umarbeitete. Und Augenzeugen berichten, dass der Schweinskopf, den der Künstler als Modell aus dem Schlachthof geholt hatte, bestialisch zu stinken begann, weil der Maler

mit seiner Wiedergabe grosse Mühe hatte, das Gemalte mit Rasierklängen immer wieder abkratzte und den Kopf in seiner gestischen Malweise immer wieder neu auf die Holztafel zu «werfen» versuchte.

Bei der «Völlerei» geht es dem Künstler um die unterhaltsame Schilderung satten Bürgertums, das er hier bis zur Widerwärtigkeit darstellt. Und in diesem Sinne sind Varlins Expo-Bilder auch kleine Wagnisse, denn dem Schweizer Bürger wird, vor allem in der «Völlerei», kein schmeichelhafter Spiegel vorgehalten.

Nicht nur in seiner Kunst, auch im Leben inszenierte sich Varlin, der ursprünglich Willy Guggenheim hiess und einer alten jüdischen Familie entstammte, gerne als Bürgerschreck. Anekdoten über den Künstler, dem man mit zunehmendem Alter und zunehmender Berühmtheit immer grössere Narrenfreiheit zugestand – ähnlich wie in den achtziger Jahren einem Jean Tinguely –, kursierten auch nach seinem Tode im Jahre 1977 munter weiter.

Die elf Personen der Tafelrunde wirken mehr oder weniger vereinzelt, einige stopfen Speis und Trank in sich hinein, einer döst mit dick gewölbtem Bauch vor sich hin, ein einziger prostet seinem Nachbarn zu, das geschieht aber in so aggressiver Weise, dass der andere erschreckt zur Seite weicht. Kurz: die Personen stehen nicht in geselligem Kontakt zueinander, wie es eine solche Tafelrunde zu versprechen scheint. Diese sonderbare Beziehungslosigkeit der Akteure des Bildes ist wohl eher eine Folge der Malweise Varlins als eine bewusste Stellungnahme. Varlins Menschenbildnisse zeigen die Dargestellten praktisch immer als Einzelpersonen. Diese jedoch als vereinzelt Figuren zu sehen und eine Interpretation im Sinne des Existentialismus als dem an seine Vereinzelung geketteten Menschen zu wagen, ist ihm nicht angemessen. Denn Varlin ist kein Alberto Giacometti. Dass er Einzelfiguren malte, war die Folge seiner Arbeitsweise und des permanenten Angewiesenseins auf die verharrende physische Präsenz seiner Modelle. Die Schwäche der Tafeln mit den «Sinnen- und Geistesfreuden» liegt im Versuch, Gruppenbildnisse zu malen. Haben wir bei den «Geistesfreuden» mit der Heilsarmee eine simple Aneinanderreihung von Einzelporträts vor uns, so versuchte der Künstler in den «Sinnenfreuden» durch den verbindenden Tisch mit Speis und Trank einen Zusammenhang zwischen den Leuten herzustellen. Es gelang ihm nur mit Mühe. Die Qualität des Bildes liegt in den Details – in den Einzelbildnissen, unter die auch der Schweinskopf einzureihen ist. Varlin blieb auch bei den beiden Bildern für die Landesausstellung 1964 trotz der ungewohnten Umstände im Grunde – und vielleicht unbewusst – bei seiner angestammten Bildauffassung.

Irene Meier



Hat man das vergessen?

Während die Schweiz ihren Platz in einem vereinten Europa sucht, versetzen Gegenströmungen gewisse Kreise unterschiedlicher Herkunft in Unruhe. Der Ausländer fühlt sich bei uns schlecht gelitten, um nicht mehr zu sagen. Ist es, auch um diesem aufkeimenden oder unterschwelligem Fremdenhass Einhalt zu gebieten, nicht an der Zeit, gewisse Tatsachen in Erinnerung zu rufen?

Was wäre denn heute unser Land, sozial und wirtschaftlich gesehen, ohne die Mitwirkung von Ausländern?

Sie waren es doch, die nach dem Zweiten Weltkrieg zu Tausenden herkamen, um unsere Häuser, unsere Strassen und unsere Stromversorgung zu bauen. In unseren Fabriken, unseren Werkstätten, an den Staudämmen unserer Wasserkraftwerke haben sie Reichtümer erarbeitet, die wir genießen.

Als Gewerkschaftssekretär war ich bei ihnen im Wallis in Salanfe, in Mauvoisin, an der Grande Dixence, der Gougra, in Griessee und Mattmark.

Ich habe sie gesehen, wie sie in den Wasserzuleitungstunnels gruben, wie sie angeseilt Felsen säuberten, wie sie zahlreiche andere, mühselige und zuweilen gefährliche Arbeiten ausführten. Die gegenseitige Anpassung zwischen Ausländern und Schweizern ging dabei rasch vor sich, denn man musste gemeinsam vorankommen.

Dank dieser Zusammenarbeit von Einheimischen, Italienern, Spaniern, Deutschen, Österreichern und anderen produziert das Wallis heute einige zehn Milliarden Kilowattstunden jährlich. Das gleiche gilt für alle Bergkantone.

Wo stünde unsere heutige Gesellschaft ohne diese gigantische Leistung?

Manche werden sagen, es seien schliesslich alle Beteiligten durch ihren Lohn für die Mühe entschädigt worden. Das stimmt, aber der Wohlstand ist bei uns geblieben. Und etliche haben leider mehr als die Kraft ihrer Arme hergegeben. Sie haben ihr Leben gelassen. Ihre Arbeit war mit Risiko verbunden.

Am 30. August 1965 kamen bei der Katastrophe von Mattmark 88 Arbeiter unter Eis- und Schuttmassen ums Leben, nebst zwölf Schweizern alles Ausländer und grösstenteils Italiener. Für den Bau des Staudamms hatte sich nur eine einzige Lösung angeboten: der Abbau der Moräne unter einer Gletscherfläche. Drei Jahre lang kam das Programm, dank ständiger Überwachung, ohne Zwischenfälle voran. Sintflutartige Regenfälle aber schliffen die Verankerung des Gletschers im Fels ab, und es kam zum tödlichen, unvorhersehbaren Drama.

Und so reisten nicht nur die letzten verdienten Löhne von Mattmark nach Italien, Spanien, Österreich, sondern auch Särge. Die verlorenen Familienväter, Brüder, Angehörigen gaben den Hinterbliebenen Anspruch auf Entschädigung, aber ersetzt werden konnten sie nicht.

Es ist gut, sich an diese Dinge zu erinnern, die gar nicht weit zurückliegen. Noch einmal: Was wäre die Schweiz ohne die Hunderttausenden ausländischer Arbeiter, die uns ihre Zeit und ihr Können gegeben haben? Zusammen mit den Schweizer Arbeitern haben sie unseren heutigen Wohlstand aufgebaut.

Niemand dürfte das je vergessen.

Alfred Rey

Stop der Überfremdung

demokratische Partei

Liste 7



Plakat der Demokratischen Partei, 1966
rechts:
Plakat gegen die Schwarzenbach-
Initiative, 1970

001 Im Juli 1964 rollt ein silbriger Aston Martin DB 5 auf der Furkastrasse am Rhonegletscher vorbei. Der Fahrer ist Agent. Er sieht eine blonde Frau, die ihn in einem offenen Ford Mustang überholen will. Wie der Mustang auf gleicher Höhe ist, fahren per Knopfdruck Stangen mit rotierenden Messerchen aus den Radachsen des DB 5 und schlitzten die Reifen des Mustang. Kuhglocken bimmeln. Die Frau ist gezwungen, im Auto des Agenten weiterzufahren. Später werden die beiden von einer ganzen Flotte schwarzer Mercedes verfolgt. Der Aston Martin sprüht hinten eine dichte Rauchwolke heraus, wie ein Tintenfisch. Die Frau lacht. Einer der Mercedes kracht in einen Baum.

Das Auto kann noch viel mehr. Der Film heisst *Goldfinger*. Der Agent heisst Bond, James Bond.

002 James Bond wurde von Ian Fleming in die Welt gesetzt, einem reichen Journalisten, der im Zweiten Weltkrieg Mitarbeiter des britischen Geheimdienstes war. 1953 veröffentlichte Fleming den ersten von einem Dutzend Bond-Romanen. 1964 starb er. Im ‚Blick‘ erscheint sein Nachruf auf der Frontseite. Die Filmserie setzte 1962 mit *Dr. No* ein und will nicht enden. James Bond war einer der prägenden Mythen der sechziger Jahre vor '68. Er kennt die Träume der Männer und die Ängste der Menschheit: der Dritte Weltkrieg, Atombomben, globale Hungerkatastrophen und der Crash der Weltwirtschaft. Es geht um das Ganze: Bond ist Weltliteratur. Das Schöne ist, dass Bond auch die Verantwortlichen für die drohenden Katastrophen kennt: Grosskriminelle wie Goldfinger, die, je nach Fieberkurve des Kalten Krieges, meist im Dienste Moskaus stehen. Personifizierte Gefahren sind menschlich. Bond überlistet die Bösewichte. Dabei helfen ihm per Knopfdruck die Wunder der Technik. Bond ist der Märchenheld aus dem Zeitalter des Fortschritts.

003 Auf dem Nachttischchen von Präsident Kennedy liegt immer ein Bond-Roman. Eines der zehn Bücher, die er vor einer Atomkatastrophe retten würde, ist «From Russia With Love». Jacqueline Kennedy bringt diesen Roman Allen Dulles, dem Chef der CIA. Dulles ist begeistert von Bond. Er versucht, die technischen Tricks, mit denen der DB 5 ausgerüstet ist, nachzubasteln, aber es klappt nicht. Lee Harvey Oswald, der mutmassliche Mörder Kennedys, hat sich alle Bond-Bücher in der Bibliothek besorgt. Bei der nächsten Wahl will Senator Goldwater Präsident werden. Er präsentiert stolz sein Auto, das mit Telefon, Radarschirm und Schleudersitz ausgerüstet ist. Für die ‚Komsomolskaja Prawda‘ ist Bond ein Teil der «weltweiten, von Washington gesteuerten Konspiration gegen die Sowjetunion».

004 James Bond, dessen Mutter Waadtländerin ist, agiert mehrmals in der Schweiz. Die schweizerische Bundespolizei arbeitet mit dem britischen Geheimdienst und Amerika zusammen. In Genf, wo Fleming studiert hat, trinkt Bond Löwen-

bräu, Fendant und Enzian und isst eine Portion Gruyère. An der Zürcher Bahnhofstrasse vertreten renommierte Anwälte Grosskriminelle. Auf dem Berggipfel steht ein grosses Chalet. Die besten Sanatorien und Internate befinden sich in der Schweiz. Dort treffen sich «südamerikanische Millionäre, indische Fürsten, in Paris lebende Engländer und Amerikaner, Playboys aus Cannes und Gstaad». Die Banken und Handelsfirmen sind auch für die Bösen und die Russen interessant. Nichts ist über die Schweiz zu erfahren, was nicht schon bekannt ist. Die Schweiz spielt keine Rolle als Akteur in Bonds Welttheater, aber eine besondere als Schauplatz für Politik und Geschäft international, als Urlaubs- und Erholungsparadies für die Reichen. Die Alpen sind als Kulisse so exotisch wie Jamaica, Istanbul und Japan.

005 «Trämli Hess vergass für einen Augenblick sein blaues Zürtrim, kurbelte die Fensterscheibe neben dem Führersitz herunter und rief: Goldfinger ist krank!» stand im ‚Blick‘. Eine Frau in goldenen Kleidern sprang aus einem Mustang und gab Hess ein Päckchen: Flemings Roman «Goldfinger». Andere, die sich um das Auto vor dem Bankverein drängten, hatten mehr Glück und bekamen ein Goldvreneli. Wenige Tage zuvor war der DB 5 beim Kasino Zürichhorn durch den Schnee gedonnert und hatte gezeigt, was er alles konnte. Eigentlich hätte Gert Fröbe, der Goldfinger-Darsteller, am 17. 2. 1965 zur Film Premiere nach Zürich kommen sollen, aber er wurde krank. Zu Tumulten wie in Mailand, Paris und Beirut kam es bei der Zürcher Premiere, die in drei Kinos stattfand, nicht. *Goldfinger* lief 23 Wochen, E/d/f und I/d/f.

006 Seit 1965 produziert Gorgi Toys Spielzeugmodelle des wunderbaren Aston Martin DB 5: goldig und silbrig und in verschiedenen Grössen und Versionen. Die aufwendigsten sind ausgerüstet mit Figürchen von Bond am Steuer sowie dem feindlichen Beifahrer zum Herauskatapultieren mittels Schleudersitz, mit ausfahrbaren Rammstangen und Maschinengewehrläufen, die Rückwand als Kugelfang, rotierenden Messerchen und drehbarem Nummernschild. Jeder Knabe, der kein Bond-Autöli hatte, wünschte sich eines.

007 Mindestens im Kinderspiel ist der Verkehr kein Transportphänomen, sondern eine Schlacht. Das Bond-Autöli verspricht Unbesiegbarkeit und damit Freiheit. «Freiheit» heisst das Motto einer Autoreklame und einer Autopartei aus den achtziger Jahren. Frei ist nicht, wer offen ist, sondern abgeschottet. Eingeingelt wie der Pavillon der wehrhaften Schweiz an der Expo 64, schussbereit wie die Raketen daneben. Aber das wehrhafte Bond-Autöli ist besser als das Réduit: es ist Heimat mobil. «Unterwegs und doch zuhause» verspricht Mercedes. Im Film knallt das wunderbare Auto in eine Mauer. Bond bleibt bewusstlos liegen.

Stefan Ineichen



«They sentenced me to twenty years of boredom for trying to change the system from within.» (Leonhard Cohen, «First We Take Manhattan», 1988)

Die Schweiz muss vieles importieren, das sie zum guten Leben braucht, das ist bis heute so geblieben und gilt auch für den Rock'n'Roll. Was aber mittlerweile via Kabel ins Haus kommt, rund um die Uhr, in Bild und Ton, Dolby und Stereo, was mit geradezu aufdringlicher Regelmässigkeit im Hallenstadion absteigt, was also, kurz gesagt, zur omnipräsenten Importware verkommen ist, war vor knapp 25 Jahren weniger verbreitet und dementsprechend mehr wert. Rock war am Radio kaum zu hören und wurde am Fernsehen meist im Zusammenhang mit Krawallen erwähnt. Was blieb, waren die Platten und, weitaus aufregender, die Heimsuchung durch den Rockstar selber – oder Superstar, wie Andy Warhol es schon damals nannte, als liesse sich nur in der Steigerung der Steigerung die wahre Grösse der neuen medialen Helden ausdrücken.

Der Superstar war schon damals fest in unternehmerischen Händen, wie überhaupt der Rock'n'Roll von Anfang an nichts anderes war als der Soundtrack des Kapitalismus. Nur ging das damals noch im allgemeinen, herrlichen Lärm unter, den die Musiker durch ihre Verstärker jagten. Den aufsässigen Lärm von allen, die wildesten Töne, die heisseste Show, die provokativsten Auftritte lieferte ein ehemaliger Fallschirmspringer des 101. Airborne-Regimentes, Sohn eines Tänzerhepaares aus Seattle, ein Schwarzer mit Indianerblut und Stratocaster: James Marshall «Jimi» Hendrix, der Rockgitarrist schlechthin. Auf dem «1. Flugblatt der antiautoritären Menschen» vom 30./31. Mai 1968, verfasst und gestaltet von Roland Gretler und Peter König, schaut er uns mit halbgeschlossenen Augen an, halb geniesserisch, halb verächtlich, man weiss nicht recht was und hofft, die Lust überwiege die Verachtung. Jedenfalls kann man sich auch heute noch, 25 Jahre später, gut vorstellen, warum die ersten antiautoritären Menschen gerne so gewesen wären wie er. Hendrix, ein wilder, schöner, irrsinnig begabter Mann, ferner Angehöriger gleich zweier unterdrückter Minderheiten, verkörperte alles, wogegen die Bourgeoisie im Allgemeinen und das Zürcher Bürgertum im Besonderen mit ihren Rufen nach Ruhe und Ordnung räsonierten. Dass dreieinhalb Wochen nach seinem Zürcher Konzert von Ende Mai 1968 der heisse Zürcher Sommer richtig losging, passte auch sehr schön.

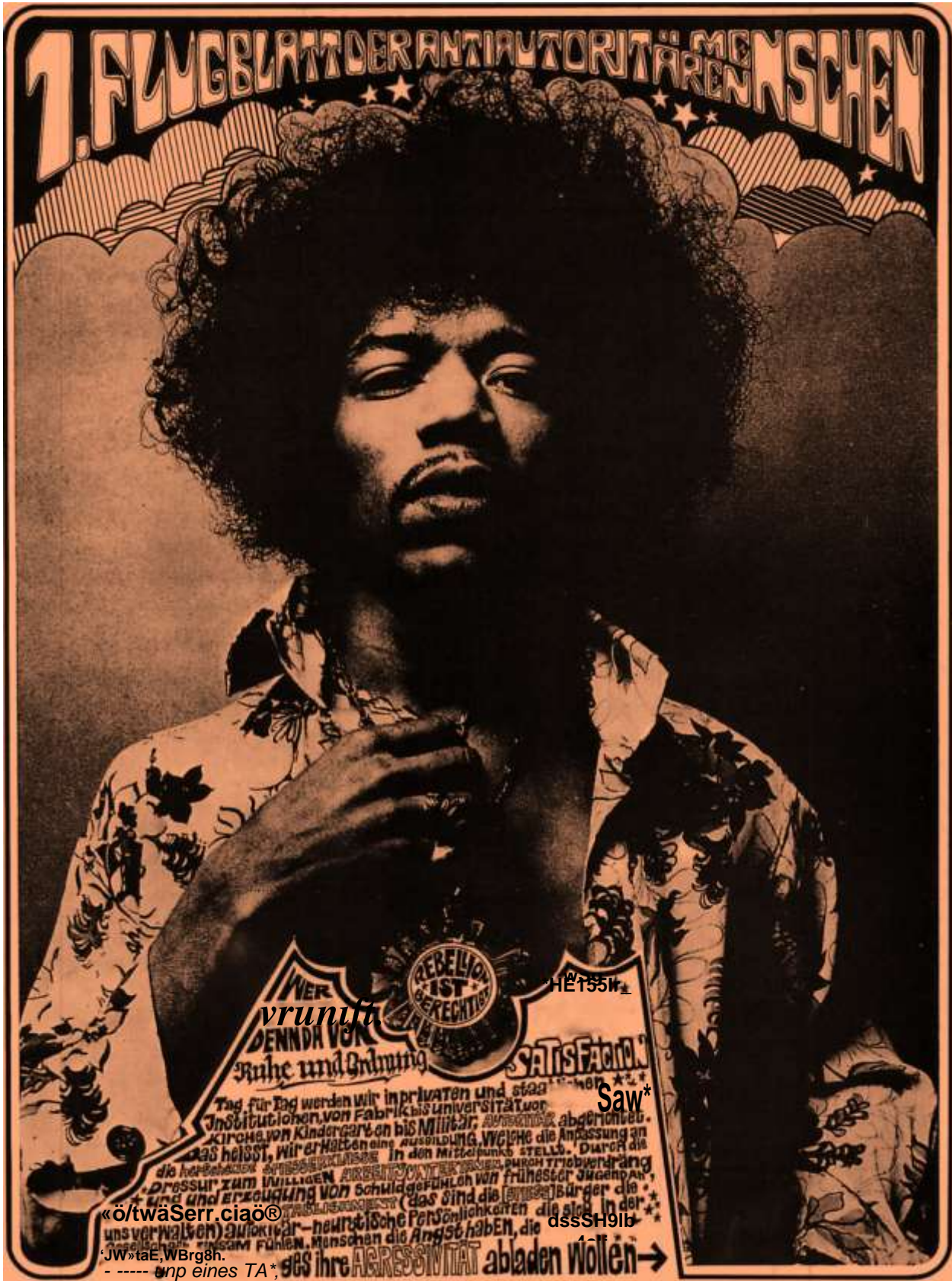
Zumal man ja Satisfaction forderte, lauthals: Was wir wollen, heisst Satisfaction. Auch das ist von einem Superstar importiert, Mick Jagger von den Rolling Stones, ein schwächlicher englischer Jüngling mit wulstigen Sofalippen, antrainiertem Cockney-Akzent und der grossen Gabe, alles zu sagen und nichts zu meinen. «Satisfaction» nämlich, die unwiderstehliche Stones-Single, aufgenommen im Mai 1965 während der dritten grossen US-Tour der Gruppe, geschrieben in einer

Viertelstunde am Rande eines Swimming-Pools, wie Jagger behauptet, untermalt von dem berühmten, ultraverzerrten Riff, das dem Gitarristen Keith Richards im Schlaf eingefallen ist, wie er sagt, dieses «Satisfaction» jedenfalls ist, wie fast alle sogenannt rebellischen Stones-Lieder, nichts anderes als Attitüde, raffiniert-witziges Posieren. Und wollte, das haben die antiautoritären Menschen von der jungen PdA-Sektion in ihrem Eifer übersehen, nie etwas anderes sein. Daran ändert auch die Saalschlacht nichts, die sich die Zürcher Fans am 14. April 1967 im Hallenstadion lieferten, im Gegenteil: Als das Publikum das Mobiliar zu Zahnstochern verarbeitete, waren die Stones, nach nur Dreiviertelstunden Musik, bereits mit ihren Limousinen abgerauscht.

Rebellion ist berechtigt, schrieben die antiautoritären Menschen ungerührt-klar, aber wogegen? Was auf dem Flugblatt aufgeführt wird – Rebellion gegen die Dressurversuche in Militär und Kirche, Schule und Universität, gegen die Einimpfung von Schuldgefühlen und Angst usw. –, ist von den musikalischen Vorbildern nur sehr begrenzt eingelöst worden. Hendrix' künstlerische Rebellion, die bis heute nichts von ihrer ungeheuren Ausdruckskraft verloren hat, gefror auf der Bühne zum immergleichen Konzertritual, das ein frustrierter Star seinen Fans Abend für Abend vorführte, weil sie es so und nicht anders haben wollten. Seine persönliche Rebellion schliesslich misslang gänzlich; statt sich gegen sein ausbeuterisches Management aufzulehnen und endlich die Musik zu machen, die er schon immer machen wollte, Jazz zum Beispiel, liess sich Hendrix mit Heroin und Schlaftabletten sedieren und erstickte schliesslich, ein tragischer Unfall, am 18. September 1970 an seinem Erbrochenen. No more Satisfaction.

Sterben ist einfacher als Überleben, da der Mythos dann nicht gegen die Biographie anzutreten braucht. Im Fall von Mick Jagger, dem singenden Geschäftsmann und angehenden Grossvater, Nachbarn der englischen Königsfamilie und glühenden Thatcheristen, bleibt vom Mythos nichts mehr übrig. Der einstige Pastell-Revolutionär («I went down to the demonstration», zum Beispiel 1969 am Londoner Grosvenor Square) gibt heute in blasierten Interviews zu erkennen, dass er eigentlich nie ein Linker gewesen sei; der offene Verächter des Establishment gehört seit über zwanzig Jahren selber dazu; der selbstbewusste Jungstar, der einst bekannte, er würde wohl Lachkrämpfe bekommen, wenn er in zehn Jahren «Satisfaction» singen würde, sang das Lied noch vor zwei Jahren im Basler St.-Jakobs-Stadion. Das ist das eine. Das andere war: Es hat, ich gebe es gerne zu, geradezu unverschämte Spass gemacht. Was das jetzt heissen soll? Nicht auszudenken.

Jean-Martin Büttner



Aus der zeitlichen Distanz gesehen, wirken die «Ereignisse von 1968» und der folgenden Jahre fast lächerlich. War es wirklich notwendig, diese Studentenversammlungen und -demonstrationen zu fichtieren, die Besetzer des Rektorats in Genf, die paar Streiks, die Revolte gegen die Kinopreise in Lausanne, die Bewegung für ein autonomes Jugendzentrum in Genf, einige grosse Solidaritätskundgebungen (gegen den Schah, für das vietnamesische, baskische oder chilenische Volk) und, mit dem Wachwerden dieser Jugend, vor allem auch dasjenige der Eingewanderten für Sozial- und Gewerkschaftsarbeit? Das alles hatte nichts Umwälzendes. Keine dieser Begebenheiten erreichte die Tragweite der «Globus-Krawalle» in Zürich. Jener Aufstand der Zürcher Lehrlinge und Studenten auf der Suche nach «Autonomie» im Herzen der industriellen und finanziellen Hauptstadt der Schweiz – eine Krise, die seither immer wieder aufflammt – drückt vielleicht einen Aspekt des Konflikts von 1968 besonders scharf aus: Die bürgerliche Gesellschaft der Schweiz, bequem eingenistet in ihrer pro-westlichen Neutralität, ihrem Arbeitsfrieden, ihren Jahresgewinnen und ihrer Praxis des politischen Konsenses, sträubte sich ganz allgemein gegen Kritik und unabhängiges Denken oder Tun. Niklaus Meienberg oder Richard Dindo wussten den Revolten und dem Zynismus, den diese gut schweizerische Mentalität absondert, Form und Sprache zu verleihen. Etwas Gleichwertiges gibt es in der Literatur oder im Film der Westschweiz nicht. Der Protest hat dort eine weniger hitzige, wenn auch in seinen politischen Optionen sehr radikale Gangart eingeschlagen. Andere politische Kultur und Kulturpolitik, Gewohnheit, eine kommunistische Opposition zu integrieren, Auswirkung der Ereignisse in Frankreich? Es waren mehrere Elemente im Spiel – so dass heute die alternative Kultur in Genf fast eine Institution ist, während die Rote Fabrik in Zürich doch eine «Randerscheinung» bleibt.

Hinter diesen Unterschieden aber, die mitunter nur Nuancen sind, offenbaren die «Ereignisse von '68» beidseits der Saane die gleichen Antriebskräfte – wie auch von Berlin bis Paris oder Rom. Sie wurden in der damaligen Situation erlebt wie der Beginn einer Revolution. Was galt es zu stürzen? Diese Frage zu stellen, jetzt, da es zum guten Ton gehört, dieses Stück Geschichte ins Museum zu räumen, frischt die Aktualität der «Utopien» von damals auf.

Es galt die Ordnung des Kalten Krieges zu stürzen. Weder unegalitärer Kapitalismus noch diktatorischer Sozialismus – das war die Verbindungsstelle, über den Eisernen Vorhang hinweg, die Studenten von Prag mit jenen Westeuropas verband, zwanzig Jahre vor den Reformen Gorbatschows und dem Fall der Mauer. Diese Ordnung ist seither zusammengebrochen – auf andere Art, als es die «Achtundsechziger» erwarteten. Aber sie waren die ersten, die lautstark und bewusst

sagten, dass beiden Seiten der Militarismus, der Wettlauf um die Vormachtstellung und die Beherrschung der Dritten Welt zum Verhängnis werden würden.

Es galt ausserdem – in der westlichen Gesellschaft – die Wertordnung zu stürzen, die Produktivität über alles stellt, zum Nachteil der sozialen Bedürfnisse und der menschlichen Emanzipation. Ablehnung der «Konsumgesellschaft», des kapitalistischen Wettlaufs um den Profit – aber auch eine ungeheure Hoffnung, der technische Fortschritt könne eines Tages von den Zwängen der Arbeit befreien und der Freizeit, dem Vergnügen, der Freude an der Welt Platz schaffen. Dieser Protest hat heute ganz andere Formen angenommen – vom Streben nach einer gerechteren internationalen Verteilung der Reichtümer bis zu den ökologischen Warnrufen vor den Gefahren, denen die Industriegesellschaft und ihre entfesselte Produktivität die Umwelt aller Menschen aussetzen. Die Rebellen von '68 waren im Grunde noch fast zu bescheiden in ihrer Kritik am Kapitalismus und an den «sozialistischen Modellen».

Und schliesslich galt es, die Ordnung der Hierarchien zu stürzen und in einer «selbstverwalteten» Gesellschaft der Rechtsgleichheit und der Gleichstellung der Frauen eine Chance zu geben. Viele glaubten, schon das Infragestellen dieser Hierarchien (in der Universität, im Unternehmen, in der Armee, in der Gesellschaft) sei die Morgendämmerung einer neuen, egalitären und selbstverwalteten Gesellschaft. Die soziale Ordnung hat sich nicht geändert – aber die Forderungen nach partizipativer Demokratie, nach Gleichheit der Rechte, sogar nach Selbstverwaltung (gegen den allmächtigen Staat) haben seit einem Vierteljahrhundert mehr als ein Wegstück geschafft.

Die Historiker werden im Museum unterbringen, was dort hineingehört. Aber die Geschichte nimmt ihren Lauf, und hinter den bescheidenen 68er Ereignissen kann man die Keime einer neuen Schweiz entdecken. Als neutraler Staat zwischen den europäischen Ländern, die sich im 19. und 20. Jahrhundert formten und bekriegten, glaubte die offizielle Schweiz ihre Stabilität im neutralen Partikularismus gefunden zu haben, im «Sonderfall». Doch dieser Status bietet keinen Schutz gegen die Konflikte und Probleme dieses Jahrhunderts, und die Manifestanten von '68 haben ihren Platz in der heutigen Zeit eingefordert mit dem Projekt einer gleichberechtigteren, demokratischeren und offeneren Gesellschaft. Standen sie nicht am Ursprung der starken sozialen Minderheit, die heute in einer Schweiz «ohne Armee» und «ohne Schnüffelstaat» eine aktive, mit der Welt und ihren entscheidendsten Problemen solidarische Identität sucht?

Michel Thévenaz



Schwarzenbachs Kind

Es war Ende der sechziger Jahre. Die Schweiz hatte sich einen Anfall von politischem Nesselfieber geleistet. Ein alter Herr, bestückt mit Universitätsdiplomen und spät erst in die Politik gelangt, hatte, wie er damals sagte, die Welt und das Menschen- und Eingeborenengewimmel an den Stränden von Rimini und der «Costa del Sol» genügend beobachtet, um eines mit Sicherheit zu wissen: noch ehe zwanzig Jahre vorbei wären, würde die Schweiz nicht mehr die Schweiz sein. Von hier- bis dorthin, sagte James Schwarzenbach, würde es so viele Ausländer auf ihrem Boden geben, dass sie flachgewalzt ersticken müsse. Kurz, sie würde ihre Seele verlieren. Man müsse die Leute daher wieder hinauswerfen, auf die andere Seite der Alpen und des Juras. Sonderbarerweise war das damals nicht eine Epoche der wirtschaftlichen Schmerzen. Aber calvinistisch, wie nur sie sein kann, nannte die Schweiz jene Zeit «Überhitzung». Das gibt's nur in der Schweiz, dass man sich so im Voraus, bis in den Wortschatz hinein, für seine Exzesse bestraft.

Die öffentliche Meinung entbrannte. In einem Land, das nicht eine Nation ist, entdeckten die Schweizer für sich eine gemeinsame Identität, eine gemeinsame Vergangenheit, ein gemeinsames Pathos. Es gab die «echten» Schweizer und die anderen. Und ich, war ich einer davon? Ausstaffiert mit einem Familiennamen, der sehr nach «Alpensüdseite und Engadin» klang, belog ich die Nationalitätszensoren, die damals grasierten: «He, Sie da, sind Sie Schweizer?» fragten sie mich. «Ja, ja», mein Name war schlankweg tessinischen Ursprungs. Ja, der Herr, mit dem mein Grundschullehrer während des Aktivdienstes verkehrt hatte, «war sicher einer meiner Vorfahren». Schweizer war ich allerdings, entfernter Nachkomme dieser Einwanderer, die nun plötzlich mit Dreck beworfen wurden. So waren eben damals die Zeiten: der Pass bewies gar nichts mehr. Seine Sippenzugehörigkeit mass man an anderen Einzelheiten. Etwas wie Scham ist mir bis heute geblieben, obwohl ich niemanden hintergangen habe.

Zwanzig Jahre danach, eines Morgens beim ‚Nouveau Quotidien‘, der schweizerischen und europäischen Zeitung, wie es in ihrem kosmopolitischen Untertitel heisst. Man ist bei der Morgensitzung, in der die Ausgabe des folgenden Tages ausgearbeitet wird. Bei der Durchsicht der über Nacht eingegangenen Depeschen hat ein Journalist diese gesehen: das italienische Parlament hat beschlossen, den Kindern von Einwanderinnen, auch solchen, die durch Heirat ihre Staatsbürgerschaft gewechselt haben, die italienische und infolgedessen europäische Nationalität zu gewähren. Welch schöne Revanche der Mütter: meine nämlich war gerade erst ihrem Zug entstiegen, als sie meinen Vater kennenlernte.

Und schon bin ich auf der Suche nach dem grünen Diamanten meiner «Italianità». Und meine Kollegen und Kolleginnen hinter mir her, in der Redaktion der schweizerischen und europäischen Zeitung. Alle oder fast alle haben einen Cousin, eine

Tante, einen Ahnen aus der Zeit des Ediktes von Nantes oder einer anonymen Verfolgung. Für eine Weile verwandelt sich der Redaktionssaal in einen Basar der familiären und historischen Bande, unter den amüsierten Blicken jener, deren Bürgerrecht, fast zu ihrer Verwunderung, seit Jahrhunderten an einem einzigen Ort der Erde festgemacht ist.

In zwanzig Jahren hat Nationalität ihr Inbild verändert. Die Zeit der Bastarde ist angebrochen. Und ausgerechnet in der Schweiz, wo es deren so viele gibt, musste die Idee geboren werden. «Schweizerische und europäische Zeitung.» Ich wette, das erste Adjektiv wird zuerst verschwinden. In fünf Jahren. Wenn es nicht in Wirklichkeit von jeher verschwunden ist.

Michel Zendali

LE LAIT «ZOE» DÉCLENCHE UNE ÉPIDÉMIE D'ECZÉMA

Le nouveau produit cosmétique lancé en février par la Migros est responsable de 80 cas d'eczéma en Suisse. Mais contre l'avis des dermatologues, il ne sera pas retiré de la vente. Page 17

LE NOUVEAU QUOTIDIEN

REDICTION DE LAUSANNE, CH. DE MONTREUIL 76, SUITE LAUSANNE, TEL. (021) 508 80 24 - FAX (021) 501 51 23
REDICTION DE GENÈVE, RUE DE LAUSANNE, 137, C.P. 2004, 1203 GENÈVE 2, TEL. (022) 720 94 00 - FAX (022) 720 94 44
ADMINISTRATION ET ABONNEMENTS, AV. DE LA BÂLE 33, 1001 LAUSANNE, TEL. (021) 546 36 70

JOURNAL SUISSE ET EUROPÉEN

SURVOL

LES BANQUES REFUSENT DE POLITISER LES TAUX



Gilles Fétigny.

Le radical genevois Gilles Fétigny, avec d'autres politiciens, demande aux banques de réfléchir aux conséquences politiques de l'augmentation des taux hypothécaires. Et c'y manque sans compter. Les banquiers rétorquent que

La télévision lance une chaîne pot-pourri

Avec S+, la SSR veut retenir le public alémanique tenté par les chaînes allemandes. Elle se bat aussi pour obtenir une nouvelle augmentation de la taxe.

MICHEL ZENALI

On ne dit pas que Antonio Biva, directeur général de la SSR, est un fin stratège. Quelques semaines ont justifié après l'introduction de la publicité sur les chaînes fédérales la dimension et un million de francs. Il a confiné dans la rumeur: la SSR va demander pour l'an prochain une hausse de la taxe de 17,5% (17% pour la radio et 10% pour la télévision) «De toute façon, la hausse n'est pas prévue», dit-il. Mais, dans la dernière semaine en effet, au début de l'an dernier, la SSR avait dû se contenter de 25% alors qu'elle demandait 30%.

Mais Antonio Biva veut sans doute aussi préparer la riposte à l'offensive anti-entente allemande et y a dit jadis par un groupe qui s'appelle Valet d'Alais. Inutile que la droite politique suisse allemande, ces ultra anti-SSR, veulent siffler, par le biais de l'initiative, toute perception de taxe radio et télévision si élevée, les médias fédéraux à déregulation, la perception de la taxe est restée au contraire fermée. Et au Suisse, en se contentant null y a quelques années. Le Tribunal fédéral n'avait admis la constitutionnalité de la redevance qu'à un détail d'un franc.

DEMAIN DIMANCHE

DOCUMENT
RAPPORT DU CONSEIL FÉDÉRAL SUR L'ADHESION À L'EUROPE.
TEXTE INTÉGRAL

Le rapport est à lire le 23 mai 1969. Les copies sont disponibles aux bureaux de la presse de la SSR. Le prix est de 100 francs.

»... damit wir der Propaganda eines allfälligen Gegners erfolgreich widerstehen können«

Am 12. Oktober 1969 war es, nach jahrelangen Vorbereitungsarbeiten, endlich soweit: Ludwig von Moos, der Vorsteher des Justiz- und Polizeidepartementes, lud die Presse ins Bundeshaus, um ein Buch vorzustellen, das für Schlagzeilen sorgen sollte. Nicht weil es mit 1,2 Millionen gedruckten Exemplaren die grösste je in der Schweiz hergestellte Buchauflage war, sondern weil aus ihm ein Geist sprach, der schlecht zu einem Land passen wollte, das sich bei jeder Gelegenheit mit seiner demokratischen Tradition brüstet. Das im Auftrag des Bundesrates von den beiden unheimlichen Patrioten Albert Bachmann und Georges Grosjean verfasste und gestaltete Buch trug den lapidaren Titel «Zivilverteidigung», und bestimmt hätte sein läppischer Inhalt, wäre es im Buchhandel verkauft worden, kaum grosses Aufsehen erregt. Da es aber allen Haushalten gratis mit der obrigkeitlichen Aufforderung zugestellt wurde, man möge es sorgfältig aufbewahren und besinnlich durchlesen, avancierte es rasch zu einem Politikum und entlockte fortschrittlich und demokratisch gesinnten Geistern gar regelrechte Empörungsschreie.

Trotz der Beklemmung, die einen beschleicht, wenn man sich heute die plumpen geistigen Pirouetten des Autorengespans Bachmann/Grosjean zu Gemüte führt, so sind diese zumindest historisch aufschlussreich, weil sie

- deutlicher als jedes andere zeitgenössische Dokument
- den engstirnigen Geist und die geradezu paranoide Seelenlage der offiziellen Schweiz dokumentieren. Da glauben nun also allen Ernstes die Regierenden und die Militärs dieses von den immensen kriegerischen Verwüstungen des 20. Jahrhunderts verschont gebliebenen Ländchens, dass wir auch in Friedenszeiten in einer Art Kriegszustand leben, einer «zweiten Form des Krieges». Gefährlich sei dieser Krieg vor allem deshalb, weil man ihn äusserlich nicht als solchen erkenne. So könne es beispielsweise geschehen, «dass ein Gegner in Friedenszeiten durch Schmeichelei, Propaganda, wirtschaftliche Massnahmen, kulturelle Bearbeitung, Infiltration von Parteigängern schliesslich in Volk und Behörden so viel Einfluss gewinnt, dass sich das Land widerstandslos unterwirft. Man wird dann merken, dass auch das eine Form des Krieges gewesen ist, auch wenn sie ganz friedlich schien, ohne dass ein einziger Soldat mobilisiert wurde und ohne dass ein Tropfen Blut floss.»

Um den «perfiden Nadelstichen» des Feindes trotzen zu können, helfe nur Wachsamkeit und insbesondere Geistige Landesverteidigung. Es sei deshalb nötig, «dass wir unsere geistige Urteilskraft schärfen und unsere seelische Widerstandskraft stählen (sich), damit wir der Propaganda eines allfälligen Gegners, die sich an unseren Geist richtet, und seiner Agitation, die uns im Gefühlsmassigen, Triebhaften und sogar Unterbewussten zu beeinflussen sucht, erfolgreich widerstehen können».

Als besonders anfällig für die Sirenengesänge des Feindes

werden die Intellektuellen dargestellt. Wissenschaftler, Lehrer, Künstler, Schriftsteller, Journalisten und auch Pfarrer: Wer immer es wagt, seine Stimme gegen die herrschenden Zustände und/oder die Politik der Vertreter staatlicher Institutionen zu erheben, oder wer immer sich getraut, von einer anderen Schweiz als der realexistierenden zu träumen, der macht sich verdächtig, dem im Osten lauernden Feind vorsätzlich oder fahrlässig in die Hände zu arbeiten. Wer den staatlich verordneten Konsens, wer die satte Selbstgefälligkeit der Mehrheit stört, der kann nichts anderes sein als ein unschweizerisches, von aussen (sprich: Moskau) gesteuertes Element, das aktiv mithilft, unser Land zu destabilisieren und dem Feind das Terrain zu ebnen. Kein Wunder, dass in diesem Land, wo es sich Oppositionelle und Querdenker gefallen lassen müssen, als Vaterlandsverräter taxiert zu werden, das Denunziantentum stinkende Blüten treibt und der Staat über Jahrzehnte hinweg Millionen von Franken aufgewendet hat, um seine Bürgerinnen und Bürger systematisch zu bespitzeln.

Das seien doch damals, anno '69, ganz andere Zeiten gewesen, höre ich all die Abwiegler und Vertuscher jetzt sagen, als ob das als Erklärung ausreiche, um den beschämend undemokratischen Geist und den Machtmissbrauch der Regierenden zu entschuldigen. Aber darum geht es eigentlich gar nicht in erster Linie. Noch viel schlimmer und verheerender sind die Langzeitfolgen, welche die Propagierung und Anwendung dieser paranoiden Politikdoktrin gezeitigt haben. Da sie keine politische Praxis zulässt, welche sich durch originelle Visionen und utopische Fantasien anregen lässt, sich vielmehr den Herausforderungen der Gegenwart und der Zukunft mit den mystisch verbrämten Rezepten der Vergangenheit stellt, hat sich die Schweiz in einen immer unerträglicher werdenden Zustand der Immobilität hineinmanövriert. Die Igelstellung ist ihr zur Gewohnheit geworden. Eingegraben in ihren geistigen Schützengraben, verharren nicht nur zahlreiche Politiker, sondern auch ein Grossteil der Bevölkerung im Zustand kollektiver Paranoia vor dem Neuen, Unbekannten. Und immer deutlicher zeigt sich, dass die obskuren Geister, die da während Jahrzehnten gerufen und beschworen wurden, weit mehr Unheil angerichtet haben und immer noch anrichten, als alle Nadelstiche eines potentiellen Feindes das je hätten tun können.

Rudolf Trefzer

Der Feind will unsere Wehrkraft schwächen



Es ist etwa so:

Die moderne Technik gibt den Gemühten Mittel in die Hand, denen der Krieger nichts Ebenbürtiges gegenüberstellen hat. Das MäÙverhältnis der Kräfte wird immer ungleichmäßlicher. Angesichts dieser Tatsache muß man sich ernstlich fragen, ob die Wehrhaftigkeit eines Kleinraumes im Atomzeitalter noch einen Sinn hat...

Batallione: Flugzeuge und Panzer braucht man nicht unbedingt auf den Schlachtfeldern zu vernichten. Es ist für den Gegner einfacher und billiger, wenn er in den Parlamenten und Volksabstimmungen dafür sorgt, daß die Truppenverbände überhaupt nicht aufgestellt und ausgerüstet werden. Dazu streut der Feind in perfider Weise unter dem Schein strenger Wissenschaftlichkeit oder ehrlicher Besorgnis um unser Land defätistische Gedanken aus. Diese werden durch Flüsterpropaganda und die Pressen unentgeltlich weitergegeben – oft im Ausland so härmlich, daß sogar erprobte Zeitungen ihre Spalten zur Verfügung stellen. Als Ergebnis unzähliger Nadelstiche soll im Volk und im Parlament das Gefühl geweckt werden, daß doch alles nichts nützt.

Der Plan des Feindes:
Er beginnt, den Willen seines Opfers zu brechen

Der Feind mit seinen Verbündeten erhebt in der freien westlichen Beschäftigung gegen die Politik unseres Landes. Er sperrt absichtlich die Lieferung einer Reihe lebenswichtiger Produkte auch der Schweiz, weil diese ihm gegenüber eine feindliche Politik führt. Geopfert werden vor allem Rohstoffe, bei denen es dem Gegner gelungen ist, unser Land in seine Abhängigkeit zu bringen, so daß heute die Versorgung der Schweiz bereits vollständig auf dieses Land angewiesen ist. Die vom Gegner angegriffene Wirtschaftskrise beginnt sich drohend abzuspielen.



Jetzt ist grösste Verschwiegenheit am Platz. Das Ausland – morgen vielleicht schon unser Feind – verfolgt jetzt alles ganz genau und erstellt seine Lagekarte. Es will genau wissen, wo unsere Truppen liegen, wie stark sie sind, wie ihre Stimmung ist, wann Züge fahren, die Truppen verschieben, welche zivilen Telefonnummern die Büros haben, was bewacht wird, wo man sabotieren muss, um das Warnnetz ausser Betrieb zu setzen, wo etwas Militärisches gebaut wird, wie die massgebenden Offiziere und zivilen Funktionäre



heissen, wo sie wohnen, welche Gewohnheiten sie haben, wann sie ein Bier trinken ... Alles ist für den Feind wichtig – aus Hunderten oder Tausenden kleinster, anscheinend belanglosester Einzelheiten konstruiert sein Nachrichtendienst das Bild, das ihm unsere schwachen Stellen zeigt.

Wir schweigen! Jedes unnötig gesprochenes Wort kann viele Menschen töten.

Anschlag einer Rasierklinge aus Gummi

Hab' ich nun den Witz schon (v)erraten? Im Überblick ist da zunächst eine Art Triptychon, bestehend aus dem signierten Objekt (*corpus delicti*), der Fotografie, auf der André Thomkins er selbst dieses Objekt in Anschlag bringt, es ausprobiert, um zu zeigen, wozu es praktisch dient (dient es? gute Frage!), und der rückseitig beschriebenen (bedruckten) Unter- oder Grundlage. Und dieses Ensemble ist garniert mit dem verschmitzt (aus)lachenden Titel «Zahnschutz gegen Gummiparagraphen, 1969», einer Sinn-Verpackung, die metaphysisch zwischen Hohn und Un-Sinn schwankt. Indessen werden wir dem Sinn schon noch auf den Gummi rücken, denn mit ein paar Gedanken-Anspannungen, die zwischen den Objekten und dem Titel oszillieren, ist auch noch dem Un-Sinn ein Sinn abzugewinnen – und dem Hohn eh. Gründe beruhigen bekanntlich; Abgründe weniger. Wir sind jedoch jenseits dieses Gegensatzes, und das erste, was mir dazu einfällt, ist Flauberts Spinat-Artikel in seinem «Wörterbuch der Gemeinplätze»: «Spinat ist der Besen des Magens. Stets die Gelegenheit ergreifen, den berühmten Satz von Prudhomme zu zitieren: ‚Ich esse nicht gern Spinat; das ist mir ganz recht, denn ässe ich ihn gerne, würde ich ihn essen, und ich kann Spinat nicht ausstehen.‘ (Manche finden das vollkommen logisch und lachen gar nicht darüber!)» Konfus. Ist Thomkins' Objekt ein Besen fürs Gehirn? Denkfutter für Hirnhunde? *Ce qui n'est pas français ce n'est pas clair*. Wenn nun Denken (laut Artaud) Leiden ist, so die Intelligenz immerhin eine Konzentration des Glücks. *I'm right because I'm a writer... Look!*

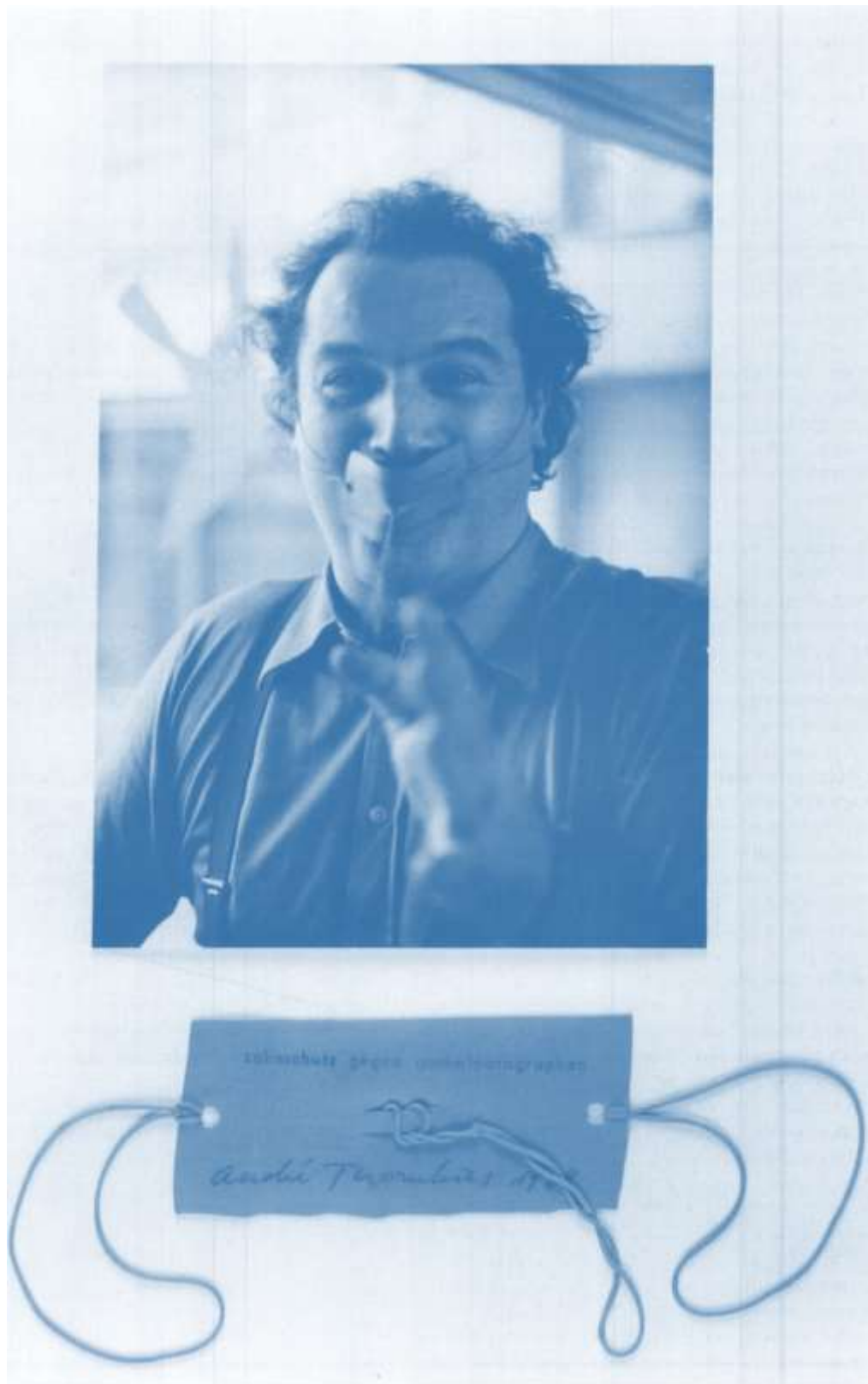
Auf der Fotografie «verhaut» es Thomkins vor Lachen. Wen kümmert's, wer spricht, ob er spricht, ob er kann oder nur schon darf. Klappe! Er trägt einen Maulkorb (aus Gummi, Latex), einen Mundhalter (wie Büstenhalter), Maulgummi, Mundpräservativ, Sprachkorb; es ist dies auch eine Kotzbehinderung. Das Organ also, woran man das Lachen erkennt, ist abgedeckt. Trotzdem lacht er, seine Augen tun's (das ist selten), seine Nase auch, er zieht die Gesichtszüge hoch, die Augenbrauen seitlich nieder. Und das Lachen *konzentriert* sich in seinen Augen, den «Fensterchen der Seele». Die Gummiklappe, mit Elastikgummis an den Ohren festgemacht, die zieht er wie vom Mund weg, er versucht's, scheint es. Lachend und zwar mit der LINKEN Hand. Um den Mund frei zu bekommen? Das Ausgangs-, Verbreitungs-, Verlautbarungsorgan der Sprache, das Megaphon des Mündlichen, die Speih- und Kuss-Vorrichtung. Die Schrift aber ist letztendlich Handarbeit, es ist die Hand, die schreibt, die Urteile, Gesetze, Verträge unterschreibt: und die Schrift ist nicht lesbar, findet sich auf der Rückseite der sichtbar bedruckten Unterlage, ein Geheimnis, ein verkehrtes Palimpsest. Lesbar ist einzig die Handschrift des Künstlers auf dem Objekt. Was nun immer Thomkins auf der Fotografie tun mag: man sieht die beiden Hosenträger (elastisch!); der RECHTE Arm, also die Schreib-

hand, ist durch den Bildausschnitt abgeschnitten, während die LINKE Hand wie eingeschnitten ist, mit der er an der Gummiklappe zu ziehen scheint. Jedenfalls zieht er sich so an den Ohren, es *zieht an den Ohren, wenn man das Maul aufreißen will*: das ist der *Staatswind*. Zieht er sich so die Zähne, die Beisserchen, die Schneider – oder zieht er sich den «Zahnschutz» zurück? Spannend wird's zwischen Titel und den Objekten. «Zahnschutz gegen Gummiparagraphen»: Zahnschutz ist ein Hartgummieinsatz, eine Prothese, mit dem beim Boxen das Gebiss vor Schlägen und Erschütterungen geschützt wird. Wer schlägt zu? Die Gummiparagraphen???!!! Gummi gegen Gummi, dessen Wesen die Dehnbarkeit ist. Gummi passt sich festeren, härteren Formen an. Gummiparagraphen (in diesem Fall ein Reflex auf '68) sind dehnbar, beliebig auslegbar, d.h. opportunistisch, der politischen Situation angepasst und nicht dem Gesetz, das nicht klar genug formuliert ist, um rechtens entscheiden zu können. Gummi gegen Gummi. Klappe! Thomkins lacht dahinter: man soll gerade keine Einwände machen gegen Gummiparagraphen, sonst fällt man rein in die Falle des guten Glaubens. Gib dich mundtot und zahnfaul. Die *Kaugummiparagraphen* betrügen den Magen. Immer. Thomkins aber ass gern. Und viel. Haltungsänderung. Er platzt. Vor lachen. Einzige Möglichkeit *herauszutreten*, der Falle zu entkommen. So war für Bataille nicht die Nacktheit das Obszönste (neben der Szene), sondern eben das Lachen, worauf es keine Antwort gibt. Und auch keine Interpretations-Diarrhöe.

Das eigentliche Objekt nun, der «Zahnschutz», hat die Form einer Rasierklinge. Die nicht zu schneiden, die nicht zu entscheiden vermag (frz. *trancher*). Kein scharfes Messerchen ist, sondern eine *Rasierklinge aus Gummi*, die symbolisch die Funktion des Gummiparagraphen übernimmt. Was klingt denn an? Dass man sich vor dem Einwand (dem Biss mit den Zähnen), vor dem *Widerspruch* (gegen den Gummiparagraphen) mit eben diesem schützen soll, mit einer Art Plastik-Mundbinde: UM DEN WIDERSPRUCH ZU ZEIGEN, STATT IHN NUR ZU SAGEN (was *sinnlos* wäre). Und genau dies zeigt Thomkins, indem er ein Objekt betitelt und es in Anwendungs-Spannung *zieht*.

Das Triptychon lässt sich, wie das mittelalterliche, aufklappen, aufschlagen, aber dieses schlägt, weil aus Gummi, immer wieder zurück.

Bojarek Garlinski



André Thomkins, Zahnschutz gegen Gummiparagraphen, Gummiobjekt und Foto, 42 x 34 cm, Vice-Verlag, Remscheid (Foto: Robert Baumann)

Eins durchziehen», sagten wir, «eins dämpfen;

1957 wurden in der Schweiz einige Leute verhaftet, die Morphinbase aus der Türkei über die Schweiz nach Italien schmuggeln wollten. Der Stoff sollte zu Heroin verarbeitet werden, das für die USA bestimmt war. 1966 wurden im Kanton Tessin 52 Gramm Heroin und etwas Kokain gefunden. Für so rare und exotische Tatbestände brauchte es keine spezielle Drogenpolitik.

Es war in den siebziger Jahren in einer schweizerischen Kleinstadt. Die verschiedenen Szenen waren nicht so getrennt voneinander wie heute. Ob Kifferinnen oder Fixerinnen, Sozialdemokraten oder radikalere Linke, alles spielte sich in den gleichen zwei, drei Beizen ab, die nur wenige Strassen voneinander entfernt waren. Voll und laut die eine, der «Affenkasten», intimer und ruhiger die andere, das «Sevilla». Im Sommer dazu das «Vacchani», eine Gartenbeiz unter grossen Bäumen. Die Disco, in der wir am Samstagabend rumhingen, hiess «Rostiger Hund», keine Ahnung, wieso. Im unteren Raum war Musik, manchmal Konzerte, im oberen liessen wir den Joint kreisen.

Ab Ende der sechziger Jahre wurden zunehmend «Widerhandlungen gegen das Betäubungsmittelgesetz» festgestellt. Meistens ging es um Haschisch oder Gras. Das Gesetz verbot damals zwar Handel und Besitz, nicht aber den Konsum von Drogen.

Man ging zur Schule, aber abends in der Stadt trug man einen kleinen, grünbraunen Klumpen mit sich, versteckt in der kleinen Jeanstasche. Zehn Gramm hatten fünfzig oder sechzig Franken gekostet, ein Vermögen. Man lebte von sechshundert Franken im Monat. Man erwärmte den Klumpen mit dem Feuerzeug und schabte kleine Stückchen in den Tabak, der auf drei schräg zusammengeklebten Zigarettenpapierchen lag. Man drehte den Joint, verschloss ihn vorne und brannte sorgfältig das Deckelchen weg. Es war ein Ritual, ein langsames Handwerk.

1972 starb in der Schweiz zum erstenmal ein Mensch an harten Drogen.

Einmal fand das schweizerische Jodlerfest in unserer Stadt statt. Da waren alle Strassen voll, es war eine ganz andere Kultur. Von ihren Festplätzen hielten wir uns fern, aber die einzelnen Musikerinnen, die abends mit ihrem Instrument durch die Strassen gingen und an einer Hausecke Alphorn bliesen, das war irgendwie schön. Wir trafen uns inmitten der fremden Festivitäten. «Eins durchziehen», sagten wir, «eins dämpfen.» Ich ging nach Hause, in das Mansardenzimmer, das ich damals bewohnte, und holte mein Haschisch. Aber auf dem Rückweg traf ich eine andere Freundin, und wir gingen ins Francke-Gut oder ins Arter-Gut, um im dunklen Park «eins zu paffen».

Ab 1975 war nach der Revision des Betäubungsmittelgesetzes auch der Konsum von Drogen verboten. Er nahm zu.

Selten fuhr man in die Grossstadt, da starrten einem an der Bahnhofstrasse Plakate entgegen: eine junge Frau mit eingefallenem Gesicht und durchscheinendem Skelett. «Rauschgift» stand darüber. Man setzte sich an die Riviera, und das Leben war warm und sonnig und friedlich. Man kam mit Leuten ins Gespräch, und man ging mit ihnen nach Hause, in eine WG im Sihlfeld. Die Wohnung war eingerichtet mit indischen Tüchern und Kissen, Räucherstäbchen und Kerzen, Möbeln und Geschirr vom «Brocki». Und die Milch vom Frühstück stand noch auf dem Tisch. Man rauchte mit den anderen aus einer Wasserpfeife Haschisch, aber es fuhr nicht so ein. Die anderen lehnten sich zurück, wurden dösig, redeten langsam und lachten. Man passte sich ein wenig an, aber nach einer Stunde oder so wurde einem langweilig, und man ging.

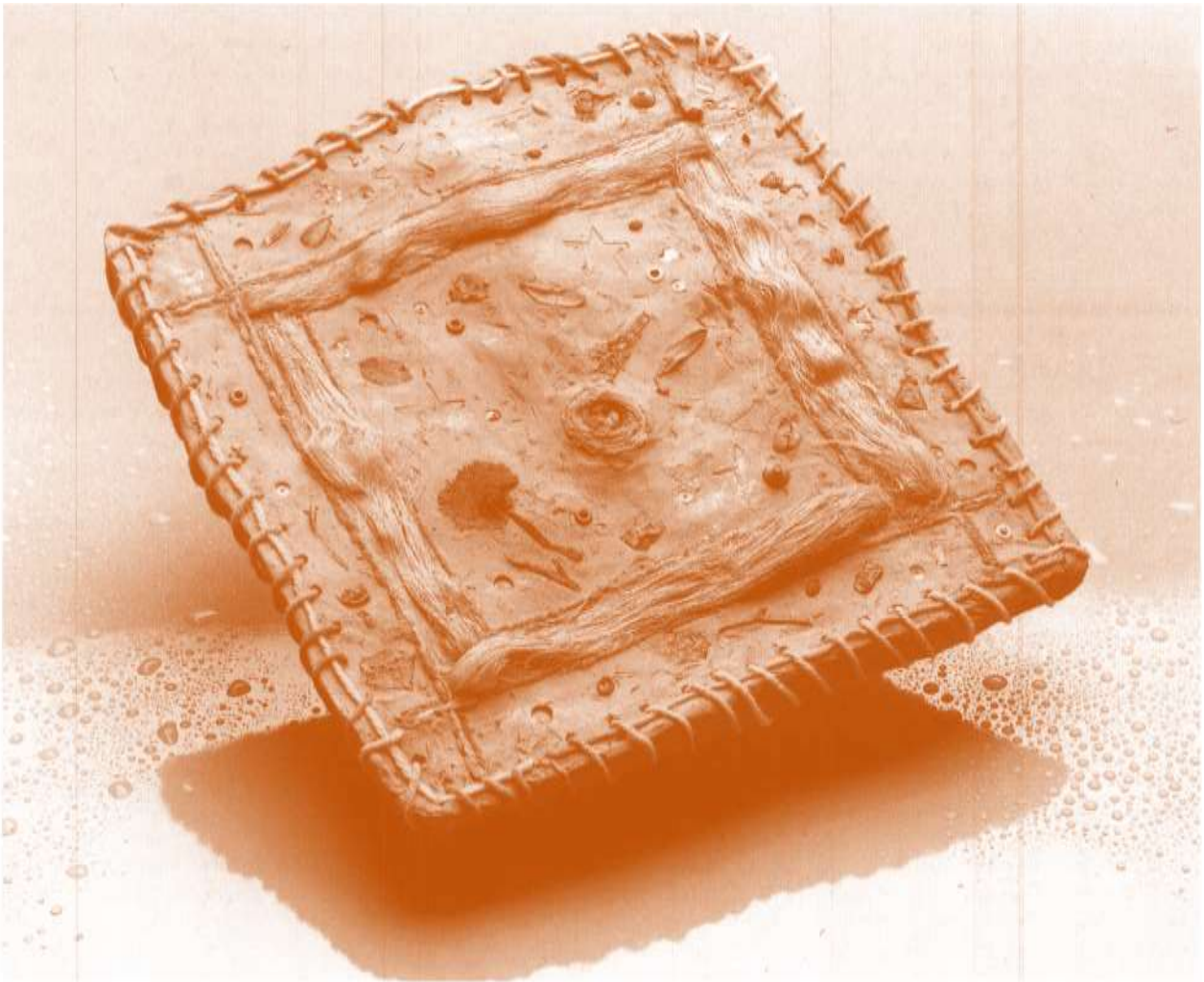
Im Frühjahr 1976 war plötzlich Haschisch, schwarzer Afghan, in Zürich vom Markt verschwunden. Leute, die viel davon geraucht hatten, fühlten sich körperlich schlecht. Viele begannen zu fixen; an Heroin gab's keinen Mangel. Ein Jahr später passierte nochmals dasselbe. Jemand liess den schwarzen Afghan chemisch untersuchen. Er enthielt 25 Prozent Opium und 10 Prozent Heroin.

Einmal verbrachte ich eine Nacht mit Freunden und Freundinnen, irgendein Fest in einer halbleeren Wohnung in einer Neubausiedlung. Ein einziges Gebäude, aber so gross, dass es fast nicht mehr aufhörte. Keine Chance für analphabetische kleine Kinder, ihren eigenen Eingang wieder zu finden. Ein Fest kann es nicht gewesen sein, mehr so ein Rumhängen. Zwei waren weg, auf Einbruch. Sie kamen gehetzt zurück, es hatte nicht geklappt. Im Bad sah ich R., er hatte eine Spritze im Arm. Da begann ich zu weinen. Am Morgen früh gingen wir zum Bahnhof, tranken in der unterirdischen Fussgängerpassage Kaffee neben Leuten, die auf dem Weg zur Arbeit waren.

Dass nicht die Droge Heroin die Leute krank macht, verelenden lässt und tötet, sondern die Umstände – Kriminalisierung, Beschaffungsstress, schlechter Stoff, Stigmatisierung –, ist schon lange Jahre bekannt. Konsequenzen sind daraus noch kaum gezogen worden.

Jahre später, man wohnte längst nicht mehr in der Kleinstadt, traf man im Zug einen von früher. Man fragte nach den anderen, nach C., nach R., nach A. Sie waren alle im Gefängnis. Eine war in der Szene von Brüssel verschwunden.

Isabel Morf



Luciano Castelli, *Chiloums (Haschischpfeifen)*,
Ton und Wasserfarbe, Kunstmuseum Luzern,
Depositum Luciano Castelli

Verzweifelt musizierende Zipfelmütze in blühender Gefangenschaft

Hinter Stacheldraht, auf blumenübersäter Wiese ein Gartenzwerg, der Ziehharmonika spielt; das Ganze gesehen aus der Froschperspektive: «Trautes Heim, Glück allein» ... eine Allegorie der Schweiz? Warum nicht, man würde sie entziffern können.

Allerdings stört das antiquierte Klischee, auf dem die Bildidee beruht. Gartenzwerge haben als Zeichen naiver Geborgenheitswünsche von Privateigentümern ausgedient. Kaum jemand will noch so spiessig sein, sich ungebrochen an ihren Zipfelkappen zu erfreuen. Wer sie sich heute in den Garten stellt, weiss zu erklären, weshalb er es – dennoch – tut: Sein Zwerg ist ein Meta-Zwerg, ein Ironiker, ein Bewohner von Camp – jemand, der geadesogut auf der anderen Seite des Zauns stehen könnte, d.h. bei uns, den spottlächelnden Betrachtern. Vielleicht ist das Bild doch nicht hoffnungslos veraltet.

Fangen wir noch einmal an. Dürrenmatt sprach in seiner letzten Rede von der Schweiz und ihren Einwohnern als einem Land, das sein eigener Gefangener geworden sei. Schweizer-Sein wäre also nichts anderes als eben dies: auf beiden Seiten der Umzäunung stehen, als Wärter und Häftling zugleich. Draussen *und* drinnen, unauflöslich in die eigene Dialektik verstrickt.

Dürrenmatts Selbstgefangenschaftsmetapher (so autoreflexiv wie die Spezies der Meta-Zwerge) stimmt exakt und in mehr als in einer Hinsicht.

Sie erinnert zunächst an all die Widersprüche, die unvermeidlich zum Bewusstsein des Besitzenden gehören. Und also auch zu uns als den Bürger-Eigentümern, die wir, wenn wir es noch nicht sind, doch werden möchten. Immer schon bestimmt von der grossen Differenz und ihren vielen Wirkungen: der Unterscheidung zwischen Dein und Mein. Ohne diesen Grund-Respekt vor dem Wert des Eigentums ist das Schweizer Wesen überhaupt nicht zu verstehen.

Ein Wesen, das stets mit Schmerz verbunden ist – dem Schmerz, dem kein Eigentümerherz entgeht, das ja Anerkennung möchte und Bewunderung und also zeigen, was es ist und hat, und das doch immer fürchten muss, tödlich beneidet zu werden, ausgeplündert und gehasst. Gartenzwergschmerzen ... meinen die, die gar nichts besitzen ... aber wir, haben wir, wenn wir näher hinsehen, nicht ein bisschen Mitleid mit dieser verzweifelt musizierenden Zipfelmütze in blühender Gefangenschaft? Und empfinden wir nicht zugleich Schadenfreude bei ihrem Anblick? Beides in charakteristischer Identifikation?

Gespaltenheit und Ambivalenz sind auch in der geschichtlichen Wurzel unserer nationalen Selbstgefühle zu finden; im Gedanken der Neutralität. Das Urschema helvetischen In-der-Welt-Seins ist nicht einfach das Abseitsstehen, sondern jene wirklich eigen-artige Kombination von Weltoffenheit und -distanz, von Absenz und Partizipation, von Eigensinn und hochbeweglicher Anpassungsbereitschaft, die die Schweizer von Beginn an im Sinne hatten und mit der sie immer wieder sehr

erfolgreich operieren konnten ... vom «Ewigen Frieden» bis heute. Und nicht wenige unserer Landsleute meinen, dass es auch weiterhin so gehen werde.

Zwar ist man engagiert im Weltmarkt, bewirtschaftet die entlegensten Zonen des Planeten, weiss, dass Technologierückstände durch Handelsschranken nicht zu tilgen sind, ist also Kosmopolit im globalen System des Ökonomischen. Doch zugleich möchte man sich stets wieder zurückziehen können auf den anderen Stern einer unantastbaren nationalen Staatlichkeit, in ein Territorium, wo die Spannungen und Ansprüche der Restwelt neutralisiert sind, so dass das Politische und die Fragen des Gemeinwohls nicht mehr grösser erscheinen als die Aktionsmacht der kleinstaatlichen Demokratie und ihrer Repräsentanten ... «Trautes Heim, Glück allein».

Noch einmal: dieser «Helvetische Dualismus» funktionierte lange Zeit grossartig. Man war in der Lage, tatsächlich beides zu bekommen – die Vorteile des kapitalistischen Zentrums im Rahmen mondialer Handelsund Finanzströme und die Vorteile einer kleinstaatlichen, möglichst viele Interessen integrierenden Konkordanzpolitik, die davon lebt, dass kein Ausendruck die komplizierten innerstaatlichen Kompromissbildungsprozesse lähmt. Alles spielte zusammen wie in prästabilisierter Harmonie. Der ökonomische Sektor alimentierte den politischen ebenso, wie dieser die Wirtschaft zu sozialstaatlichen Zugeständnissen zwang, so dass sich beide Systeme wechselseitig zu anhaltender Legitimität verhelfen konnten.

Aber kann das ewig so weitergehen? Auch diese Frage muss unseren Gartenzwerg quälen. Er scheint zu ahnen, dass sein Modell zu Ende gehen könnte. Oh nein, nicht deshalb, weil der alte Widerspruch des Schweizer Selbstentwurfs zwischen Weltfreude und -angst nun schliesslich doch zu gross geworden wäre; der liesse sich gewiss noch lang ertragen. Sondern einfach deshalb, weil die trennenden Drähte am Ende nie mehr dicht und hoch genug sein könnten, um zu verhindern, dass wahr wird, wovon der glücklich-unglückliche Zwerg auf unschuldig-widersprüchliche Weise zu träumen scheint (und was vielleicht schon furchtbar wahr ist): dass die Erde eine sei und niemand mehr allein.

Übrigens: die Blumen, die freundlichen Sterne, die alles fröhlich überziehen – wuchernd, der Zwerg könnte schon bald von ihnen überwachsen werden –, sind sie wirklich freundlich? Nicht giftig? Keine Mutanten der sauren Regen von Tschernobyl und Schweizerhalle ...?

Georg Kohler



Urs Bänninger, *Trautes Heim / Glück allein*,
Acryl auf Leinwand über Pavatex,
150 x 150 cm, Leihgabe Banca del Gottardo, Lu-
gano

Die Jura-Frage – ein Dementi des «Sonderfalls» Schweiz?

Am 23. Juni 1974 sprachen sich 54 Prozent der jurassischen Stimmbürger für die Schaffung eines neuen Schweizer Kantons aus. Es handelte sich dabei nur um die erste Phase eines «stufenweisen» Selbstbestimmungsverfahrens, an dessen Ende die drei südlichen französischsprachigen und protestantischen Bezirke Moutier, La Neuveville und Courtelary sowie das katholische und deutschsprachige Laufental sich für den Verbleib im Kanton Bern entschieden. Am 24. September 1978 ratifizierten die Gesamtheit der Kantone und eine überwältigende Mehrheit des Schweizervolkes die Gründung von Republik und Kanton Jura, der von diesem Zeitpunkt an nur von den nördlichen Bezirken des «historischen» Juras gebildet wurde.

Gleich nach der Abstimmung gaben die sozusagen einstimmigen Reaktionen zu verstehen, dieses Resultat zeuge vom guten Funktionieren der schweizerischen Demokratie und ihres föderalistischen Systems, dank denen das Problem einer sprachlichen Minderheit eine dauerhafte Lösung gefunden habe. Ein einziger Misston in dieser Konsenslandschaft: die Stimme des Rassemblement jurassien (RJ), das ein in seinen Augen gegen das «Recht der Menschen» verstossendes Verfahren brandmarkte und im gleichen Zug die Fortsetzung seines Kampfes um die Wiedervereinigung des Juras ankündigte.

Wie Jean-Claude Rennwald im Buch «Le pouvoir suisse» (hg. von François Masnata und Claire Rubattel) hervorhebt, verrät die allgemeine Beifallskundgebung der schweizerischen Institutionen bei der Gründung des 23. Kantons «die Entwicklung einer gewissen Zahl von Mythen um den Jurakonflikt, die Konstruktion einer «offiziellen Geschichte», für die der ganze Schwung des Kampfes um die jurassische Autonomie nur dazu dient, das schweizerische politische System gutzuheissen».

Die Rolle des Föderalismus bei der Entstehung und Weiterentwicklung des Jurakonfliktes soll freilich nicht geleugnet werden. Im Übrigen hat sich die separatistische Bewegung von allem Anfang an ausdrücklich darauf berufen, um ihren Anspruch zu begründen. Die erste politische Demarche von Format, die das Rassemblement jurassien unternahm, bestand darin, einen der in der bernischen Verfassung verankerten Mechanismen der direkten Demokratie – die Volksinitiative – so zu nutzen, dass in der Folge das Juraproblem auf Bundesebene behandelt werden konnte. Die kantonale Abstimmung von 1959, die der Antiseparatisten-Bewegung einen leichten Vorsprung brachte, machte es dem RJ indessen nicht möglich, diese Strategie fortzusetzen. Im Gegenteil, dieser Rückschlag zwang es, sich von den Grundsätzen des Föderalismus, wie es sie damals auffasste, zu distanzieren (was insbesondere die Aufgabe aller Ansprüche auf den deutschsprachigen Bezirk Laufental zur Folge hatte) und seinen Kampf nunmehr auf die Berücksichtigung der «ethno-linguistischen» Einheiten abzustützen.

Der Konflikt verhärtete sich daraufhin beträchtlich. Man erinnert sich an die 1962-1964 vom Front de Libération Jurassien (FLJ) verübten Anschläge. Die Beobachter sind auch heute noch fast einhellig der Meinung, dass die Mobilisierung, die der Jurakonflikt im Jura erzeugte, sowie dessen Radikalität sehr schnell ein für unser Land ungewöhnliches Ausmass annahm; wir hatten doch gerade geglaubt, die Minderheitenprobleme durch unser föderalistisches System gelöst zu haben.

In den sechziger Jahren und bis zur Volksabstimmung vom 23. Juni 1974 waren die schweizerischen Behörden trotz der wiederholten Aufrufe des RJ zugunsten einer Bundesvermittlung stets der Meinung, in der «Jura-Frage» gehe es im Wesentlichen um innere Angelegenheiten des Kantons Bern, und es sei daher nicht ihre Sache einzugreifen. Dann aber gewann der Konflikt eine nationale (ja sogar internationale) Dimension, und das RJ verschärfte seine Attacken gegen den «schweizerischen Immobilismus» durch direkte, medienwirksame Aktionen.

Die Lobeshymnen, die nach der Abstimmung von 1978 über die schweizerischen demokratischen Institutionen gesungen wurden, sind daher etwas zu dämpfen. Wenn es auch stimmt, dass diese Institutionen ihren Teil zur Schaffung eines neuen Schweizer Kantons beigetragen haben, muss man doch ebenso anerkennen, dass dieses Ergebnis weit mehr dem Handeln des RJ und seiner Vorkämpfer zu verdanken ist, die imstande waren, eine genügende politische Kraft aufzubauen, um den Stand Bern zu zwingen, ein Stück seiner Autorität über einen Teil seines Gebietes abzutreten. Überdies muss hier, nachdem die separatistischen Kreise nicht nur einen neuen Kanton schaffen wollten, sondern vor allem einen neuartigen, fortschrittlichen Kanton, auch festgehalten werden, dass die institutionellen Schwerfälligkeiten diesen Plan ziemlich zusammengestutzt haben. Gewiss, der «kleine Letzte» gebärdet sich bei gewissen eidgenössischen Abstimmungen zuweilen aufmüpfig, bleibt aber schön brav in seinem eigenen Bereich. Man wird sehen – besonders nach dem Mehrheitswechsel, der sich in der Stadt Moutier vollzogen hat, aber auch im Zusammenhang mit den Fusionsvorschlägen zwischen den Kantonen Neuenburg und Jura sowie dem Berner Jura –, in welchem Masse unser Land in der Lage sein wird, eine Lösung herbeizuführen für ein Problem, das bisher, man muss es sagen, noch keine gefunden hat, die wirklich befriedigend wäre.

Bernard Voutat



*Ausschreitungen in Moutier, Sept. 1975
Bei den Fotos wurden nur die markierten
Ausschnitte publiziert (Fotos: RDZ)*

«Schweizer National Zittern»

Mit der Anerkennung eines Künstlers werden auch die Themen seines Werkes ernst genommen. «Bei uns Frauen, bei mir ist es anders», beklagte sich Eva Wipf in unserem Gespräch kurz vor ihrem Tode. In ihren Schreinen hatte die Künstlerin immer deutlicher die unheilvollen Zusammenhänge der versteckten Gewalt entblösst. Als Antwort darauf wurde Eva Wipf mit der Vermutung behaftet, die eigenen ungelösten Autoritätsprobleme darzustellen: Konflikt der Pfarrerstochter mit Vater und Kirche. Diese Erfahrung hat Eva Wipf betrübt und verletzt. Die Ablenkung auf die persönliche Ebene empfand die Künstlerin als patriarchales Versteckspiel, damit niemand den verhängnisvollen Zusammenhängen in unserer Gesellschaft in die Augen schauen muss.

Gegen den Wahn der Scheinheiligkeit kämpfte Eva Wipf mit den Mitteln der abgenutzten Gegenstände. Eigentlich sollten ihre Objekte vergleichend gesehen werden, denn jedes grössere Werk stellt ein anderes Beispiel der beklemmenden altväterlichen Lebensauffassung dar. Können wir heute, 25 Jahre nachdem sie entstanden sind, die Bedeutung dieser Werke besser verstehen, ist die erhoffte «Veränderung» bereits vollzogen?

Das hier ausgestellte Werk zum Thema Schweiz ist ein verkleinertes Abbild eines mittelalterlichen Flügelaltars. Früher war in der Mitte des Altars ein heiliges Geschehen dargestellt, worin sich die frommen Stifter wiedererkennen konnten. Hier bei Eva Wipf steht in der Mitte ein leerer Granatkörper auf kleinem Sockel, deutlich flankiert von zwei Schweizerkreuzen aus Verbandstoff, dahinter ein kaputter Lautsprecher. Der gotische Altar war immer auch Aufbewahrungsort für Reliquien. An diesem Ort sind in Eva Wipfs Altar eine Vielzahl soldatischer Sargkreuzchen in militärischer Ordnung ins Holz geschraubt. Hinter ihnen leuchtet rot das Alpenglühfen mit den erröteten Bergen.

An den Festtagen wurden die Altarflügel zeremoniell geöffnet. Im Werk von Eva Wipf sind zwei unbespielbare Zitherkästen festgemacht, das abgenutzte Instrument rechts mit der Aufschrift: «Schweizer National Zithern»; der linke Flügel ohne Saiten mit den Soldaten als allegorische Figuren und der Aufschrift: «Schweizer National Zittern».

Der mittelalterliche Altar war bekrönt mit einem hölzernen Gesprenge, welches die berühmten Meister auf die feinen Masswerke der Raumarchitektur abstimmten. Den heutigen Altar zielt als Krone ein hölzerner Aufsatz eines ausgedienten Bettgestells. Wenn damals die Rückseiten der Flügel mit Heiligenfiguren bemalt waren, rinnt jetzt über die vielen Fähnchen des Roten Kreuzes die rostige Farbe wie von altem Blut, worin die Worte «swiss made» versteckt sind.

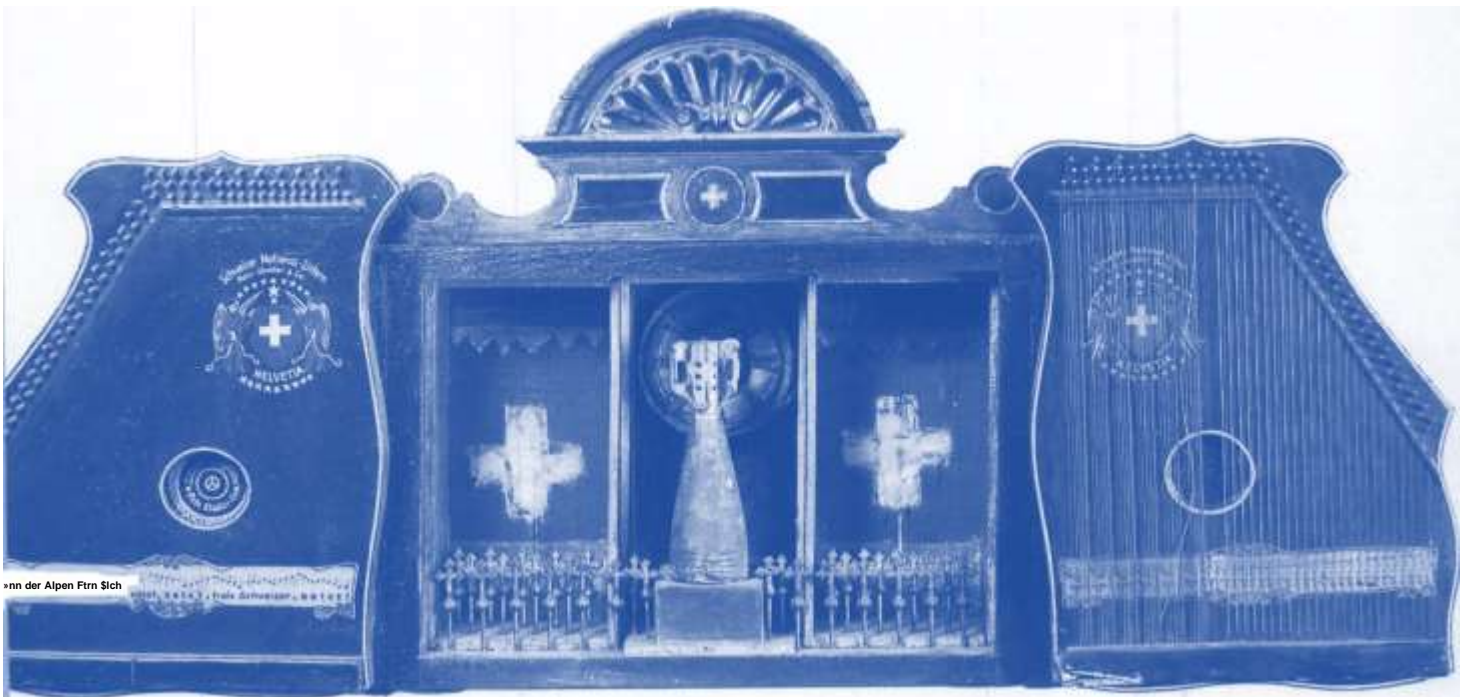
«Wenn der Alpenfirn sich rötet, betet, freie Schweizer betet» ist auf der linken Zither unter einer falschen Notenmelodie zu lesen. Stimmig zu diesem Lied sind die Farben rot, weiss und gold. Sinnigerweise hätte dieser Altar den Titel «Morgen-

stern» bekommen sollen, denn die mittelalterlichen Altäre waren immer einer Heiligen oder einem Heiligen geweiht. Dann aber hätten viele Schweizer und Schweizerinnen nicht gewusst, ob damit die todessichere Waffe der tapferen Eidgenossen oder vielleicht doch der Stern gemeint ist, der morgens neben der Sonne aufgeht. So heisst es bei Eva Wipfs Zitteraltar jetzt einfach: Altar für eine Bombe.

Rosmarie Schmid

Eva Wipf, *Altar für eine Bombe*,
Holz und diverse Materialien,
H. 69 cm, Stiftung Eva Wipf, Wald

1976



Achtung, gleich schiesst sie – die kämpferische, selbstbewusste Frau auf dem Bild von Bignia Corradini! Die Bogenschützin scheint zu allem entschlossen und versetzt uns als Betrachter oder Betrachterin in eine eher ungemütliche Lage. Offensichtlich ist sie aus der traditionellen Rolle der Frauen ausgebrochen, nimmt ihr Schicksal aktiv in die eigenen Hände und stellt sich frontal dem Kampf. Den gespannten Bogen in den Händen, überschreitet sie keck ein Tabu, denn Waffengewalt war seit undenklicher Zeit ein Vorrecht der Männer. Mit dem Waffenrecht aber waren Herrschaftsrechte wie auch bürgerliche Mitspracherechte lange Zeit eng gekoppelt. Wegen ihrer waffenlosen Wehrlosigkeit benötigten hingegen die Frauen männlichen Schutz – mit ein Grund, sie Jahrhunderte- und Jahrtausendlang zu bevormunden. Doch die Frau auf dem Bild hat genug von der Abhängigkeit – sie wehrt sich selbst.

Das Bild ist 1976 entstanden, in einer Zeit des optimistischen Aufbruchs, in der die emanzipatorische Frauenbewegung aufgrund konkreter Erfolge neuen Auftrieb erhalten hatte und mitunter auch ungewohnt angriffige Töne anschlug. Erst fünf Jahre zuvor war in der Schweiz auf Bundesebene das Frauenstimmrecht eingeführt worden – mit noch frischem Elan waren nun auf allen Ebenen Frauen in die Parlamente eingezogen. Am Horizont zeichneten sich bedeutende Gesetzesrevisionen ab, welche die Rechtsstellung der Frauen verbessern sollten. Experimentierfreude breitete sich auch in den persönlichen Lebensformen aus. Vieles war in Bewegung geraten, die Erfüllung zahlreicher feministischer Postulate schien auf einmal in greifbare Nähe gerückt.

Dieses Gefühl einer schwungvollen, aber auch zu Härte neigenden «Frauenpower» drückt sich nicht nur in der bildhaften Aussage, sondern auch im Titel dieses Gemäldes aus. Die Künstlerin knüpfte damit an ein legendäres, starkes Frauenvolk an, das laut der antiken griechischen Mythologie in der Gegend des Schwarzen Meeres lebte. Schon Homer hatte im achten Jahrhundert vor Christus in der «Ilias» von den «männergleichen» Amazonen erzählt, spätere griechische Autoren überboten sich in populären Amazonengeschichten. Demnach verteidigten die Amazonen nicht nur ihr Land, sondern unternahmen auch Eroberungszüge nach Griechenland und Kleinasien. Dabei gründeten sie eine ganze Reihe von Städten, darunter Ephesus und Smyrna. Teils kämpften sie zu Fuss, teils zu Pferd, bewaffnet mit Pfeil und Bogen, Speer, Streitaxt und halbmondförmigen Schilden. Laut gewissen Erzählungen sollen sie sich die rechte Brust amputiert haben, damit sie ihnen beim Spannen des Bogens nicht hinderlich war. Die Ehe lehnten die Amazonen kategorisch ab. Nachwuchsprobleme lösten sie, indem ausgewählte Amazonen jeweils im Frühling ins Grenzgebirge geschickt wurden, wo sie sich mit einem benachbarten Männervolk trafen, den Sarmaten. Töchter wurden liebevoll aufgezogen und in Gymnastik,

Reiten, Jagd und verschiedenen Kampfsportarten ausgebildet. Männliche Amazonensprösslinge jedoch wurden entweder getötet, zu ihren Vätern zurückgeschickt oder an Armen und Beinen verstümmelt und zu untergeordneten Haushaltarbeiten herangezogen.

Die prominentesten Helden wurden in den griechischen Sagen aufgeboten, um gegen die kühnen Amazonen zu kämpfen. Im Trojanischen Krieg, in dem die Amazonen den belagerten Trojanern zu Hilfe kamen, tötete Achilles die Amazonenkönigin Penthesilea – und verliebte sich, oh Tragödie, noch im Moment ihres Sterbens in sie! Herakles bildete sich viel darauf ein, dass er einer Amazonenkönigin den Gürtel entwendet hatte, und Theseus brachte triumphierend eine Amazonenfürstin als Kriegsbeute heim nach Athen. Darauf unternahmen die Amazonen einen Rachefeldzug gegen die Stadt, wurden aber nach hartnäckigem Kampf geschlagen. Auch wenn in den Sagen Bewunderung für die militärische Tüchtigkeit der Amazonen durchschimmert, enden diese doch fast immer als Verliererinnen. Für die patriarchalischen Griechen waren die Amazonen ja das Schreckbild einer «verkehrten Welt». So hatten in den Augen der Athener in der mythischen Amazonenschlacht nicht nur die Männer über die Frauen, sondern die Zivilisation über die rohe Barbarei gesiegt. Mit den Amazonensagen konnten sie die Fernhaltung der Frauen von der Macht rechtfertigen – die Unterdrückung der Frauen war sozusagen der Preis für die höhere Kultur.

Diesen Faden nahm der Basler Gelehrte J. J. Bachofen in seinem 1861 erschienenen, damals noch verpönten Werk über das «Mutterrecht» wieder auf. Er deutete die Niederlage der Amazonen als Symbol für den Sieg des Patriarchats über das von ihm neu entdeckte, ältere Mutterrecht, in dem die Frauen gesellschaftlich eine zentrale Rolle gespielt hatten. Laut neuesten archäologischen Erkenntnissen widerspiegeln die Amazonensagen, wenn auch dichterisch überformt, tatsächlich Erinnerungen an Völker mit mutterrechtlichem Einschlag, in denen es auch Kriegerinnen gab. So etwa wurden in jüngster Zeit im nördlichen Schwarzmeergebiet (heute Ukraine), das ja das Kernland der Amazonen gewesen sein soll, zahlreiche Gräber aus dem zweiten und ersten Jahrtausend vor Christus entdeckt, in denen Frauen, darunter Fürstinnen, in voller Waffenrüstung bestattet waren. Kampfverletzungen und Verschleisssspuren am rechten Handgelenk vom Bogenspannen deuten darauf hin, dass sie aktive Kämpferinnen gewesen sind. Das Urbild der starken Frau auf Bigna Corradinis Gemälde ist also kein blosses Phantasiegebilde.

Magdalen Bless-Grabher



*Bignia Corradini, Die Amazone,
Pastellkreide und Wasserfarbe auf Papier,
100 x 70,5 cm, Privatbesitz, Zürich*

Mein Talisman

Talisman: aus dem gr. teléin, ein Opfer bringen

In seinen feinen, langen Fingern hält Donato den schwarzen Gegenstand aus Gummi, der, als Stütze vor einem Bündel Briefe, auf meinem Büchergestell steht. Er hatte ihn mit seinen schnellen, genauen Augen gleich entdeckt, als er mit mir in das Zimmer trat, und als er seinen Arm danach ausstreckte, erwartete ich die Frage, weshalb ich das Klötzchen dorthin gestellt hatte, zu den handbeschriebenen, bereits etwas vergilbten Umschlägen. Ich fragte es mich soeben selbst und wusste darauf keine Antwort.

Donato wirft das Klötzchen in die Höhe, wiegt es in der Hand, umschliesst es mit der Faust, fährt mit dem Zeigefinger zärtlich einer Kante entlang.

– Fang!

Blitzschnell hatte er es mir zugeworfen. Ich nahm nur die leichte Drehung seiner Schulter wahr, und kurz danach seinen erstaunten Blick und den leicht geöffneten Mund, als er bemerkte, dass ich meine Hände vor das Gesicht hielt.

Vor jenem Sommerabend, einem der ersten des Jahres, wusste ich noch nicht, dass der schwarze Gegenstand, achtzehn Gramm schwer, sechskantig, aus Hartgummi, ein Geschoss ist, das, genügend nahe abgefeuert, Gesichter aufreißt und Augen zerquetscht.

Als ich die Strasse, die zum See führt, hinunterging, die Haare vom Duschen noch feucht, die Sporttasche vor mich herschlenkernd, in die Schaufenster der Buchhandlungen und Antiquitätenläden blickend, muss ich plötzlich die laue Luft bemerkt haben, die milde Wärme, das Grün der Bäume und die leeren Strassen, wie an den Wochenenden im Hochsommer; und irgendwo, zwischen der Tramhaltestelle und dem Rondell vor der Brücke, muss ich stehengeblieben sein: staunend und glücklich über meine Entdeckung.

Ich spürte es immer noch: wie es plötzlich still geworden war und die Zeit sich zu dehnen begonnen hatte.

Als ich die Schüsse und Sirenen hörte, begann ich zu rennen, geradewegs auf den zischenden Dampf zu, den ich unten beim See vom Asphalt aufsteigen sah, ich lief in leichten, erwartungsvollen Schritten, erfasst von einer abenteuerlichen Freude.

Unten am See flackerten die ersten Feuer, ein Trommeln hallte in den Strassen und stieg, zusammen mit dichtem grauem Rauch, über die Dächer, und ich hörte einen harten rhythmischen Gesang, ein Indianergeheul, begleitet von einem metallenen Rattern und Klirren. Dort unten musste ein Punkt sein, in dem die Energie, von der auch ich einen Bruchteil in mir spürte, zusammenfloss.

Ich irrte bestimmungslos im Dunst zwischen Menschen und Fackeln herum, bis ich, ohne mich darüber zu wundern, am anderen Ufer des Flusses vor einem Freund stand. Er sass, einen Joint zwischen den Fingern, auf einem Steg und lehnte mit dem Rücken gegen einen der beiden Pfähle, an denen die Boote festgemacht werden.

Wir waren zwanzig Jahre alt geworden, und wir klopfen uns auf die Schultern und zeigten mit dem Finger zum gegenüberliegenden Ufer, zur Terrasse, auf der von der einen Seite Reihen von Polizisten vorrückten, in blauen Schutzanzügen, mit Schildern und Knüppeln, und von der anderen die heulende Menge, brennende Container vor sich herrollend, Flaschen und Steine schwingend.

Bevor ich zu meinem Freund stiess, hatten mich zwei lachende Gestalten zu sich hingezerrt, zum Geländer, und mich nach dem Volksfest gefragt. Es waren Reisende aus einem exotischen Land. Eine Nacht Feuerland, stand das nicht auf einem Plakat?

Irgendwo hatte ich es an Wänden gelesen: Die ganze Nacht werden wir tanzen. Zur Ouvertüre einer ausgelassenen, bösen Oper.

Die Korken knallen: kein Feuerwerk, keine Leuchtkugeln, kein Champagner, nur ein Prickeln wie beim Eintritt in einen grossen Ballsaal.

Es waren Gewehrsalven. Ich war über die Brücke gerannt, und aus den Stahlmündern, gefolgt von einem dumpfen qualmigen Krachen, schwirrten die Gummigeschosse, nach denen wir später, als alles vorbei war, die Strassen absuchen würden.

Wir hatten die ganze Nacht auf dem Steg verbracht, wir hatten uns hingelegt, den Kopf auf meine Sporttasche gestützt, den Blick in den vom Tränengas gelblich gefärbten Himmel gerichtet. Wir würden erst später verstehen, was sich, hundert Meter von uns entfernt, auf der lodernden Strasse abgespielt hatte.

In jener Nacht war nur der Sommer angebrochen, ein verspäteter Karneval blumiger Hoffnungen und blutiger Wahrheiten. Das Gummigeschoss, erklärte ich meinem Freund Donato, gehört zu den wenigen Gegenständen, die ich vor einem Brand retten würde.

Es gehört zu meinem knappen Inventar romantischer Niederlagen.

Dante Andrea Franzetti



Herr «Müller» zeigt in einer TV-Diskussion ein Gummigeschoss

Sturmgewehrservelat

Peter Fischli und David Weiss haben aus Ton über zweihundert Sachen und Situationen modelliert. Darunter ein Sturmgewehr und einen Servelat. Warum? Zehn Vermutungen:

1.
Sie bedanken sich bei der Schweiz für die vielen Schützenfeste.
2.
Sie hätten lieber den Kommunismus und den Kapitalismus modelliert, hatten aber zu wenig Ton.
3.
Ein echtes Sturmgewehr war ihnen zu teuer und eine echte Wurst zu billig.
4.
Sie deuten damit an, wie der Schweizer Bub zum Mann reift.
5.
Sie wollen zeigen, wie wenig man zum Leben braucht.
6.
Es geht ihnen dabei um Krieg und Frieden.
7.
Sie wollen das Fischli/Weiss-Vernissagenpublikum enthemmen und dezimieren.
8.
Sie legen nahe, jede und jeder habe zwei Gegenstände, die sie und er entbehren und in die Dritte Welt schicken können.
9.
Sie rufen damit das Schweizer Volk auf, sich zu erheben.
10.
Sie finden die Schweiz generell zum Schiessen und zum Dreinbeissen.

Albert Kuhn



Peter Fischli/David Weiss, Sturmgewehr (H. 5 cm), und Wurst (H. 6 cm), aus der Serie «Plötzlich diese Übersicht» (1980/81), ungebrannter Ton, Besitz der Künstler

Die Schweiz: ein Gefängnis. Gedanken eines Ausländers

Misstrauen: eine Haltung, die beim Schweizer viel stärker verwurzelt ist als bei seinen nördlichen Nachbarn. Sie sondert ihn ab, versagt ihm aber zugleich jede Anwendung von Selbstbeobachtung, die ihn veranlassen müsste, das Feigenblatt fallen zu lassen, das die inneren Widersprüche jeder Gesellschaft, auch der seinen, zum Fetisch macht. Misstrauen nährt sich aus der Furcht, Stückchen des materiellen Komforts zu verlieren, dessen sich die Schweizer erfreuen. Es verstärkt den «Igelkomplex», den eine «Zauberformel» dem in einen Wirtschaftsvertreter verwandelten Bürger aufzwingt; eine Zauberformel rund um die Werte, die von den Hütern der Institutionen als einzige Garanten des Glücks dargestellt werden, im Lande Wilhelm Tells leben zu dürfen.

Das Misstrauen, Frucht eines Konsenses, der sich von oben nach unten fast durch das ganze Volk zieht, drückt sich auf der Ebene der zwischenmenschlichen Beziehungen dadurch aus, dass man zur Selbstzensur Zuflucht nimmt und das verschwiegene Lächeln, den verstohlenen Blick zur Kommunikationsform erwählt. Dieses Misstrauen umfängt seine Adepten wie ein Kerker-System, wo die Konspiration des Schweigens herrscht und wo die nicht in die Spielregeln Eingeweihten keinen Zutritt haben. Heutzutage Schweizer zu sein, das ist praktisch Selbstverleugnung. Und für den Ausländer reimt sich Integration folglich auf Assimilation. Die Einfügung des Ausländers wird nur von einem buchhalterischen Standpunkt her aufgefasst: als eine Lösung für die Bevölkerungsimplosion. Das Recht auf Anderssein empfindet man als Bedrohung der nationalen Einheit. Weltgeist ade!

Haben wir da nicht eine Voraus-Illustration dessen vor uns, was nach Hegels These – die später von Kojève und Fukuyama wiederaufgenommen worden ist – «das Ende der Geschichte» sein müsste? Eine Gesellschaft, aus der die Ideologien verbannt sind und in der die Leitworte liberale Demokratie und Marktwirtschaft heissen, kurz, eine Gesellschaft, deren einzige Plage die Langeweile ist, gegen die die wirtschaftliche Rationalität kein Schutzmittel hat. Bis heute war dies das Bild, das die offizielle Schweiz von sich vermitteln wollte. Es wurde vom Ausländer ohne Widerspruch aufgenommen. Für ihn ist «Swatchland» nach wie vor das goldene Gefängnis, dessen abweisende Art versachlicht wird durch seine jahrhundertalte Neutralität, verteidigt von einer Milizarmee ohne jede «kriegerische Absicht».

Nur haben sich die Zeiten geändert, und die gleiche offizielle Schweiz versucht sich schlecht und recht an einer Geschichte festzuhalten, die durchaus nicht zu Ende ist, sondern im Gegenteil davonbraust. Seither wird die Gleichung kompliziert, und ihre Auflösung erheischt die Zerstörung der Gefängnismauern. Die Unbekannte ist der Ort, den die schweizerischen Unternehmen in einer internationalen Ökonomie einnehmen werden, und diese funktioniert wie ein gigantisches Spielka-

sino, wo nur die Kolosse überleben können. Die Vorsicht hat einem ungewohnten Dynamismus Platz gemacht, der den im Zwinger des Misstrauens aufgewachsenen Bürger aus der Fassung bringt.

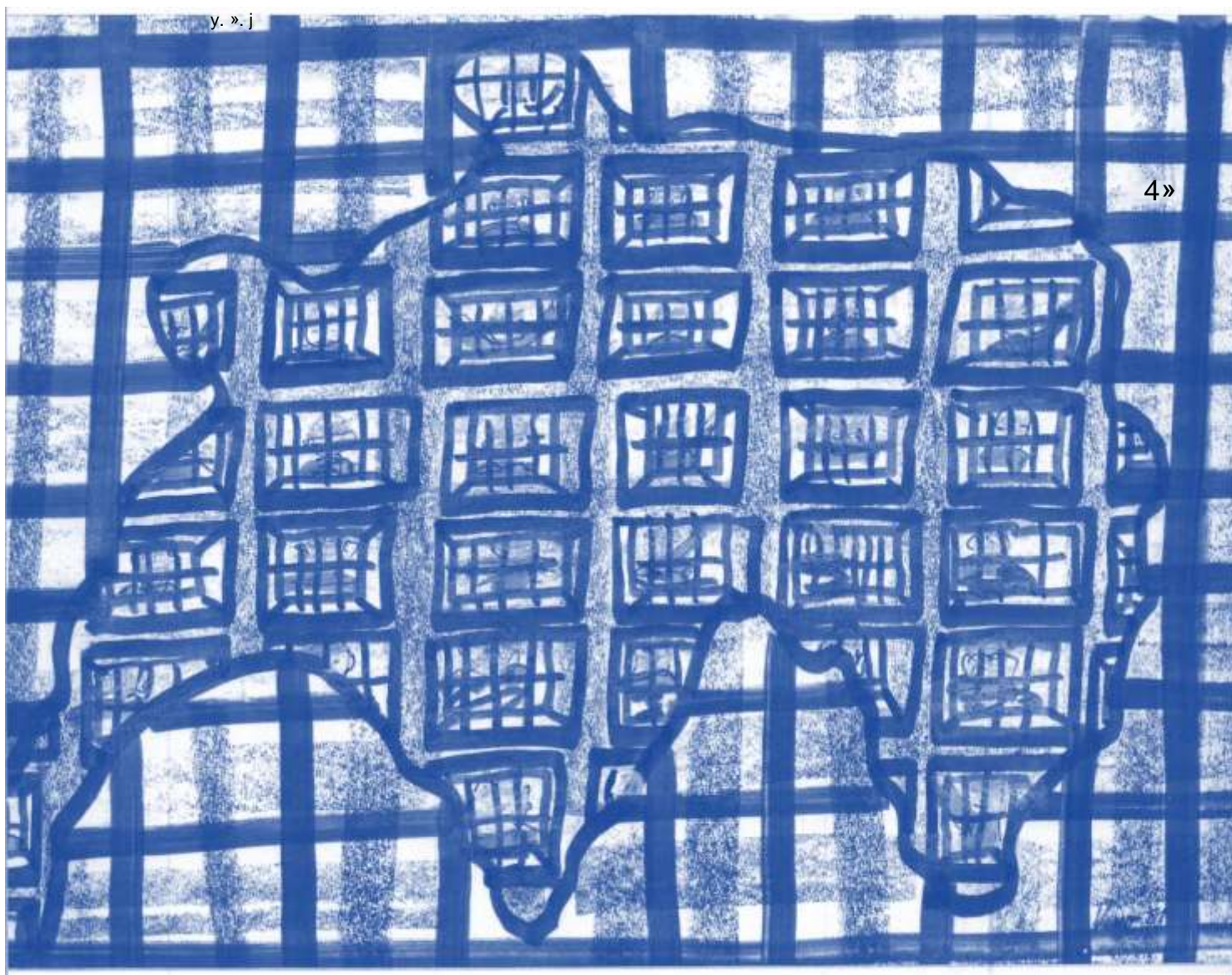
Das Zögern des Wirtschaftsvertreter-Bürgers ist diesmal gerechtfertigt durch die Angst, die erlangten Vorteile könnten vom Aufkommen eines uneinheitlichen Europa angenagt werden, das dominiert wird von transnationalen Firmen, die sich entschlossener als je über die elementarsten Regeln des sozialen Fortschritts hinwegsetzen. Die Schweiz gelangt wiederum in ein goldenes Gefängnis, das der Reichen des Nordens. Man solidarisiert sich mit den Herren dieser Welt, zum Nachteil ganzer Gesellschaftsschichten, die das «Glücksrad» ausgelassen hat. Pech für sie, «das Gesetz des Marktes ist ein hartes Gesetz, aber das einzig gerechte». Gegen das Urteil der Kriecher gibt es keine Berufung. Was soll man machen?

Schade, dass die Wahl ausschliesslich zwischen Europa und dem Réduit zu treffen ist und man über den Inhalt, den es diesem Europa zu geben gilt, hinweggeht. Wird es sich nach unten ausrichten? Wird es die Rolle eines Gegengewichts spielen, wie es die Angehörigen der südlichen Länder in einer Welt, die dem «american way of life» ausgeliefert ist, von ihm erwarten? Erlauben Sie mir, skeptisch zu sein. Ich hoffe, ich habe ... unrecht. Immerhin, wo noch Leben ist, ist auch Hoffnung.

Ben Youssef Amen Allah

François viscontini, Ohne Titel,
Ölkreide, Filzstift und Gouache auf Papier,
29 x 41,5 cm,
Leihgabe Banca del Gottardo, Lugano

1981



Der Einsatz für die schweigende Mehrheit ist komplex

Dass sich die «schweigende Mehrheit» nicht selbst zu Wort meldet, liegt in ihrem Wesen begründet. Trotzdem erheben sich regelmässig Stimmen, die sich für diese Benachteiligten – weil Sprachlosen – einsetzen.

Das Verhältnis zwischen den Sprachlosen und ihren sprachgewandten Führern ist immer ein gespanntes, denn die Exekutivfunktion beinhaltet stets eine Instrumentalisierung, eine Indienstnahme.

Die Existenz einer «schweigenden Mehrheit» in einem Land, das sich selbst rühmt, die älteste Demokratie der Welt zu sein, mag erstaunen, richtet sich doch die Demokratie definitionsgemäss nach dem Willen der Mehrheit – auch wenn diese schweigen sollte. Die direkte Demokratie ersucht ihre Bevölkerung noch häufiger und intensiver um ihre Meinung als die repräsentative – und dazu nicht nur zu Personen und Programmen, sondern auch zu Sach- und Kreditfragen. Doch auch diese grösstmögliche Partizipationsmöglichkeit verhindert nicht das Entstehen von Vorstellungen, der grössere Teil der Bevölkerung sei uninteressiert, stehe abseits und verhalte sich passiv zu konkret verhandelten politischen Gegenständen. Und dies nicht erst, seit die Stimmbeteiligung in allen schweizerischen Gemeinwesen regelmässig unter fünfzig Prozent gefallen ist.

Ihre Sprachlosigkeit ist das Problem dieser Mehrheit. Daraus ergibt sich die Frage nach den Sprechern. Ist jemand legitimiert, für Schweigende zu sprechen? Können Schweigende Sprechende leiten? Verlieren Sprechende nicht beim gesprochenen Wort ein allfälliges Mandat der Schweigenden?

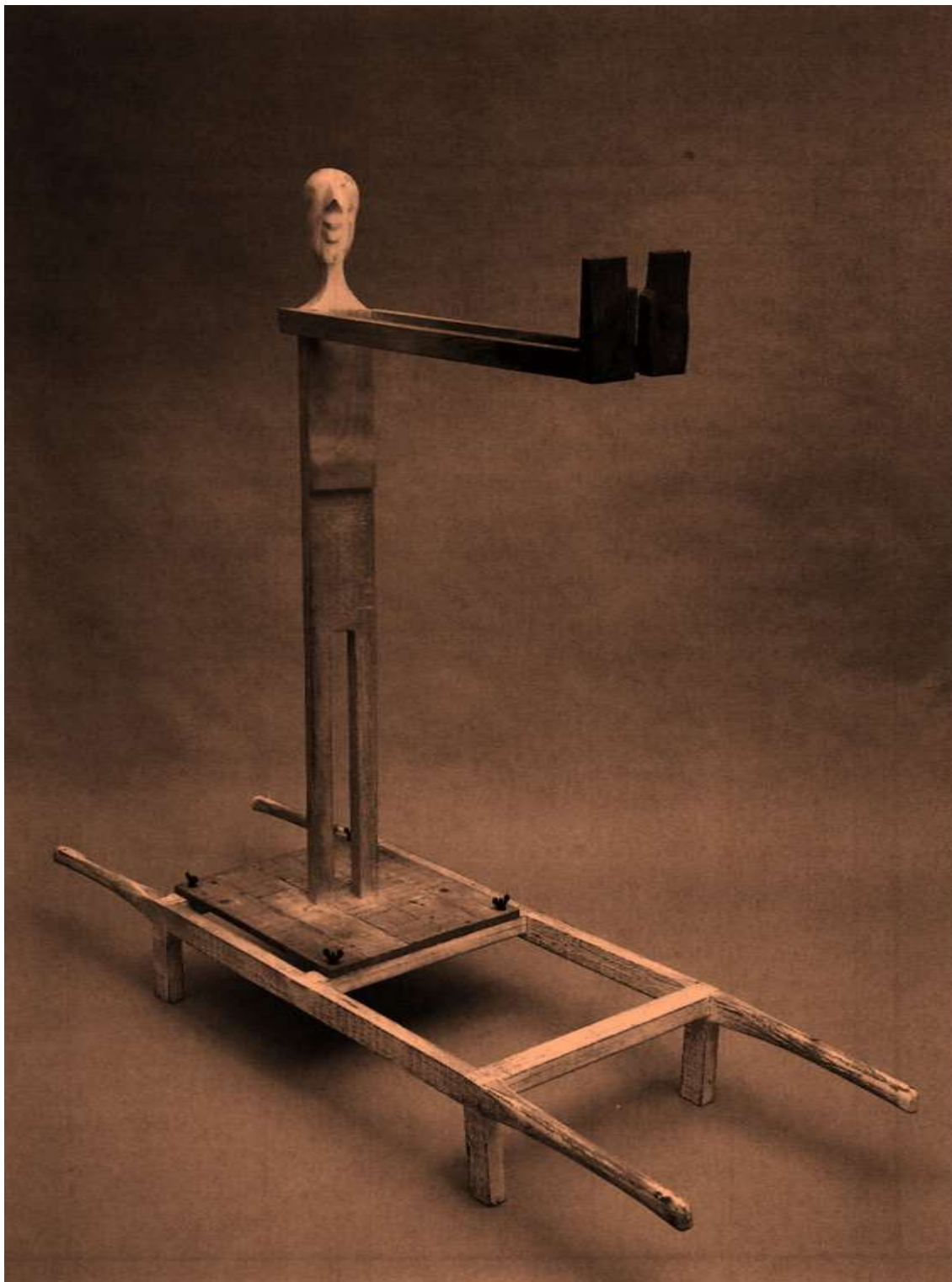
Der Einsatz für die schweigende Mehrheit ist komplex. Einfach ist aber die Erklärung der Motivation der Sprecher. Diese verbreitern durch den Hinweis auf die schweigende Mehrheit ihre Legitimation, vergrössern das Gewicht ihrer Aussagen. Sie sprechen nicht für sich und ihre Interessengruppe, sondern für eine grosse Gruppe – eine Mehrheit. Wegen der fehlenden Kontrollmöglichkeiten ist der Umgang mit der schweigenden Mehrheit stets problematisch – und immer ein Stück weit undemokratisch und demagogisch.

Seit geraumer Zeit scheint – wohl im Hinblick auf den durchsichtig gewordenen Mechanismus der Indienstnahme – der Rekurs auf die schweigende Mehrheit ausser Mode geraten zu sein. Eine vergleichbare Argumentationsfigur bietet für viele der Begriff «Protestpotential». Wo immer heute selbsternannte Führer einer bisher «schweigenden» Gruppe sich zeigen, beharren diese nicht mehr auf dem Anspruch, eine Mehrheit zu vertreten. Im derzeitigen politischen Umfeld genügt es bereits, eine respektable Protestgruppe hinter sich zu wissen. In der stabilen schweizerischen politischen Landschaft gelten Wahlbewegungen von fünf Prozent bereits als Erdrutsch. Sie geben Fingerzeige und lassen neue Mehrheiten zu. Und sie mahnen zur Umkehr.

Sebastian Brändli

Schang Hutter, Prozessionsfigur:
Ich habe keine Schuld, ich habe von nichts
gewusst und will auch von nichts etwas wissen.
Denkmal für die schweigende Mehrheit Holz,
H. 172 cm, Besitz des Künstlers

1982



Trittbrettfahrer im holprigen Omnibus der Weltgesellschaft

Am Ende des Ersten Weltkrieges schloss sich die Schweiz der allgemeinen Friedenseuphorie an und gab die bisher praktizierte integrale Neutralität auf. Sie bekannte sich zu einer differenzierten Neutralität und trat 1921 dem Völkerbund bei. Um die Neutralität prinzipiell aufrechterhalten zu können, liess sie sich von den militärischen Sanktionen dispensieren, die der Völkerbund gegen Friedensbrecher vorsah. Allerdings waren die Meinungen über diesen aussenpolitischen Schritt in unserem Lande geteilt. Eine leidenschaftlich geführte Volksabstimmung brachte am 16. Mai 1920 Klärung. Mit einer Mehrheit von 416'870 Ja gegen 323'719 Nein und bei einem knappen Ständemehr von 11½ gegen 10½ Kantone siegten die Befürworter des Beitritts.

Das Experiment des im Völkerbund symbolisierten kollektiven Friedens- und Sicherheitssystems scheiterte. Die Antagonismen unter den europäischen Nationen verstärkten sich in den dreissiger Jahren zusehends und führten schliesslich zu einem neuen Weltkrieg. Im Jahre 1938 bekannte sich die Schweiz nach dem Abessinienkonflikt von Neuem zur integralen Neutralität. Sie blieb zwar Mitglied des Völkerbundes, liess sich aber offiziell von allen Sanktionsverpflichtungen dispensieren.

In schwierigen Balanceakten zwischen Anpassung und Widerstand überlebte die Schweiz die Katastrophe des Zweiten Weltkrieges äusserlich unversehrt. Sie blieb eine Insel und war für viele auch ein Begegnungs- und Zufluchtsort inmitten des europäischen Zusammenbruchs. Doch die Erfahrungen der Zwischenkriegszeit und vor allem des Zweiten Weltkrieges gingen innerlich an den Schweizern nicht spurlos vorüber. Die Aktivdienst-Generation zog sich in ein geistiges Réduit zurück, das dem Land die Öffnung nach aussen erschwerte.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges befand sich die Schweiz in einer isolierten internationalen Stellung. Die Initiative zur UNO-Gründung ging von der Mächteallianz aus, die Nazi-Deutschland unter riesigen Opfern bekämpft hatte. Da sich die Schweiz als neutraler Staat an diesem gigantischen Kampf gegen den Faschismus nicht beteiligt hatte, stiess ihre Neutralität 1945 auf keine Sympathien. Die massgebenden schweizerischen Regierungskreise ihrerseits wollten an der Neutralitätspolitik absolut festhalten. In der Folge trat unser Land der UNO nicht bei. In einer Volksabstimmung lehnte der Souverän 1986 einen UNO-Beitritt ab.

Wenn man das Verhältnis der Schweiz zu den Vereinten Nationen im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts überblickt, stellt man fest, dass sich unser Land der Weltorganisation schrittweise genähert hat. Faktisch ist es bereits heute ins UNO-System integriert, so dass eine formelle Mitgliedschaft nicht mehr viel ändern wird. Je länger, desto mehr wird deutlich, dass die Nichtmitgliedschaft der Schweiz Nachteile einträgt. Die Universalität der Vereinten Nationen macht sie zu einem Aussenseiter. Die gegenseitige Abhängigkeit ist in der heuti-

gen Welt derart gross, dass sich das Welttheater nicht in Spieler und Zuschauer einteilen lässt. Die Schweiz muss mitspielen, ob sie nun einen Zuschauerplatz vorzieht oder nicht. Wenn die Vereinten Nationen zum Beispiel gegen einen Staat Wirtschaftssanktionen beschliessen, kann sich die Schweiz diesen Massnahmen nicht entziehen und als unbeteiligter Profiteur die Wirtschaftsbeziehungen zu diesem Land aufrechterhalten.

Die Schweiz manövriert sich durch ihr Fernbleiben zunehmend ins Abseits, das je länger, desto mehr anachronistischen Charakter annimmt. Was aus Schweizer Sicht noch durchaus diskutabel ist, erweist sich aus der Perspektive des Auslandes als blamabel. In Bern kann man die bisherige UNO-Politik der Schweiz noch als Alternative ansehen, in New York präsentiert sie sich als Arroganz. Der Nichtbeitritt fördert die Demontage des wunderlichen Sonderfalls Schweiz. Das Land beginnt den grossen moralischen Kredit zu verspielen, den es sich in langer Anstrengung und durch langes internationales Wohlverhalten aufgebaut hat. Die Weltöffentlichkeit interpretiert die schweizerische UNO-Politik mehr und mehr als profitables Trittbrettfahren eines reichen und privilegierten Kleinstaates im holprigen Omnibus der universalen Weltgesellschaft und hält mit dem Vorwurf der fehlenden internationalen Solidarität nicht zurück. «Es ist eine Art von Rassismus», so kommentierte in den achtziger Jahren ein in Genf akkreditierter Diplomat die Schweizer UNO-Politik.

Urs Allematt

links:
 Abstimmungsplakat gegen den Beitritt der
 Schweiz zum Völkerbund, 1920

rechts:
 Zeitungsinserat gegen den Beitritt zu den
 Vereinten Nationen, 1986



UNO-Beitritt NEIN

Wir sind zutiefst davon betroffen, dass unser Bundesrat allen daran setzt, das Schweizer Volk zu einem UNO-Beitritt zu bewegen. Dieses Ansinnen ist aber in unserem Volk nicht verwurzelt.

Wir wollen nicht Mitglied dieser Organisation werden. Wir wollen, dass unsere Politiker davon verehrt bleiben, sich mit Wahlen für hochdotierte UNO-Fischchen zu befassen. Sie kommen dann auch nicht in Versuchung,

selbst nach solchen Posten zu streben. Unsere Staatsinteressen können ohne Rücksichtnahme auf wahlrechtliche Überlegungen und auch ohne UNO-Mitgliedschaft konsequenter und unabhängiger wahrgenommen werden.

Unsere Bundesräte und Parlamentarier können die internationalen politischen Geschäfte - wie bisher - ausserhalb der UNO mit grossem Erfolg führen.

Die Schweiz hat genügend Geloggenheiten, ihre weltweite Solidarität mit anderen Völkern zu bezeugen und unter Beweis zu stellen. Es braucht keine UNO-Hierarchie, in der unsere Politiker, denen die eigenständlichen Geschäfte zu gering und bescholden worden sind, sich im internationalen Scheinwerferlicht stellen. Wir wollen, dass unsere Politiker in Bundesrat, National- und Ständerat bei uns sind und die Verantwortung auf

dem internationalen Parkett zu übernehmen, gar nicht erst aufkommt.

Die Frage nach den Kosten, die ja ohnehin der erwerbstätige Teil unserer Bevölkerung zu tragen hätte, ist in der handelsrhetorischen Abstimmungsverweigerung nicht befriedigend beantwortet. Man denke nur an den Ratsentschluss von Schweizer Beamten, die in New York zu Lasten der Bundeskasse beschäftigt würden.

Schweizer, bewahrt Eure Freiheit und Unabhängigkeit!

UNO-Beitritt NEIN

Bezugloste Bürger, Postfach, 8033 Zürich

Haben Sie Angst vor dem schwarzen Mann?

Und wenn er kommt? Sicher kennen Sie dieses Kinderspiel: Man rennt davon und lacht. Der schwarze Mann – ist vielleicht einer der vielen Saisoniers auf diesem Bild. Er wartet. Das Einreisen in die Schweiz dauert oft Stunden. Formalitäten, grenzsanitarische Untersuchung ... kein sehr freundlicher Empfang nach einer langen Reise. Niemand rennt, niemand lacht – es ist kein Spiel. Aber der Neger ist er trotzdem, denn er macht die Arbeit, die bei uns keiner mehr tut. Auf dem Bau, in der Fabrik oder im Gastgewerbe. Für neun lange Monate. Seine Familie ist in Jugoslawien. Seine Kinder werden ohne ihn gross. Es ist sehr hart, nach der kurzen Zeit zuhause wieder wegzugehen. Für neun lange Monate. Besonders deshalb, weil sich hier bei uns niemand freut. Kommt er nicht, kommt ein anderer. Ein Saisonier ist auswechselbar. Dafür gibt es ein Kontingent. Ein Saisonier ist eine Arbeitskraft – im Weiteren ist er ein Ausländer. Und Ausländer sind ja bekanntlich ein Problem bei uns. Deshalb nehmen in der Schweiz auch die fremdenfeindlichen Tendenzen zu.

Wenn jugendliche Rechtsextremisten einen Ausländer zusammenschlagen, allein deshalb, weil er eben ein Ausländer ist, dann führen sie nur aus, was sich im Denken und Fühlen einer Gesellschaft vorbereitet hat. Rassismus und Fremdenfeindlichkeit beginnt ganz leise und versteckt: in der Erziehung, in den Wertvorstellungen, in Kinderliedern und -spielen. Die Qualität einer menschlichen Gesellschaft zeigt sich darin, wie sie mit ihren Minderheiten umgeht. Wo Fremdenfeindlichkeit Raum gegeben wird, muss der Anspruch, «ein humanitäres Land zu sein, wo die Menschenrechte geachtet werden», in Frage gestellt werden.

Jeder Mensch, auch der weltoffenste, hat Fremden und Fremdem gegenüber bisweilen ablehnende Gefühle. Man könnte vielleicht sagen: Jeder Mensch hat rassistische Veranlagungen (auch der Fremde selber). Die Frage ist bloss, wie gehen wir damit um? Sich unbekanntem Menschen gegenüber fremd zu fühlen ist normal. Kinder beispielsweise «fremden» in gewissen Altersstufen. Im Allgemeinen wird dies als eine wichtige Schutzfunktion betrachtet. Wenn nun Menschen verschiedener Kulturkreise aufeinandertreffen, wird dieses Problem erneut aktualisiert: Die Konfrontation mit anderem Aussehen, mit einer Sprache, die man nicht versteht, mit unvertrauten Verhaltensmustern löst im wahrsten Sinne des Wortes «Be-fremden» aus. Eine natürliche Entwicklung wäre es nun, sich mit der Zeit gegenseitig vertraut zu werden. Dies geschieht nicht, wenn die Fremden von einer Gesellschaft als existentielle Bedrohung gesehen werden. Es kann gesagt werden, dass Fremdenangst aus einer grundsätzlichen Verunsicherung des Menschen oder einer Gesellschaft entsteht – einerseits wenn man die eigene (kleine) Welt bedroht glaubt, der Arbeitsplatz gefährdet und das Fortkommen in der Schule durch eine grosse Zahl Ausländerkinder behindert

scheint, die Tochter sich in einen Ausländer verliebt hat. Andererseits verstärkt sich die Fremdenangst in Zeiten globaler, politischer und sozio-kultureller Veränderungen. Dabei denke ich an die Umwälzungen im Osten, an die Europafrage, an Umweltprobleme, an die zunehmende Arbeitslosigkeit, die Drogenfrage, die Wohnungsnot – um nur einige Beispiele zu nennen. In solchen Zeiten ist es nicht leicht, einen sachorientierten Dialog zu führen.

«Die Entwurzelung ist bei Weitem die gefährlichste Krankheit der menschlichen Gesellschaft. Wer entwurzelt ist, entwurzelt. Wer verwurzelt ist, entwurzelt nicht. Die Verwurzelung ist vielleicht das meistverkannte Bedürfnis der menschlichen Seele» (Simone Weil).

Der Fremde könnte uns auf unsere eigene Vorläufigkeit und Wurzellosigkeit aufmerksam machen. Sein Kommen löst aber sehr unterschiedliche Reaktionen aus, unter anderem: Fremdenfeindlichkeit. Dass diese oft mehr mit einem selber als mit dem Fremden zu tun hat, daran muss gedacht werden, wenn man etwa versucht ist, Ausländer für unsere Gegenwartsprobleme verantwortlich zu machen. Als Sündenböcke haben sich von jeher die Menschen angeboten, welche rechtlich und gesellschaftlich auf der untersten Stufe stehen. Ausländer sind einfacher zu hassen als Industrie, Banken, Vermieter und Autos.

Ich meine, dass für das Zusammenleben in einer pluralistischen Gesellschaft (und in einer solchen leben wir heute) die Fähigkeit zur Selbstkritik, eine gute Portion Humor und vor allem Toleranz notwendig sind. Toleranz ist in gewisser Weise eine säkularisierte Form von (Nächsten-)Liebe.

Ich kenne eine mehr als 80jährige Schweizerin, welche ihr Leben lang sehr selbständig war. Es wäre für sie undenkbar, in einem Altersheim zu leben. Heute müsste sie dies wohl dennoch tun, wenn da nicht die beiden albanischen Saisoniers wären. Sie vermietet ihnen günstige Zimmer, denn im Haus ist genug Platz. Dafür schauen die beiden zu ihr, als wäre sie eine eigene Familienangehörige. Die beiden sind es gewohnt, dass ein alter Mensch bei seinen Leuten bleibt. Auch dann, wenn er etwas schwierig wird. Ich glaube nicht, dass sehr viele Menschen bereit wären, mit dieser eigenwilligen alten Dame zusammenzuleben. Ausser vielleicht jemand aus einem Kulturkreis, wo das gemeinsame Wohnen von verschiedenen Generationen unter einem Dach (noch) eine Selbstverständlichkeit ist. Für diese beiden Saisoniers ist die Ankunft in der Schweiz anders als für viele. Sie können sicher sein, dass sie erwartet werden.

Katharina Noetzi



«Man sehnt sich nicht mehr nach dem Ferrari, sondern nach der Kuh»

Unter dem Titel «Kuhbismus» zeigt die nebenstehende Werbung für Diners Club, ein weltweit bekanntes Kreditkartenunternehmen, einen Geschäftsmann im Nadelstreifenanzug, geschmückt mit einer Appenzeller Sennentracht. Appenzeller Brauchtum und das Image der Schweiz als Kuhland werden dabei in besonderer Absicht mit internationalem «Business» und weltmännischer Lebensweise in Zusammenhang gebracht. Aus dem Image des friedlichen Kuhlandes entsteht in Verbindung mit dem modernen Know-how der kämpferischen Bergler von ehemals gar eine besondere Note, «die feine Schweizer Art», wie es im Werbetext heisst.

Im Zusammenhang mit dem Image der Schweiz als friedlichem Alpenland spielt das Symbol der Kuh eine wichtige Rolle. Man lässt sie im symbolischen Universum der Schweiz gemeinhin in möglichst grosser Entfernung von Beton und Banken grasen. Die hier besprochene «Kuhbismus»-Werbung bricht in ironischer Weise mit solchen Berührungspunkten und rückt Sennentracht, Kühe und Nadelstreifenanzug des Geschäftsmannes in einem Bild zusammen.

Die auf der Fotografie zelebrierte Vereinigung von Tradition und Modernität wird von der Werbung zur Bedingung für den geschäftlichen Erfolg erhoben, was sich bildlich in der dem Mann auf den Leib geschneiderten Appenzellertracht (Einmaligkeit einer regionalen Tradition) und dem Nadelstreifenanzug (uniforme Modernität der Businessclass) präsentiert. Im Werbefoto geht ein Traum in Erfüllung, es wird ein Mythos zelebriert: Indem die appenzellische Goldschmiedekunst und die kubistische Kunst mit dem Business auf ein und dieselbe Ebene gestellt werden, nimmt auch das Geschäft den Nimbus der Kunst an, den Genius der kubistischen Künstler einerseits, die Altherwürdigkeit der appenzellischen Goldschmiedekunst andererseits. Einer um die Widersprüche der Wirklichkeit verkürzten mythischen «Wahrheit», dem harmonischen Nebeneinander von Tradition und Modernität, wird dadurch Ausdruck verliehen: Im Nebeneinander von sich üblicherweise konkurrierenden Zeichensystemen geht es um eine neue Anordnung des Realitätsfeldes auf dem Hintergrund aufgebrochener traditioneller Strukturen. Doch die nahtlose Vereinigung von Tradition und Modernität ist Ausdruck eines Wunschdenkens, das nur unvollkommen die Konflikte zwischen verschiedenen Wertsystemen und Wirtschaftsformen verdeckt. Diesem Wunschdenken entgegen, dass die kubistische Kunst und die appenzellische Goldschmiedekunst – mit dem Business auf dieselbe Ebene gestellt – selbst die Eigenschaften von Waren annehmen, indem sie sich in modische Accessoires des Lifestyles verwandeln. So reduzieren sich sowohl die Appenzeller Sennentracht als auch die kubistischen Kunstwerke als Objekte des Kunstmarktes auf ihren Tauschwert. Abgelöst von der Appenzeller Sennenkultur und der kubistischen Bewegung verlieren beide

ihre Geschichte, ihren ursprünglichen Sinn. Ihre bildhafte Präsenz weist sie aus als Statussymbole in der schicken Welt des Business, die ihnen in Verbindung mit der goldenen Kuh (dem Erfolg) nunmehr einen neuen Sinn verleiht. Das Symbol der goldenen Kuh – es steht im Vordergrund des Bildes – hebt auf spielerische, ja poetische Weise sämtliche Konnotationen der übrigen Zeichen in sich auf: die goldenen Appenzellerkühe auf der ikonischen Ebene, auf metaphorischer Ebene die biblische Legende vom goldenen Kalb und auf der Ebene der Arbitrarität der Zeichen den Kubismus als «Kuh-Business» (Kuhhandel).

Im selben Masse wie der erläuternde Text einen Diskurs des Trennens führt («Sie trennen das eine vom anderen», das Geschäft vom Privaten), fügt das Bild Getrenntes, sogar Widersprüchliches auf gewaltsame Weise zusammen. Dabei unterschlägt der Mythos, dass das appenzellische Kunsthandwerk gerade infolge seiner Transformation in industriell gefertigte Massenware heute vor allem die exotistischen Bedürfnisse der Souvenirconsumenten von Zermatt über St. Moritz und Genf bis nach Tokyo befriedigt. Die millionenfache Reproduktion des appenzellischen «Kunsthandwerks», seine Funktion als Markenzeichen für die Schweiz, steht im Kontext der Simulation: So wird im Dienste der Verleugnung einer konsumistisch uniformierten Wirklichkeit auf der Ebene der Waren kulturelle Vielfalt simuliert.

Dass die Erfinder der weltmännischen Kreditkarte mit dem Rolls-Royce-Image werbehalber die Geschäftswelt an der Zürcher Bahnhofstrasse mit dem Kuhland-Image ihrer Heimat öffentlich konfrontieren, rückt nicht zuletzt einen Mentalitätswandel ins Blickfeld: Was dem Schweizer Geschäftsmann früherer Generationen auf dem internationalen Business-Parquet als hinterwäldlerisch, miefig und mistig noch Bauchschmerzen verursacht hätte, gilt der jüngeren Generation längst als modisches Accessoire, von dem sie sich nicht mehr verschämt abwendet. Dies gilt auch für den Punk mit Edelweisskostenträgern oder die gestylten Disco-Jungs mit goldenen Appenzellerkühen an den «Heavy Metal»-gewohnten Ohren.

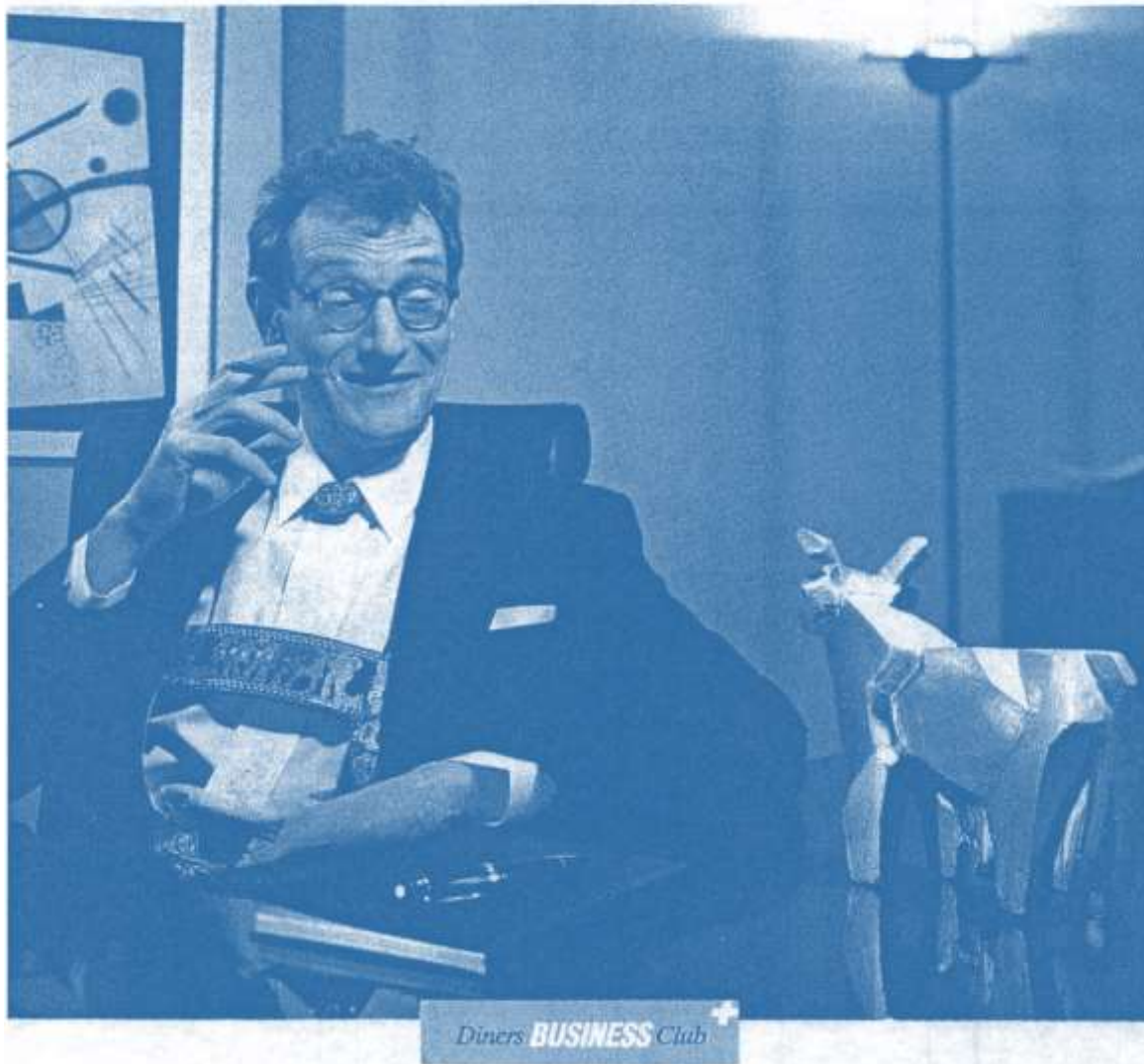
So werden im Masse ihres realen Verschwindens ländliche Traditionen zum Objekt städtischer Sehnsucht. Der Werbefachmann bringt es auf den Punkt: «Man sehnt sich nicht mehr nach dem Ferrari, sondern nach der Kuh.»

Sigmund Freud hat an zahlreichen Beispielen nachgewiesen, wie Verdrängtes, nicht Ausgesprochenes, nicht Repräsentiertes in Träumen, als Neurose oder Fehlleistung sich unbewusst und sozusagen durch die Hintertüre bemerkbar macht. Der im Begriff «Kuhbismus» verborgene Ausdruck «Kuh-Handel», als Prädikat der «feinen Schweizer Art», dürfte dafür ungewollt ein Exempel statuieren.

Kathrin Oester

K u h b i s m u s

Die feine Schweizer Art.



2 Artverwandte; Kunst und Können. Beziehungsvoll wie der geschäftliche Erfolg und die persönliche Note. 2 Parallelen, 2 Diners Club Karten. Die eine für (Business und Travel) ». Die andere ist Ihre Privatsache. Sie trennen das eine vom anderen, der Diners Club in seinen monatlichen Abrechnungen auch. Eine besondere Diners Club-Exklusivität: die 24 Airport-Club-Lounges weltweit für Diners Club Mitglieder. Übrigens: allein in der Schweiz akzeptieren über 22.000 Unternehmen die Diners Club Karte.

Wir senden Ihnen gerne ausführliche Informationen über Travel, Business, Shopping und Sport im Diners Club. Rufen Sie uns an - 01/8354141. Ausserdem finden Sie bei vielen ausgesuchten Diners Club-Partnern Kartenanträge.



Aus Opposition gegen die muffige Behaglichkeit der überladenen und schweren bürgerlichen Wohnungseinrichtungen mit sogenannten «Stilmöbeln» und gegen die falsche Wärme der nationalistischen Heimatstile fühlten sich die Schweizer Designer in diesem Jahrhundert der internationalen klassischen Moderne verpflichtet. Folglich kann gutes Design bis heute kaum in einem Sonderfall-Kontext, sondern nur in einem internationalen Rahmen gesehen werden. Deshalb sei Bottas Stuhl in die Geschichte und Gegenwart der internationalen Designerlandschaft gestellt.

«Obliqua», ein Fauteuil, der nicht transparent sein sollte, sondern schwer und gepolstert, wie es sich gehört. Er ist mit seinem Namen kongruent, denn der Fauteuil heisst nicht nur «Obliqua», sondern er ist, wie er heisst, und das heisst, er ist alle Bedeutungen des lateinischen «obliquus» und des französischen «oblique»: schräg, schief, versteckt, zweideutig, unredlich. Nomen est omen.

Er liegt auch leicht schräg in der zeitgenössischen und in Bottas Möbellandschaft. Seine Struktur kann nicht Bild oder sogar Sinnbild für Klarheit und durchsichtige Rationalität werden, sondern sie besteht aus zwei massiven Quadern: der eine dient als Fuss, und der zweite – in der schiefen Ebene zerschnitten – gibt dem Fauteuil seine Form. Botta wollte eine blockhafte Skulptur gestalten, eine abgeschlossene Form, die sich erst dann zum Fauteuil öffnet, wenn man sich auf der gefederten Sitzfläche niederlässt. Die Primärform des angeschnittenen Blocks versteckt folglich die Gebrauchsform als Fauteuil, und damit ist er ein zweideutiges Objekt.

Der Sessel ist aus schwarz lackiertem Medium-Density-Holz gefertigt, Rücklehne und Armstützen aus expandiertem Polyurethan – dasselbe Material wird für die Fertigung der Zylinder beim «Seconda» verwendet –, und der Zebrastoff bildet den Originalüberzug. Das falsche Zebra, werden viele meinen, sei nun typisch «postmodern», eine Spielerei mit echt und falsch, oder eben: unredlich. Genau dies ist nicht der Fall. Zwar konterkariert Botta mit dem Fellmuster den erratischen Block, er zerstört ihn, nimmt ihm die Härte und macht aus ihm eine Art ironischen Findling; aber der Gebrauch falscher wie echter Zebrafelle hat Tradition in der klassischen Moderne. Viele Architekten und Gestalter fanden zu ihrem modernen kulturellen Echtheitsprogramm, welches – materialgerecht mediatisiert in Eisen, Glas und Stahl – Klarheit, Transparenz, Rationalität und Funktionalität repräsentieren sollte, im natürlichen Echtheitsprogramm die kongeniale Ergänzung, und das kann wohl nur heissen: Naturmaterialien. Und was ist echter als Haut, als glattes Leder oder Tierfell? Das Echte zum Echten: wahre Kultur – die grösste Naturferne der kalten und harten Materialien – zur wahren Natur – zum Fell: das Gekochte zum Rohen. Es schlich sich die Natur nicht nur auf die Altäre, wie bei Caspar David Friedrichs Tetschener Altar

von 1808, sondern sie schlich sich über hundert Jahre danach bis ins Zentrum der Moderne vor: und zwar nicht unsere domestizierte Natur, sondern die uns unbekanntere Natur, «unser Afrika», wie Freud das Unbewusste nannte. Das Fremde in uns, das Wilde, Triebhafte, Undomestizierte brach wohltemperiert und gezähmt – eben kultiviert – in die rationalen Domizile ein, wobei es paradoxerweise dann nicht einmal so sehr darauf ankam, ob das Fell echt oder falsch war.

Ein Bild von der Wohnung der Modistin Susanne Talbot im Paris der zwanziger Jahre, als «La Revue Nègre» Treffpunkt der Schickeria und Joséphine Baker deren schwarze Göttin war, zeigt eine wahre Fellinvasion. Es gab Alvar Aaltos Möbel zebrafellgemustert oder Marcel Breuers Aluminium-Liegestuhl als Prototypen mit Zebrakissen und die berühmte Liege von Le Corbusier mit echtem Zebrafell. Sofas und Fauteuils, bezogen mit Tierfellimitationen, gehörten im Amerika des Art déco zur Ausstattung von Eingangs- und Empfangsräumen. Und ein Motel, in dem jede Suite im Muster eines bestimmten Tierfells, z.B. Tiger, Leopard, Zebra, gehalten war – selbstverständlich, um wilde Erotik zu suggerieren –, inspirierte Claes Oldenburg zu seinem «Bedroom Ensemble», welches im Museum für Moderne Kunst in Frankfurt zu sehen ist. Alle Materialien in diesem Ensemble sind Imitationen, um Natur in einem unsterblichen, zeitlosen und damit beherrschbaren Zustand darzustellen: Nichts ist «wirklich» oder «menschlich», das Schlafzimmer wird zum «rationalen Grab» (Coosje van Brüggen).

Ein Element am «Obliqua» ist typisch Botta: der «gesprengte» Rahmen. Genau dort, wo der Stuhl Zusammenhalten sollte, in der Mitte der Lehne, ist er gespalten, genau an diesem Punkt hält er nicht. Das Element der Gespaltenheit findet sich bei vielen Designprodukten Bottas, bei Lampen, Stühlen, Tischen. Architektonisch taucht es bereits an einigen Bauten Louis Kahns auf, es gehört konstitutiv zur Architektur Bottas und, als «gesprengter Giebel», zum «postmodernen» Vokabular. Botta macht jedoch durch das magische Nicht-Halten in der Mitte aus seinen Objekten eine Art Diptychon: ein Zwillingenbild, das eine zentrale Frage aufwirft: Teilung oder Verdoppelung, Dr. Jekyll oder Mr. Hide?

Alois Martin Müller

oben links:

Möbel von Alvar Alto im Corso-Dancing
(heute Mascotte), um 1934

unten links:

Der Fauteuil Obliqua aus dem Jahre 1988 von
Mario Botta (Foto: R. Sellitto)

rechts:

Esszimmeranordnung im Wohnbedarf-
Laden Zürich, um 1934



Kehrwerte

GOTTHARD. Merkwürdig, wie ein Wort, ein einziges Wort auf den Menschen, oder präziser, auf die Schweizerin, den Schweizer wirken kann. Ein Zauberwort, dieser Gotthard. Voll von Bildern und Gefühlen, voll an Gewicht und Bedeutung. Angstraum, geschmiedete Brücke zwischen Nord und Süd, Gründungslandschaft, europäische Mitte (wie der Brenner für Österreich), Kreuzpunkt, Festung, Urquell, Mythos mit beschleunigender Integrationskraft, Wurzel der kleinstaatlichen Existenz, Transit, Stau, Horror. «Häh?», «Wie?», «Was haben Sie gesagt?». Am Wochenende ist es besonders schlimm. Sie donnern talwärts, donnern bergwärts. Man versteht sein eigenes Wort nicht mehr.

Kehrwerte stehen im Raum, Kehrwerte stehen im Kopf. EX ALPIBUS SALUS PATRIAE notierte Philippe-Sirice Bridel – er machte sich verdient für die innere Zugehörigkeit der Suisse Romande zur Eidgenossenschaft – vor rund zweihundert Jahren. Aber die exponierten Sujets haben inzwischen gewechselt. Das Gegenteil von Gipfelpunkten und Höhenwegen ist eingefahren. Doch nicht nur frühere Kristallisationen am Berg, Ästhetisierungen und Ideologien machen nun das Reziproke, die Fragmentierung und Malträtierung am Berg so überdeutlich, sondern noch mehr die ernüchternde und leidvolle Alltagserfahrung. Derweil war doch Gotthard eben noch die tief ins Gedächtnis dieser Nation eingeschriebene Assekuranz. Ein Sonderfall für den Versicherten.

CETELCO CTO 902. Walter Z. ist Aussendienst-Mitarbeiter eines grösseren Industrieunternehmens in der Ostschweiz. Um rechtzeitig zu einem Kunden im Welschland zu gelangen, musste er schon frühmorgens mit dem Auto wegfahren. Jetzt, kurz nach 10 Uhr, ist er bald an seinem Ziel. Zu dumm, dass die Managementbesprechung erst um 9 Uhr morgens begann. Da wurden doch die letzten Zahlen für die detaillierte Offerte besprochen, die er jetzt dabei haben müsste... Aber nein! Seit einem Monat hat Walter Z. doch ein Mobiltelefon Cetelco CTC 902 samt Datenanschluss für Faxgerät und Computer im Auto eingebaut. Das Autotelefon summt, die Sekretärin seines Chefs ist «am Draht». Walter Z. hält bei nächster Gelegenheit an, schaltet seinen Notebook-Computer mit eingebautem Modem zu und beobachtet fasziniert, wie der Grossrechner seiner Firma Daten per Natel-C an seinen Notebook zu übertragen beginnt. Nach zwei, drei Minuten ist schon alles im Kasten. Anschliessend werden ihm noch einige Diagramme und letzte Instruktionen auf sein ebenfalls am Autotelefon angeschlossenes Faxgerät übermittelt. Pünktlich um 11 Uhr betritt Walter Z. beim Kunden das Besprechungszimmer. Weil er alle Daten der Offerte bis ins letzte Detail vorlegen kann, ist der Auftrag um 12 Uhr erteilt. Grund zum Feiern – man geht in ein gutes Restaurant essen. (Die Geschichte verdanken wir dem Info-Magazin „Mobile Kommunikation“ zur Sonderausstellung an der Fera '91 in Zürich.)

TANKLASTER. Ritual des Übergangs. Ikon und Symbol von Bewegung, Durchfahrt, Flüchtigkeit, Jagd, Fragmentierung, Unterwegssein. Mobilität als verbindliche Abmessung und Orientierung. Analogie zum eigenen Ich. Selbstdarstellung unserer Beziehung zur Welt.

Die Leitplanken und Verkehrsregeln sind anders geworden, sind losgelöst von tradierten Einbindungen und Bezügen zu Ort und Nachbarschaft. TANKLASTER, auch Ritual einer Technologie, die auf Überwindung herkömmlicher sozio-ökonomischer und kultureller Ordnungen setzt. Überfahren, verlassen, beschleunigen. Die Gewöhnung an den neuen Totalitarismus ist nur eine Frage der Zeit, vielleicht *die* Frage der Zeit? TANKLASTER, ein mächtiger Spiegel von Selbst-Bewegung und aktueller Finalität des Raumes, der Welt.

Peter Röllin



*Felix Stephan Huber, Tankkaster,
Fotoprojektion, 295 x 424 cm,
Eigentum der Schweiz. Eidgenossenschaft*

Ausflug nach Toxicobank City

Sind Sie schon einmal beim «Platzspitz» in Zürich oder beim «Kocherpark» in Bern bummeln gegangen? Ich ja. Es war an einem Montag im Januar. Wir drehten dort einen Film. Der Kameramann war Franzose. Am Nachmittag war der Ort in blasses Sonnenlicht getaucht. Trauben von Jugendlichen sammelten sich da und dort, sogar Hunde waren dabei. Aber nicht ein einziger alter Mensch. Nicht eine einzige Frau mit Kinderwagen, wie man sie für gewöhnlich in unseren schweizerischen Parks sieht. Man erklärte mir, dass in den Strassen nahe dem «Kocherpark» die Leute misstrauisch, ja verängstigt seien. Dass gewisse Dealer ihren «Stoff» auf der Suche nach ein paar blauen Scheinen spazieren führen, nur um das Abenteuer fortsetzen zu können, und dass sie zu allem bereit seien. Zu Beutezügen in den Schulen, zum Beispiel.

Später traf ich Lidia, sie war schön. Sie willigte ein, vor der Kamera zu reden. Ich fragte sie, wieviel sie pro Tag ausbeute, sie gestand, durchschnittlich 300 Schweizerfranken zu benötigen, und dann, plötzlich jeden Stolz vergessend, gab sie zu, sich zu prostituieren, um den Stoff zu beschaffen. Regelmässig. Mehrmals in der Woche. Wo? «Hier. In der Nähe. Gleich neben dem Bundeshaus», erklärte Lidia. Und es stimmte. Jungen und Mädchen, die noch nicht verwüstet und damit unerwünscht sind, zerstören sich zweimal. Einmal, indem sie ihren Körper verkaufen. Ein zweites Mal, indem sie ihn mit Spritzen durchlöchern. Manche stehlen. Oder terrorisieren Passanten. Oder richten ihre Familien zugrunde.

Dann war da Christian, 33jährig. Er hätte ein Schulfreund sein können. Sein Körper war zum Skelett abgemagert, die Augen verstört. Er hatte nichts dagegen, interviewt zu werden. Aber gerade bevor er ins Bild kam, packte er eine Spritze und injizierte sich seine Dosis in den Hals ... Die Venen in seinem Gesicht schwellen an. Der Kameramann war entsetzt. Dabei hatte er etliche Kriege gesehen!

Diese Bilder im «Kocherpark» konnten wir dank der Berner Polizei drehen. Sie war es, die uns mit einem der dortigen Anführer zusammenbrachte, einem Jungen von gerade eben zwanzig Jahren. Die Polizei beruhigte uns: «Mit ihm riskieren sie nichts, er wird sich um Sie kümmern.» Und das tat er. Er führte uns überall hin, leitete das Manöver der Dreharbeiten wie ein Profi. Auch er war ein «Drögeler». Aber noch nicht so verwüstet wie viele andere. Später erfuhren wir, dass er der Sohn eines hohen Schweizer Politikers sei, eine Sache, über die wir Stillschweigen versprochen haben.

Der Umsatz des «Kocherparks» und des «Platzspitz» ist vom Magazin ‚Cash‘ errechnet worden. 100 Millionen Franken jährlich! Besser als die Migros. Das zeigt das andere Gesicht der Drogenrealität auf. Ein kolossaler Umsatz. Ein gewaltiger Devisenverkehr. Aus der Türkei und aus Kolumbien, aus Afghanistan und Jugoslawien strömen die Rauschgiftdollars

von jeher in die Schweiz und in andere westliche Geldwäschereien wie Luxemburg und Österreich.

Die Leute, die diese Megasummen verwalten, setzen nie einen Fuss in den «Kocherpark». Skrupel haben sie keine, nur die Milliarden, die durch ihre Hände gehen und deren Herkunft zu kennen sie heftig bestreiten. Sie sind übrigens die einzigen, die es nicht wissen.

In Zürich haben wir einen Kurier getroffen. Er war Libanese. Sein Metier war es seit zehn Jahren, für eine der grossen Drogengeldwäschereien, die anlässlich des Kopp-Skandals reichlich in der Presse erwähnt wurden, Geldtransporte durchzuführen. Dieser Mann, dem auf einmal bewusst wurde, welch abscheulichen Beruf er ausübte, gestand uns: «Ich habe wohl zwischen 300 und 500 Millionen Dollar in vier Jahren im Auftrag der Firma XY von Zürich nach New York transportiert.»

Gleichzeitig tragen in Zürich die Banken mit der ganzen Überheblichkeit, die am Limmatufer zu Hause ist, ihren Reichtum zur Schau. In Genf ebenfalls. In den Flughäfen dieser Städte rackern sich mutige Männer ab. Sie schnappen Kokainschmuggler, einen nach dem andern. Doch diese Polizeibeamten geben unumwunden zu: «Man bekommt auch die Moneten zu sehen, ganze Koffer voll Geld, aber man kann nicht eingreifen, und niemand tut etwas.» Sie sind beunruhigt und machtlos.

Wer die Drogengeschäfte studiert hat, weiss es: Das Rauschgift tötet dreimal. Einmal physisch. Durch Überdosis oder Entkräftung. Ein zweites Mal, wie Lidia und wie die kleinen Dealer, durch die Art der Verhältnisse, die die unwiderstehliche Sucht nach Stoff in ihrem Umfeld erzwingt: Prostitution, Diebstahl, Erpressung, durch Lügen verzerrte Liebesbeziehungen. Und schliesslich der dritte Tod, das Drogengeld. Es sind Unsummen, die mit voller Kraft auf unsere Institutionen einprasseln, um sie zu korrumpieren. Weder die Justiz noch die Politik können ihnen auf Dauer widerstehen, wie in Kolumbien, im Libanon, in der Türkei. In der Schweiz und in unseren europäischen Nachbarländern hat dieser furchtbare Prozess des Verfaulens auch schon begonnen. Alles wird sehr schnell gehen.

Von allen Toden ist es dieser dritte – der Tod der Demokratien –, der unsere Politiker aufschrecken müsste. Aber ihnen, die dafür bezahlt werden, Mandate und Stimmen zu ergattern, wachsen ihre Aufgaben weit über den Kopf. In Zürich und in anderen Städten, wo das Übel besonders tief sitzt oder besonders gut sichtbar ist, haben die resignierten Machthaber ihren Pakt mit dem Teufel geschlossen. Sie machen die Augen zu, damit man ihnen Beifall zollt. «Liberalisiert die Droge», das heisst klar ausgedrückt: «Krepiert doch alle!» So zu reden, dafür sind sie gewählt worden. Schönes Programm

...

Pascal Auchlin



Der kulinarische Reiz des Fremden: Nur der Bauer frisst nicht, was er nicht kennt...

Weltoffen sein. Fremde Kulturen kennenlernen. Mit den alten Gewohnheiten brechen. Gebieterisches Programm in einer Epoche, in der ein Grossteil der Schweizer und Schweizerinnen spürt, dass Selbstbezogenheit und Verherrlichung des «Sonderfalls Schweiz» nicht mehr zeitgemäss sind.

Es gilt also, sich in Einklang zu bringen mit dem vorherrschenden politischen Trend. Über die Grenzen hinauszublicken, den anderen zu akzeptieren, ihn sympathisch zu finden und zumindest so zu tun, als würde man seine Werte anerkennen. Das heisst, wir müssen uns etwas vormachen, um uns etwas vorsetzen zu lassen. Uns vormachen, dass wir, auch wenn es für weite Reisen nicht reicht, die uns Gelegenheit bieten würden, fremde Menschen zu treffen, fremde Töne zu hören und fremde Gerüche einzusatmen, dennoch die Ferne geniessen können, indem wir Speisen verzehren, die nach ausländischer Art zubereitet sind. So werden denn im Fernsehen chinesische Gemüse von einem «kleinen» Franzosen (einem ziemlich untypischen übrigens, trägt er doch sein Béret nicht nach der französischen «Kulturnorm»!) in chinesischer Sprache präsentiert, die Zubereitung «à la provençale» preist ein französisch parlierender uriger Mexikaner an, und eine lächelnde Chinesin empfiehlt auf Spanisch das mexikanische Gericht. Indem man die Nahrung des anderen einnimmt, eignet man sich in einem Akt symbolischer Menschenfresserei einen Teil seiner Identität an. Schon Feuerbach hat ja gesagt: «Der Mensch ist, was er isst», mit anderen Worten: «Sag mir, was du isst, und ich sage dir, wer du bist.» Im erwähnten Fall ist die Identifikation unvollkommen, denn die drei Darsteller sprechen die Sprache des jeweils anderen recht unbeholfen und jeder mit seinem eigenen typischen Akzent. Dennoch wirkt der Zauber: Wer es wagt, das Essen anderer zu kosten, schluckt mehr als bloss Kalorien; er dringt in eines der Geheimnisse seines kulturellen Vorbildes ein – seine Zunge, seine Sprache.

Überbewertung des Unterschiedes. Verlangen nach dem anderen, das bis zur Beherrschung einer neuen sprachlichen Ausdrucksweise geht, die als wesentliches Merkmal für das Anderssein gilt.

Doch um was für ein Produkt zu verkaufen? Ganz einfach ein paar Gemüse, «gartenfrisch, in fünf Minuten zubereitet». Da steht nun also die sprachliche Verschiedenartigkeit im Dienst einer einzigen, banalen und zweckgebundenen Aussage: Die Form ist zwar unterschiedlich, doch der Inhalt identisch. Ob provenzalisch, mexikanisch oder chinesisches, die Gemüse haben einen gemeinsamen Vorzug, den alle Vertreter der bodenständigen Schweiz und Besitzer eines zum Gemüsegarten umgestalteten Fleckchens Erde zu schätzen wissen: sie sind «gartenfrisch». Das Exotische wird also annehmbar, wenn es sich mit vertrauten Charakterzügen präsentiert. Eigentlich wäre eine kurze Beschreibung des spezifischen Ge-

schmacks jeder Zubereitung zu erwarten gewesen. Um den Klischees zu frönen, hätte man sagen können, das provenzalische Gericht sei mit Knoblauch gewürzt, das mexikanische gepfeffert und das chinesische mit Soja bereichert ... Stattdessen zeigt man bloss drei merkwürdig ähnliche Packungen, auf denen auf weissem Tellergrund drei fast austauschbare Gemüsesortimente abgebildet sind, wobei die gleichen Farben dominieren: rot, grün und gelb. Das einzige, was zählt, ist also ihre gemeinsame Eigenschaft: sie sind «gartenfrisch».

Die Exotik bringt uns also zum Träumen. Sie ist sogar ein Verkaufsargument. Fühlen sich in der modernen Gesellschaft nicht alle aufgeklärten, freien Konsumenten von exotischen Erlebnissen angezogen? Nur der Bauer frisst nicht, was er nicht kennt ... Es ist nicht mehr notwendig, eine lange (einführende) Reise in fremde Länder unternommen zu haben, um den Widerwillen, den das Andersartige auslöst, überwinden zu lernen und sich das Brechen von Nahrungstabus zu erlauben. Das Gefühl der Gleichheit, das die Erklärung der Menschenrechte vermittelt, legitimiert heutzutage die kulturelle Neugier, und die Akzeptanz des Fremden äussert sich auch in der Lust, neue Gaumenerlebnisse mit ihm zu teilen.

Zweifellos. Doch das Misstrauen bleibt. Damit die fremde Speise als geniessbar gelten kann, muss man darin einen gemeinsamen Nenner mit unserer eigenen finden. So ist der Andere unter der Bedingung, dass er der Gleiche wird (wie wir), uns willkommen. Der Widersinn spiegelt den ganzen Schweizer wider: Er rühmt sich seines eklektischen Geschmacks, verträgt aber nur, was im eigenen Garten wächst.

Gilbert Rist



Er fühlt sich nur wohl in der freien Natur, im Wald oder in den Bergen. Er bastelt gerne und weiss sich in jeder Situation zu helfen. Er ist, tief im Herzen, ein Pfadfinder geblieben: In Anwesenheit von Frauen gerät er leicht ins Stottern. Er kämpft für das Gute, gebraucht keine (Schuss-)Waffen und setzt sich für humanitäre Anliegen ein, für Gerechtigkeit und Frieden und die Bewahrung der Schöpfung. Das leuchtendrote Taschenmesser mit dem Schweizer Kreuz ist sein Talisman und bevorzugtes Arbeitsgerät. Er ist – nein, kein Schweizer, sondern Amerikaner, heisst MacGyver (Vorname unbekannt) und ist der Held einer TV-Abenteuerverserie, die bei Jugendlichen in Übersee wie in Europa äusserst beliebt ist. Auch in der Schweiz – vor allem in der Westschweiz, wo die Serie bis vor Kurzem täglich auf dem einen oder anderen Fernsehkanal zu sehen war. «MacGyver» ist im letzten Winter nach rund sieben Jahren Laufzeit vom Programm der amerikanischen Fernsehstation ABC abgesetzt worden. 139 Episoden erzählen eine lange Geschichte.

Helden sind mythische Figuren. Sie tragen neben den menschlichen immer auch märchenhafte, idealisierte Züge. Was MacGyver verkörpert, ist das Bild des aufrechten Amerikaners, des Pioniers und Abenteurers. Gleichzeitig aber auch das Urbild des edlen Ritters ohne Furcht und Tadel. Kommt dazu, dass MacGyver ohne Waffen auskommt und nur mit «Köpfchen» und seiner ausgeprägten Bastelbegabung gegen das Böse in der Welt antritt. Das allerdings ist einem nationalen Selbstbild entlehnt, das uns nicht ganz fremd sein dürfte. Verkörpert MacGyver nicht in geradezu idealtypischer Weise den «guten Schweizer» und Menschenfreund, der sich selbstlos für andere einsetzt, Streiffälle als neutrale Instanz zu schlichten versucht und in aller Welt für mehr Respekt gegenüber dem Mitmenschen, für Freiheit und Demokratie einsteht? Es ist kein Zufall, wenn in den USA (wo TV-Serien längst zur anerkannten Alltagskultur zählen) «MacGyver» zu einem geflügelten Wort geworden ist. Es bezeichnet einen geschickten Handwerker, aber auch mit mitfühlendem Spott den allzu vertrauensvollen Naivling, den man mit Leichtigkeit um den Finger wickeln kann. Und bestimmt kein Zufall ist es, wenn das Schweizer Offiziersmesser als ständiger Begleiter des Helden in jeder zweiten Episode eine wichtige oder gar entscheidende Rolle spielt. Es zerschneidet Fesseln, öffnet Vorhängeschlösser oder löst die Schrauben von Schachtdeckeln oder anderen Fluchthindernissen. Und es rettet Leben: In einer Episode träumt sich MacGyver in den Wilden Westen zurück und wird mit einem professionellen Killer konfrontiert, der ihn kaltblütig niederschiesst. Trüge er nicht das handgefertigte Taschenmesser auf sich, das ihm ein Schweizer Auswanderer namens Emmentaler (!) geschenkt hat, so ginge die Kugel ins Herz. Nicht stören darf dabei ein anachronistisches Detail: Die Traumepisode spielt nach dem amerikanischen Sezessi-

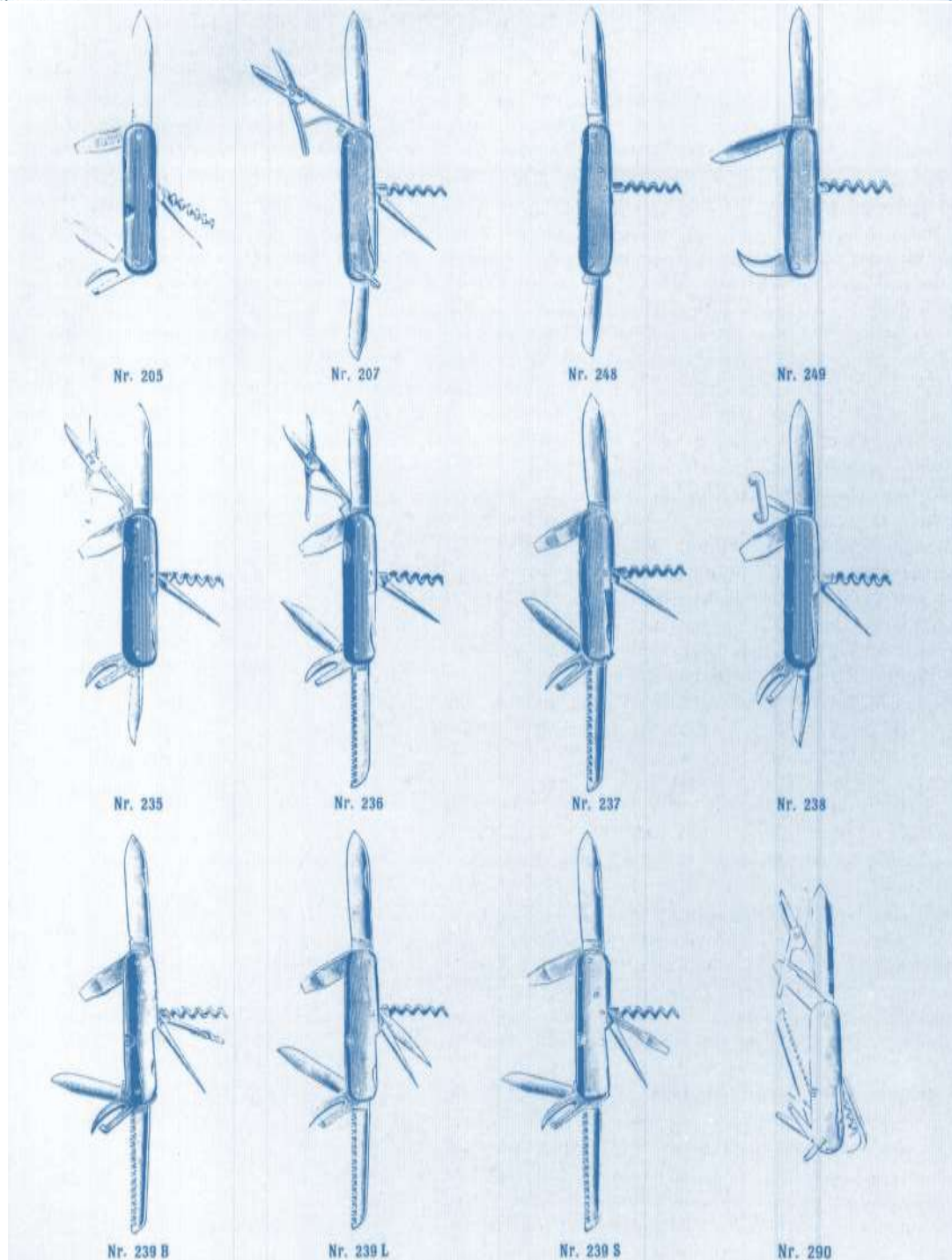
onskrieg, also etwa 1865. Die ersten Schweizer Offiziersmesser aber wurden um 1890 produziert.

Stephen Downing, der Produzent der Serie, bestätigt den gezielten Einsatz des «Swiss Army Knife» in «MacGyver». Es handle sich hier um ein Objekt, mit dem sich das amerikanische Publikum leicht identifizieren könne. Seine legendäre Bedeutung stimme in idealer Weise mit dem Anforderungsprofil des Helden überein: «It is very natural that he carries the knife.» Und doch verliert MacGyver in einer Episode, die in der Schweiz (!) spielt, sein Messer und ist im entscheidenden Moment auf die Hilfe der Umstehenden angewiesen. Selbstverständlich trägt eine(r) den Hegel bei sich und reicht ihm dem Helden, der sich mit einem ehrfürchtigen «Oh, das Original!» bedankt.

Wie weit die Identifizierung von Held und Attribut gehen kann, zeigt sich dort, wo dem Guten ein Bösewicht von gleichwertig mythischem Format gegenübersteht. Seine Waffe ist – wen wundert es? – ein riesiges Schlachtermesser. Und plötzlich bekundet der Held etliche Mühe, mit seinem kleinen roten Wunderding gegen den übermächtigen Feind anzukommen. Andere Parallelen lassen tief blicken und enthüllen die «dunkle» Seite des Fernsehhelden: Geradeso, wie das Schweizer Offiziersmesser seine Herkunft aus dem Kriegshandwerk nie ganz verleugnen kann, hat auch der scheinbar so unabhängige MacGyver seine militärische Vergangenheit. Vietnamveteran ist er und hat «drüben» bereits so manche Bombe entschärft. Und die Brötchen verdient er sich bei einer mysteriösen Institution, «Phoenix Foundation» genannt, deren Wurzeln in den Kalten Krieg zurückreichen und mit denen des (realen) amerikanischen Geheimdienstes CIA verknüpft sind. Ein Agent ist MacGyver letztlich – genauso wie sein grösserer und auch etwas zynischerer Bruder James Bond! Was das Messer betrifft, so hat sich dessen legendärer Ruf durch die Serie durchaus gefestigt. Und auch in Europa sind Einflüsse spürbar. Bei der grössten Herstellerfirma, der Victorinox in Schwyz, denkt man zwar nicht daran, den (hierzulande doch beschränkten) Bekanntheitsgrad von «MacGyver» nutzbringend ein- und umzusetzen. Bei der Messerfabrik Wenger in Delémont dagegen war zu erfahren, dass Kinder und Jugendliche in den einschlägigen Geschäften nicht mehr nach dem authentischen Offiziersmesser fragen, sondern immer häufiger nach dem originalen «MacGyver-Messer»...

Ursula Ganz-Blättler

Messer- & Werkzeugfabrik **Karl Elsener, Ibach-Schwyz** Fabrique de coutellerie
 (Schweiz - Suisse)



Am Anfang waren die Fehler, die den Maschinen sozusagen als menschliche Schwächen innewohnen, das Interessante: Wie schnell muss die Kamera hin- und hergeschwungen werden, damit die Bilder verschwinden – die gewohnten Bilder mit den gewohnten Umrissen und festen Rändern –, um zu neuen Bildern zu werden, aufgelöst, randlos, bezugslos. Farbige Streifen die Kleider, die Wiese, die hüpfenden Füße, verzerrte, furchige Wülste um schimmernden Perlmutter, der rote Mund mit den weissen, speichelumspülten Zähnen. Ebenso kippt das Auge der Kamera bei zuviel Nähe; wo sie gerade noch genau hinsehen konnte, bricht der Blick auf einmal bei einer letzten Bewegung, und es bleiben unscharfe, dunkle Konturen zurück, das war einmal ein Gesicht, ein Fahrrad, eine Tulpe.

Am Ende aber steht die perfekte Kamera, schneller als das Auge. Was dieses, schon neidisch geworden, auch gerne wahrgenommen hätte, erschaut mühelos die hochdiffizile Videokamera. Sie nimmt Umrisse, Ränder, Farben und Formen wahr, welche sonst höchstens dem Mikroskop abgerungen werden können. Allerdings geht das Mikroskop zu weit. Nicht in die Poren als entmaterialisierte Körper, als gänzlich neue Wahrnehmungsebene will das Auge hineinsehen, auch nicht die Haarwurzel zum monströsen Schilfgras verfremden, aber die feinen Krater auf der Oberfläche der weichen, sonst glatten Haut entdecken und Härchen, die sich davon wegspreizen. Augen in den zittrigen Fingern, die darüber streiche(l)n. «Pickelporno», das Video, zeigt in Wahrheit einen einzigen Pickel, der sich rot an einer Wade breitgemacht hat und den erst noch ganz nebenbei, ansonsten ist die Haut der beiden tastenden und seufzenden nackten Menschen eine Landschaft aus Falten, Härchen, kleinen Kratern. Runde Formen, schwebende Körper, sich drehende Gliedmassen, Brustwarzen, Orangen, Schenkel-Innenseiten, grüne Slips aus Balkongras, offene Lippen, Zungen und suchende Finger sind zu sehen. «Pickelporno» ist selbstverständlich kein Porno. Der Menschen Würde wird durch den ästhetisierten Blick Genüge getan. Sinnlichkeit drückt sich auch in «Pickelporno», wie in so manchen, künstlerischen Verarbeitungen unserer Zeit, in impressionistischen Farbübergängen, in tänzerischen Bewegungen, in rhythmischen Schnitten aus. Aber weiter ist nicht das Verbergen aller störenden Details, auch nicht deren Verabsolutierung durch Verklärung Motor, sondern die Erforschung der natürlichen Zustände, die sich einem teilnehmenden, neugierigen Blick enthüllen. Die Scham ist nicht dabei, der paradiesische Zustand erlaubt es, aus allen Töpfen zu naschen. Nicht Natur, aber Zusammensetzungen aus Instinkt, Ästhetik und Rationalität bilden die Grundfesten der Ristschen Bilder. Das Video ist ihr suchendes Auge, ihr verlängerter Tastsinn, ihr offenes Ohr, «wie in einer kleinen Handtasche hat alles Platz», sagt Pipilotti Rist. «Inzwischen

hat sich das Forschungsfeld feministischer Videokünstlerinnen von der Dekonstruktion geschlechtsspezifischer Rollenzuweisungen hin zu einer fundamentalen Untersuchung von weiblicher Identität und Sexualität verlagert«, schreiben Mindy Faber und Kate Horsfield von der Video Data Bank, Chicago, und an einer Vernissage anlässlich einer Installation von Pipilotti Rist nannte eine Rednerin dies sinngemäss den Übergang von den schmallippigen, freudlosen Feminismusdebatten der siebziger Jahre in die selbstsichere, weibliche Sinnlichkeit der Neunziger. Die Suche nach diesem Ausdruck von Gefühl und Sinnlichkeit bedient sich hier der Mittel des Sammelns, der Erfindung von sinnmachenden Neuigkeiten durch andersartige Arrangements, lebt von der Freude des Wiedererkennens, der Lust am Gefallen. Die Orientierung in der Videowelt der Pipilotti Rist findet nicht anhand von Entzauberung, anhand der Freilegung des Objekts, unter Zuhilfenahme des konzeptuellen Verbotes von fabulierender Ornamentik statt. «Als Mischform von Kunst und Populärkultur war Videokunst von Beginn an postmodern» (Chris Strayer in: «Sexuality and Video Narrative»). Zugleich Einsicht und Voraussetzung einer Rezeption von Videokunst am Ende technischer Erfindungseuphorie und der verzweifelten Suche nach Inhaltlichkeit. Das Ende des Zwanges auch, um jeden Preis originell zu sein.

Erika Keil



*Pippilotti Rist, Pickelporno, Video,
13 Minuten, Betacam SP und 16 mm Faz*

In Heimatkunde und Geografieunterricht haben wir Schweizerinnen und Schweizer gelernt, dass beispielsweise der Rhein im Norden unser Land begrenzt. Vergessen Sie das, denn es gehört zu einer Geografie aus der Frühzeit der Telefonie. Es braucht so wenig, um jene geografischen Linien, die die Schweiz vom ausländischen Ausland trennen, wieder in normale Flüsse, Seen und Gebirgszüge zurückzuverwandeln. 77 von Menschenhand geschaffene Himmelsgebilde genügen. Mit 77 Satelliten in erdnahe Umlaufbahn lässt es sich von jedem Punkt der Erde aus ohne Kabel und Draht kommunizieren, Rhein hin, Le Doubs her. So sieht es das Projekt Iridium unter der Leitung der amerikanischen Firma Motorola vor. Mit Computern im handlichen A4-Format oder noch kleiner werden Informationen in gesprochener und geschriebener Form, als Bild oder bewegte Videosequenz über Radiofrequenzen durch den Äther geschickt, an allen Grenzgewässern, einschliesslich Bodensee und Lac Léman, vorbei. So sieht es Larry Ellison voraus, der Generaldirektor eines der weltgrössten Softwarekonzerne. An der technischen Umsetzung beider Szenarien wird zwar noch gefeilt. Der letzte Schliff wird aber unabwendbar in den nächsten paar Jährchen vollbracht sein. Man spricht von 1997. Der Rhein wird dann wieder nichts anderes sein als ein Fluss, der zweifach im Kanton Graubünden entspringt und 1'320 Kilometer später vielfach in die Nordsee mäandert. Kurzum, die Kommunikations- und Informationstechnik mag sich nicht um unsere in zahllosen Schulstunden gewonnenen Kenntnisse über die Umriss des Schweizerlandes kümmern.

So viel vorderhand zur Geografie. Werfen wir nun einen Blick auf die Wirtschaft und das Leben im weiteren Sinn. Es ist undenkbar, dass das Finanzgeschäft ohne globale Kommunikation auch nur annähernd so blühen könnte, wie es eben blüht. Da sitzen die Wertpapierhändler der Banken, auch der Schweizer Banken, in global standardisierten Büros und – von individuellen, aber letztlich bedeutungslosen Variationen abgesehen – in einheitlicher Manier vor ihren Bildschirmen. Ein Tastendruck da, ein Mausklick dort, und schon kommen Börsenkurse, Bilanzzahlen, Empfehlungen, Bewertungen, Firmen- und andere Nachrichten, Angebote und Anfragen aus London/New York/Singapur etc. angerast. Diese Informationen, mittlerweile ein zentraler Produktionsfaktor im Wertschöpfungsprozess, sind die notwendigen Ingredienzen, um vom Schreibtisch aus am Weltgeschäft teilzuhaben. Über Kupferleitungen und Glasfaserkabel, via Satelliten und dicke Kabelstränge auf den Meeresboden wird die Wirtschaftswelt im Allgemeinen und der Finanzkosmos im speziellen als Tabellen, Kurven oder bunte Grafiken in zwei und drei Dimensionen mundgerecht auf das Pult serviert.

Das ist zwar förderlich für den wirtschaftlichen Stoffwechsel, auch den schweizerischen, bringt dafür aber anderes durcheinander. Es ist nämlich so, dass die Maschinerie für die ra-

sche Vermittlung von Informationen jedweder Art nur dann funktioniert, wenn sie global geregelt wird. Zu diesem Zweck weben Gruppen jenseits von Reisepässen und Steuerdomizil unaufhörlich an einem einheitlichen Normenkleid für die weltumspannende Kommunikation, auf dass der Mann in London/New York / Singapur etc. die Frau in Zürich / Basel / Genf elektronisch auch verstehe. Für Ansprüche kleinräumiger Neutralität ist da kein Sonderplatz vorgesehen. Vielmehr beanspruchen diese supranationalen Gebilde nun ihrerseits den Status der Neutralität, der grossräumigen Neutralität. Das hintertreibt die seit Marignano gepflegte Da-halten-wir-uns-raus-Haltung. Das nagt am «urhelvetischen» Selbstverständnis. Doch umgekehrt würde die lieb gewordene Rolle der Zuschauer, die sich aus den Händeln anderer heraushalten, in der globalen «Informationsgesellschaft» schlimmer als ein Marignano in neuzeitlichem Gewand enden: Sie führte direkt ins – ebenso «urhelvetische» – Alptraua der Abhängigkeit und Fremdbestimmtheit. So oder so, der Boden der nationalen Identität wird in der technischen und wirtschaftlichen Moderne dünn. Und er wird immer dünner, je mehr sich die kommunikationstechnische Globalisierung auch in den Köpfen einnistet. «Einmal geschaffen, geht jede Technik mit der ihr eigenen unerbittlichen Logik weiter, bis sie schliesslich den Wertvorstellungen einer Kultur eine neue Ordnung gibt.» So die Zusammenfassung des unabwendbaren Prozesses vom Technophilosophen J. David Bolter.

Soviel zum Homo helveticus auf der Kippe zum Weltmenschen. Dazu noch eine geografische Bemerkung: Gleichsam hinter den informations- und kommunikationstechnischen Wandlungen nimmt eine neue Landeskunde Gestalt an. Sie orientiert sich nicht an topografischen Eigenschaften von der Art der Gewässer und Gebirge. Ihr Referenzraster ist vielmehr eine Topografie der Informationsverteilung. Da sind auf der einen Seite jene, die technisch vermittelt Zugang zu Informationen haben. Und da gibt es die anderen, die die Informationen und das dafür nötige Rüstzeug nicht haben. In der neuen Schweizer Geografie verlaufen die Grenzen quer durch unser Land. Für die einen wird das Ausland zum Inland, für die anderen das Inland zum Ausland.

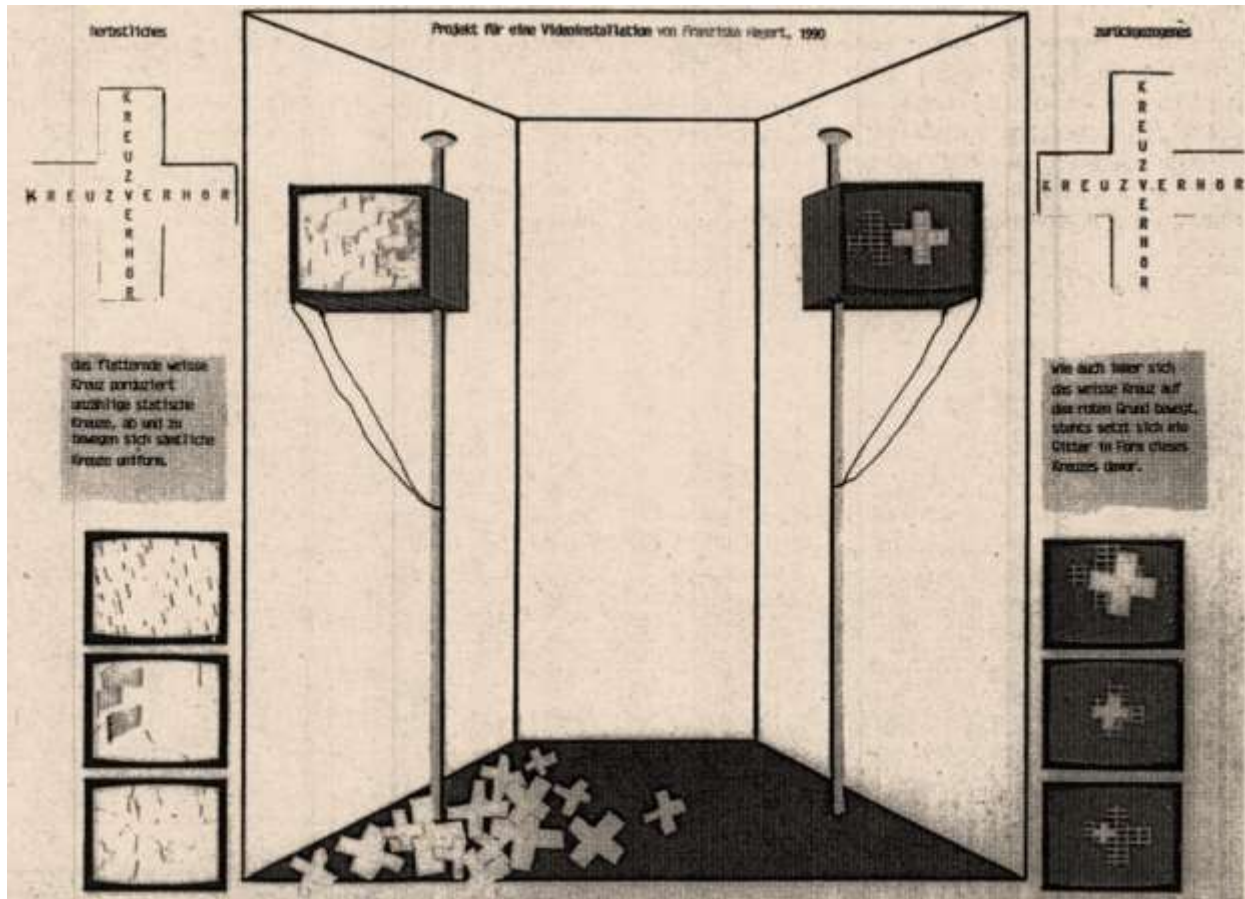
Markus Stadler



Der Sonderfall, ein Nachruf

Ablehnung fremder Richter – Abseitsstehen – Albanisierung – Alpen – Alpenfestung – Altersasyl – Anomalie – Anregung geben, nicht zuletzt den farbigen Völkern – Antikommunismus – Antithese – Arbeitsethos – Armbrust – Asylsuchende – Balkon Europas – Ballenbergisierung – Bankgeheimnis – Berge – Bernhardiner – Beutemachen – Binnenlage – Birchermüesli – Brücke und Bollwerk im Herzen Europas – Bruder Klaus – Bund von Bauern – Calvin – Chalet – Chemie – Demokratie zwischen totalitären Staaten – demokratische Politik des Masses und der Mitte – denkfaule, herzlose Saturiertheit – direkte Demokratie – Diskurs in der Enge – Disneyland Europas – Dominanz des Mittelstandes – Dorftrottel Europas – Drehscheibe – Dürrenmatt – Eidgenossenschaft – Eigenbrötleri – Eigensinn – Einheit in der Vielfalt – Endstation – Enge – Erster August – Erwerbssinn – europäischer Kurort – europäische Pioniernation – europäische Sendung – Europe en miniature – Europens Felsenburg der Freyheit – ewiger Samenbehälter der Weltfreyheit – Fehlen einer gemeinsamen nationalen Kultur – fehlender Ausdehnungsdrang – fehlende Selbstkritik – Fichen – Filz – Finanzplatz – Fleiss – Flüchtlingsland – Föderalismus – Föderation neben zentralistischen Nationalstaaten – Fondue – Formel für die Vereinigten Staaten von Europa – Franken – Frauenstimmrecht – freiheitsliebend – Fremdenpolizei – Friedensbastion – friedliches Nebeneinander verschiedener Sprachgruppen und Kulturen – Frisch – fruchtbarer Kompromiss – Gefall- und Selbstbeweihräucherungssucht – Gegenbild des nationalistischen Europa – Gegenläufigkeit – gegen den Strom – geistige Mittlerin zwischen den europäischen Kulturen – Geld – Geldgier – Geldwäscherei – Gemeindeautonomie – General Guisan – geschichtliche Abdankung – gesondertes Volk Gottes – Gleichgültigkeit – Glück ungestörter eigener Entwicklung – Gnomen – Gold – goldener Käfig – Gotthard – greisenhafter Wunsch nach Ruhe um jeden Preis – grösster Tresor der Welt – Harmonie – Helvetia mediatrice – Helvetisches Malaise – Henri Dunant – Herz Europas – hinter einer chinesischen Mauer – Hirten und Bauern – Hongkong Europas – Hort der Freiheit und Demokratie – humanitäre Mission – Idylle – Igel als Wappentier – IKRK – Insel – Jodel – Jungfrauojoch – Kantönligeist – Käse – Keim des untergegangenen heiligen römischen Reiches – Keim einer umfassenden Welterneuerung – keine Bodenschätze – kleines Scheissvolk in den Alpen – kleinkariert – Kleinstaatlichkeit – Kloake der revolutionären Umtriebe – Kompromiss – Konkordanzdemokratie – Kontrapunkt – konservativ – Kopp – Krämerseele – Kreuzweg der Kulturen – Kriegstüchtigkeit und Kampflust – Kuckucksuhr – Kühe – Kuhschweizer – Laboratorium Europas – langfristige Amtsdauer der Behörden – La Suisse n'existe pas – Lichtensteinisierung – Maggi – männerbündlerisch – Marignano – Matterhorn – Mehrsprachigkeit – miefig – Milch – Milchpulver – Milizarmee – Minderwertigkeitskomplex – Miniaturmodell einer zukünftigen Völkergemein-

schaft – Mission, welche das Schweizer Volk von Gott erhalten hat – Misstrauen gegenüber grossen Männern – Mittelmässigkeit – Modelldemokratie – Modell einer organischen Integration der europäischen Partikularismen – Modell in der Krise – monstruöse Ausnahme – Morgarten – Museum – Musterstaat – Mutterland der republikanischen Freyheit – nationales Selbstbewusstsein – Nationalitätenstaat statt Nationalstaat – Nationalpark – Nestlé – neurotischer Igel – Neutralität, das hochgeschätzte und gehätschelte Kleinod – Ordonanzmesser – Ort des Gegenläufigen – Paradies – Paradies der modernen Überflussgesellschaft – paradigmatischer Fall politischer Integration – Partikularismus – Patriotismus – Pax Helvetica – Pestalozzidorf – Pilatus – Platzspitz – point d'argent, point de Suisse – politische Bewegungslosigkeit – Pragmatismus – Präzision – provinzielle Abgeschlossenheit – Pünktlichkeit – Qualität – Raclette – Réduit – reichstes Land der Welt – Reichtum – Reislafen – Republik unter Monarchien – Rentnerrepublik – revolutionäres Rattennest – Rösti – Rotes Kreuz – Rousseau – Rückzugsgebiet der alten kommunalen und lokalen Freiheiten – Rütli – Saisonniers – Sanierungsfall – satte Selbstzufriedenheit – Sauberkeit – Schadenfall – Schicksalslosigkeit – Schnittpunkt der europäischen Kulturen – Schokolade – Schongebiet – Schweizerart ist Bauernart – Schweizerpass – schwerblütige Leistungswilligkeit – Schwingfest – Schwierige Schweiz – Selbstgenügsamkeit – Sendungsbewusstsein – Sendung des Kleinstaates – Selveat – solidarisch – Sonderdaseinsbewusstsein – Sonderling – soziale Kontrolle – Sparsamkeit – staatsfreie Sphäre – Stabilität – Stachelschwein – Stillesitzen – Störfall – Suchhunde des Rettungskorps – Sündenfall – Swatch – Swissair – Tinguely – Toblerone – totalitäre Schweiz – Transitland – Traum der andern – Treffpunkt der Krämer und Spitzel – Überfremdung – über jeden Verdacht erhaben – Überschaubarkeit – übersteigertes Bedürfnis nach Sicherheit und Ordnung – unheldisches, bauernschlaues Abwarten – verluderter Staat – Verschonung vor Kriegen – Verschweigerung Europas und der Erde – vertragstreu – Vertrauen in die Institutionen – Vielfalt – Volksrechte – Vorbild und Hoffnung – Wagnis – Warum eigentlich Schweiz? – wehrhaft – wenig Bürokratie – wie eine reiche DDR – Wilhelm Tell – Winkelried – Wirkung im Stillen – Wohlstandsinsel – Wurzeltiefe der Demokratie – Zauberformel – Zufluchtsort – Zurbriggen – Zwingli



Kreuzverhör, Videoinstallation von Franziska Megert

Verzeichnis der Bilder, Skulpturen und Modelle in der Ausstellung

Amiet, Cuno

Frau Amiet am Fenster. 1952
Öl auf Leinwand. 92 x 73 cm
Kunstmuseum Solothurn

Amiet, Cuno

Gelber Niesen. 1931
Öl auf Leinwand. 90,6 x 97,7 cm
Kunstmuseum Bern

Auer, Hans

Giebelrelief des Berner Bundeshauses mit nicht realisiertem Relief. Um 1900.
Holzmodell. 96 x 290 x 22 cm.
Besitz der Schweizerischen Eidgenossenschaft

Bänninger, Otto Charles

Stehende Frau. 1942.
Bronze. H. 98 cm
Privatbesitz, Zürich

Bänninger, Urs

Trautes Heim / Glück allein. 1972
Acryl auf Leinwand über Pavatex. 150 x 150 cm
Leihgabe Banca del Gottardo, Lugano
(s. Abb. S. 291)

Baumberger, Otto

Belagerung von Murten 1476. 1938
Farbstift, Ölkreide, Tempera auf Papier. 59,5 x 84 cm
Eigentum der Schweizerischen Eidgenossenschaft

Botta, Mario

Festzelt für die 700-Jahr-Feier. 1990
Arbeitsmodell aus Holz/Karton/Zeichenpapier/Plexiglas.
50 x 50 x 50 cm. Besitz des Künstlers (s. Abb. S. 44)

Botta, Mario

Fauteuil Obliqua / 616 TZ. 1988
Polyurethan, eingefasst in Stoff. 70 x 88 x 88 cm
Alias SRL / Zona
(s. Abb. S. 313)

Brandenberger, Hans

Wehrbereitschaft. 1939
Tonmodell der Bronzestatue im Park des Bundesbriefarchivs in Schwyz. H. 25 cm Staatsarchiv Schwyz

Buri, Samuel

Garten. 1982
Acryl auf Leinwand. 130 x 162 cm
Privatsammlung, Bern

Calame, Alexandre

La vallée de Zermatt / Paysage Suisse. 1854
Öl auf Leinwand. 75,1 x 90 cm
Musée d'art et d'histoire, Genf
(s. Abb. S. 38)

Camenisch, Paul

Doppelbildnis Marie und Jakob Dübi. 1949
Öl auf Leinwand. 110 x 116 cm
Schweizerisches Landesmuseum, Zürich

Camenisch, Paul

Guernica (Abendunterhaltung vor Spanienkampfbild). 1938
Öl auf Leinwand. 92 x 120 cm
Privatbesitz, Basel

Camenisch, Paul

Schweizer Narziss. 1944
Öl auf Leinwand. 116,5 x 82 cm
Öffentliche Kunstsammlung Basel, Kunstmuseum
Depositum der Freunde des Kunstmuseums
(s. Abb. S. 239)

Camenzind, Alberto

Expo-Modell. 1963/64
Papier, Karton, Glas, PVC. 15 x 210 x 80 cm
Musée historique, Lausanne

Castelli, Luciano

Chiloums. 1971,
Ton und Wasserfarbe
Kunstmuseum Luzern
Depositum Luciano Castelli
(s. Abb. S. 289)

Comensoli, Mario

La machine infernale. 1957
Öl auf Leinwand. 180,5 x 140 cm
Aargauer Kunsthaus, Aarau

Corradini, Bignia

Die Amazone. 1976
Pastellkreide und Wasserfarbe auf Papier. 100 x 70,5 cm
Privatbesitz, Zürich
(s. Abb. S. 297)

Dessouslavy, Georges

Mobilmachung 1939. 1941
Aquarell auf Pavatex. 52,5 x 178 cm
Eigentum der Schweizerischen Eidgenossenschaft
(s. Abb. S. 231)

de Meuron, Maximilien

Eiger. 1825
Öl auf Holz. 51 x 40 cm
Musée d'art et d'histoire, Neuenburg

Dorer, Robert

Nationaldenkmal (Monument de la République). 2. Hälfte 19. Jh.
Bronzmodell. H. 25,5 cm
Historisches Museum Baden
(s. Abb. S. 41)

Dorer, Robert

Rütli Schwur. 2. Hälfte 19. Jh.
Gipsmodell. H. 86 cm
Historisches Museum Baden
(s. Abb. S. 34)

Dorer, Robert

Arnold von Winkelried. 2. Hälfte 19. Jh.
Gipsmodell. H. 40,7 cm
Historisches Museum Baden
(s. Abb. S. 35)

Dorer, Robert

Helvetia. 2. Hälfte 19. Jh.
Gipsmodell. H. 53,3 cm
Historisches Museum Baden

Dorer, Robert

Linke Hand des Walter Tell mit Apfel. 2. Hälfte 19. Jh.
Gipsmodell. H. 7 cm
Historisches Museum Baden
(s. Abb. S. 33)

Dorer, Robert

General Henri Dufour. 2. Hälfte 19. Jh.
Gipsmodell. H. 75 cm
Historisches Museum Baden
(s. Abb. S. 35)

Dorer, Robert

Sterbender Krieger. 2. Hälfte 19. Jh.
Gipsmodell. H. 56,9 cm
Historisches Museum Baden

Dorer, Robert

Wilhelm Tell und Sohn Walter. 2. Hälfte 19. Jh.
Gipsmodell. H. 63,5 cm
Historisches Museum Baden
(s. Abb. S. 34)

Dorer, Robert

Wilhelm Tell und Sohn Walter. 2. Hälfte 19. Jh.
Gipsmodell. H. 60,9 cm
Historisches Museum Baden

Dorer, Robert

Wilhelm Tell und Sohn Walter. 2. Hälfte 19. Jh.
Gipsmodell. H. 60,7 cm
Historisches Museum Baden

Dorer, Robert

Wilhelm Tell und Sohn Walter. 2. Hälfte 19. Jh.
Bronzmodell. H. 57 cm
Historisches Museum Baden

Dorer, Robert

Wilhelm Tell und Sohn Walter. 2. Hälfte 19. Jh.
Gipsmodell. H. 133 cm
Historisches Museum Baden

Eggenschwiler, Franz

Versetzbarer Grenzstein. 1968/69
Granit, Stahl, Plexiglas. H. 49,5 cm
Kunstmuseum Bern/Sammlung Toni Gerber – Schenkung 1983

Ehrlich, Mauritius

AERMO-Notzimmerngarnitur. 1945
Holzmodell
Privatbesitz, Basel
(s. Abb. S. 245)

Erni, Hans

Das sozialisierte Kraftwerk. 1945
Tempera. 41 x 34 cm
Besitz des Künstlers

Erni, Hans

Osteuropa und UdSSR. 1960
Tempera. 54 x 42 cm Besitz des Künstlers

Fahrner, Kurt

Kreuzigung. 1959
Mischtechnik auf Pavatex. 180 x 122,2 cm
Privatbesitz, Basel
(s. Abb. S. 269)

Fahrner, Kurt

Weintrinkende Mädchen. 1964
Öl auf Leinwand. 81 x 100 cm
Sammlung National-Versicherung, Basel

Fischer, Franz

Redner. 1954
Bronze. 100 x 75 cm
Stadt Biel

Fischli, Peter / David Weiss

In den Bergen. 1979
Fotografie. 68,5 x 98,5 cm
Leihgabe Banca del Gottardo, Lugano
(s. Abb. S. 40)

Fischli, Peter / David Weiss

Geld oder Blut 1980/81 Ungebrannter Ton.
H. 15 cm
Sammlung Schweizerischer Bankverein, Basel

Fischli, Peter / David Weiss

Alte Waffe. 1980/81
Ungebrannter Ton. H. 11 cm
Besitz der Künstler

Fischli, Peter / David Weiss

Autobahn. 1980/81
Ungebrannter Ton. H. 7 cm Besitz der Künstler

Fischli, Peter / David Weiss

Einheimischer Waldboden. 1980/81
Ungebrannter Ton. H. 11 cm Besitz der Künstler

Fischli, Peter / David Weiss

Frau im Supermarkt. 1980/81
Ungebrannter Ton. H. 9 cm
Besitz der Künstler

Fischli, Peter / David Weiss

Gottharddurchstich. 1980/81
Ungebrannter Ton. H. 26 cm
Besitz der Künstler

Fischli, Peter / David Weiss

Pfahlbauer. 1980/81
Ungebrannter Ton. H. 20 cm
Besitz der Künstler

Fischli Peter / David Weiss

Schlacht bei Morgarten. 1980/81 Ungebrannter
Ton. H. 23 cm Besitz der Künstler

Fischli, Peter / David Weiss

Schweiz am Sonntag. 1980/81
Ungebrannter Ton. H. 21 cm
Besitz der Künstler

Fischli, Peter / David Weiss

Steinmannli. 1980/81
Ungebrannter Ton. 20 cm
Besitz der Künstler

Fischli, Peter / David Weiss

Sturmgewehr. 1980/81
Ungebrannter Ton. 5 cm
Besitz der Künstler
(s. Abb. S. 301)

Fischli, Peter / David Weiss

Wallisermaske. 1980/81
Ungebrannter Ton. H. 10 cm
Besitz der Künstler

Fischli, Peter / David Weiss

Warten auf den Lift. 1980/81
Ungebrannter Ton. H. 13 cm
Besitz der Künstler

Fischli, Peter / David Weiss

Wiesel. 1980/81
Ungebrannter Ton. H. 15 cm
Besitz der Künstler

Fischli, Peter / David Weiss

Wurst. 1980/81
Ungebrannter Ton. H. 6 cm
Besitz der Künstler
(s. Abb. S. 301)

Fischli, Peter / David Weiss

Moderne Siedlung. 1980/81
Ungebrannter Ton. H. 34 cm
Besitz der Künstler

Fischli, Peter / David Weiss

Bergkristall. 1980/81
Ungebrannter Ton. H. 14,5 cm
Besitz der Künstler

Fischli, Peter / David Weiss

Discjockey. 1980/81
Ungebrannter Ton. H. 16 cm
Besitz der Künstler

Geiser, Karl

David. Nach 1944
Bronze. H. 89 cm
Kunstmuseum Solothurn
(s. Abb. S. 213)

Geiser, Karl

Entwurf für das «Denkmal der Arbeit». 1952-57
Bronze. H. 36 cm
Kunstsammlung der Stadt Zürich

Geiser, Karl

Stehender Soldat. Um 1944
Bronze. H. 61,5 cm
Privatbesitz Denis Vaucher
(s. Abb. S. 241)

Gessner, Salomon

Die Felswand. 1784
Gouache auf Papier. 27,5 x 38,5 cm
Kunsthau Zürich, Eigentum der Stadt Zürich

Giacometti, Alberto

Femme assise. 1946
Bronze. H. 76,7 cm
Sammlung Beyeler, Basel
(s. Abb. S. 215)

Giacometti, Alberto

Paysage de Maloja. 1953
Öl auf Leinwand. 45 x 54 cm
Kollektion Gustav Zumsteg
(s. Abb. S. 39)

Giacometti, Augusto

Piz Duan. Um 1915
Aquarell auf Papier. 30,6 x 39 cm Bündner Kunstmuseum, Chur Leihgabe
aus Privatbesitz

Giacometti, Giovanni

Bergeller Winterlandschaft. 1900/1901
Öl auf Leinwand. 35 x 50,3 cm
Bündner Kunstmuseum Chur
Leihgabe der Eidg. Gottfried-Keller-Stiftung

Giron, Charles

Die Wiege der Eidgenossenschaft. 1901
Öl auf Leinwand mit Holzrahmen. 106 x 225,5 cm Besitz des Schweizeri-
schen Roten Kreuzes (s. Abb. S. 38)

Gull, Gustav

Schweizerisches Landesmuseum. 1898 Holzmodell. 65 x 175 x 102 cm
Schweizerisches Landesmuseum, Zürich
(s. Abb. S. 36)

Hodler, Ferdinand

Der Mönch mit Wolken. 1911
Öl auf Leinwand. 64,5 x 91,5 cm
Privatbesitz Familie Schmidheiny

Hodler, Ferdinand

Studie zum «Rückzug von Marignano». Um 1896 Bleistift auf Papier. 29 x
44 cm
Schweizerisches Landesmuseum, Zürich
(s. Abb. S. 39)

Hodler, Ferdinand

Studie zum «Rückzug von Marignano». Um 1896 Bleistift auf Papier. 21,8
x 10,4 cm Schweizerisches Landesmuseum, Zürich (s. Abb. S. 36/37)

Hodler, Ferdinand

Studie zum «Rückzug von Marignano». Um 1896 Bleistift und Tinte auf
Papier. 44,2 x 62,3 cm Schweizerisches Landesmuseum, Zürich

Hodler, Ferdinand

Studie zur «Schlacht bei Murten». Um 1915
Aquarell und Öl auf Papier. 45,3 x 40,6 cm
Schweizerisches Landesmuseum, Zürich

Hodler, Ferdinand

Studie zur «Schlacht bei Murten». Um 1915
Bleistift und Tusche auf Papier. 22,5 x 32 cm
Schweizerisches Landesmuseum, Zürich

Hodler, Ferdinand

Studie zum «Rückzug von Marignano». Um 1896 Bleistift auf Papier. 35,1
x 24,8 cm
Schweizerisches Landesmuseum, Zürich

Hofkunst, Alfred

Rolladen. 1971
Bleistift auf Papier, auf Hartfaserplatte aufgezogen. 400 x 180 cm Kunst-
museum St. Gallen

Hofmann, Hans

Auslandschweizer Pavillon Landi 39. 1939
Holzmodell von Hans-Ueli Suter. H. 52 cm.
Institut für Geschichte und Theorie der Architektur (gta), Zürich

Huber, Felix Stephan

Tanklaster. 1987
Fotoprojektion. 295 x 424 cm
Eigentum der Schweizerischen Eidgenossenschaft (s. Abb. S. 315)

Hutter, Schang

Prozessionsfigur: Ich habe keine Schuld, ich habe von nichts gewusst und
will auch von nichts etwas wissen. Denkmal für die schweigende Mehr-
heit. 1982. Holz. H. 172 cm Besitz des Künstlers
(s. Abb. S. 305)

Ineichen, Irma

Porträt eines Kastens. 1973
Öl auf Leinwand. 100 x 60 cm
Kunstmuseum Luzern

Itten, Johannes

Der Berg. 1929/30
Öl auf Leinwand. 120 x 100 cm
Privatbesitz, Sulz

Itten, Johannes

Teilenwacht. 1938-47
Öl auf Leinwand. 225 x 145 cm
Privatbesitz, Zürich

Itten, Johannes

Zeichnung mit Flüchtlingen. 1944
Tinte auf Papier. 34 x 24 cm
Privatbesitz, Zürich

Kirchner, Ernst Ludwig

Blick auf Davos. 1924/26
Öl auf Leinwand. 90 x 120 cm
Bündner Kunstmuseum, Chur

Kuhn, Rosina

Wild Woman. 1976
Mischtechnik. 221 x 158 cm
Kunstsammlung der Stadt Zürich

Lüscher, Ingeborg

Identifikationen: Polizeiprotokolle. 1972
Stummel, Papier und diverse Materialien. 110 x 68 x 2,5 cm
Besitz der Künstlerin
(s. Abb. S. 163)

Mangeat, Vincent

Eisturm. 1990
Modell. 40 x 65 x 55 cm
Besitz des Künstlers
(s. Abb. S. 45)

Manon

Aus der Serie: La dame au crâne rasé. 1978
Fotografie. 39 x 39 cm
Besitz der Künstlerin

Megert, Franziska

Kreuzverhör. 1991
Video-Installation
(s. Abb. S. 327)

Meyer, Hans Jakob

Stier. 1939
Gips. 23 x 33 cm
Privatbesitz, Feldmeilen

Moeschlin, Walter

Totes Land. 1940
Öl auf Leinwand. 53 x 75 cm
Öffentliche Kunstsammlung Basel, Kunstmuseum

Müller, Johann Georg

Idee für ein Schweizerisches Nationalmonument. 1845/46
Modell von Urs Huber. 43 x 104 x 103 cm
Schweizerisches Landesmuseum, Zürich
(s. Abb. S. 44)

Müller, Jörg

Aktualisierte Fassung von Charles Giron «Wiege der Eidgenossenschaft». 1991
Gouachierte Fotomontage. 30,5 x 53,5 cm
Schweizerisches Landesmuseum, Zürich
(s. Abb. S. 40)

Müller, Josef Felix

Felix. 1983
Pappel, mit Öl bemalt. H. 197 cm
Courtesy Thomas Ammann, Zürich

Oppenheim, Meret

Meine Fahne. 1974
Papier mit Wasserzeichen mit durchbrochener Stelle. 28,5 x 23 cm
Dominique Bürgi, Bern

Oppenheim, Meret

Steinfrau. 1938
Öl auf Malkarton. 59 x 49 cm
Privatbesitz
(s. Abb. S. 225)

Oppenheim, Meret

Wilhelm Tell – Europa (Briefmarke). 1972
Gouache auf Schweizer Briefmarke der zwanziger Jahre. 2,3 x 2 cm
Privatbesitz, Bern
(s. Abb. S. 11)

Raetz, Markus

Der Niesen. 1972
Aquarell. 39 x 57,5 cm
Besitz des Künstlers

Richier, Germaine

Vierge folle. 1946
Bronze auf Kalksteinsockel. H. 132,5 cm
Kunstmuseum Basel
Depositum der Schweizerischen Eidgenossenschaft
(s. Abb. S. 209)

Roth, Dieter

Berner Alpen. 1970
Siebdruck. 73 x 103 cm
Galerie Renée Ziegler, Zürich

Rüegg, Ernst Georg

Schweizersbild. Um 1942
Öl auf Leinwand. 80 x 100 cm
Museum zu Allerheiligen, Schaffhausen

Sadkowsky, Alex

Rednerin. 1978/1979
Öl auf Leinwand. 120 x 180 cm
Einwohnergemeinde Schneisingen

Schnyder, Albert

Sommer in Ocourt. 1943
Öl auf Leinwand. 65 x 81,5 cm
Kunsthau Zürich
Sammlung Dr. Hans E. Mayenfisch

Schürch, Johannes Robert

Auf der Flucht. 1938
Öl auf Karton. 46 x 33 cm
Nachlass Johannes Robert Schürch, Luzern

Schwarz, Martin / A. Soraperra

Magisches Matterhorn. 19??/1982
Acryl und Öl auf Malkarton. 50 x 40 cm
Privatbesitz, Winterthur
(s. Abb. S. 40)

Segantini, Giovanni

Die Strafe der Wollüstigen. 1896/97
Öl und schwarze Kreide auf Karton. 40 x 74 cm
Kunsthau Zürich
Geschenk von Frau Dr. M. Meyer-Mahler und A. Hausammann
(s. Abb. S. 39)

Stanzani, Emilio

Tanzender Harlekin. 1949/50
Bronze bemalt. H. 121,5 cm
Eigentum der Schweizerischen Eidgenossenschaft
(s. Abb. S. 216)

Steffan, Johann Gottfried

Blick von der Richisauer Schwammhöhe gegen das Rossmattetal.
1856
Öl auf Papier über Karton. 36,5 x 46,5 cm
Glerner Kunstverein, Kunsthaus Glarus

Stöcklin, Niklaus

Sunnemätteli. 1931
Öl auf Leinwand. 54 x 73 cm
Privatbesitz, Basel

Surbek, Viktor

Waldstätte. 1940.
Tempera auf Leinwand. 74,5 x 120,5 cm
Eigentum der Schweizerischen Eidgenossenschaft

Thomkins, André

Zahnschutz gegen Gummiparagraphen. 1969
Fotografie und Gummiobjekt. 42 x 34 cm
Vice-Verlag, Remscheid
(s. Abb. S. 287)

Tinguely, Jean

Totem IX. 1962
Metall, vorwiegend Federteile. H. 133 cm
Leihgabe Banca del Gottardo, Lugano

Vallet, Edouard

La montagne en hiver. 1912
Öl auf Leinwand. 92 x 92 cm
Musée cantonal des beaux-arts, Sitten

Vallotton, Félix

Hautes alpes, glacier et pics neigeux. 1919
Öl auf Leinwand. 73 x 100 cm
Kunsthaus Zürich

Varlin

Bewachungskompagnie 29 / Posten Letten. 1943
Öl auf Karton. 69 x 98 cm
Privatbesitz, Mailand

Varlin

Die Völlerei (Die Sinnenfreude). 1964
Öl auf Holz. 240 x 531 cm
Privatbesitz
(s. Abb. S. 273)

Viscontini, François

Ohne Titel. 1981
Ölkreide, Filzstift und Gouache auf Papier. 29 x 41,5 cm
Leihgabe Banca del Gottardo, Lugano (s. Abb. S. 303)

Vogt, Christian

Marignano. 13/14 September 1515 – 25. November 1990
Fotografie. 67,5 x 194 cm
Besitz des Künstlers

Vogt, Christian

Murten. 22. Juni 1476 – 13. Januar 1991
Fotografie. 67,5 x 194 cm
Besitz des Künstlers

Wiemken, Walter Kurt

Gewächshaus I. 1936
Öl auf Leinwand. 100 x 82 cm
Öffentliche Kunstsammlung Basel, Kunstmuseum
Geschenk eines Basler Kunstfreundes 1957

Wiemken, Walter Kurt

Frieden und Krieg. 1938
Öl und Tempera auf Sperrholz. 36 x 58,5 cm
Kunstcredit Basel-Stadt
(s. Abb. S. 233)

Wiemken, Walter Kurt

Niemandsland. 1939
Tusche auf Papier. 24 x 17,5 cm
Privatbesitz, Basel

Wipf, Eva

Altar für eine Bombe. 1976
Holz und div. Materialien. H. 69 cm
Stiftung Eva Wipf, Wald
(s. Abb. S. 295)

Wolf, Caspar

Alp in Felsental. Um 1775
Öl auf Leinwand. 41,2 x 55 cm
Schweizerisches Landesmuseum, Zürich
(s. Abb. S. 38)

Autorinnen und Autoren

Felix **Aeppli**, *1949 in Basel, Historiker, Erwachsenenbildner für politische Bildung und Zeitdokumentation an der Berufsschule Zürich und Lehrbeauftragter für Filmwissenschaft an der Universität Zürich. Dissertation über das Städtebild Tomas Jeffersons, ehemaliger Sammler von Zuckereinschlagpapieren (Guinness-Buch der Rekorde 1983). Verfasser der kommentierten Materialsammlung *Der Schweizer Film 1929-1964. Die Schweiz als Ritual*, Zürich 1981 und der Rolling-Stones-Diskographie *Heart Of Stone*, Ann Arbor 1985.

Urs **Altermatt**, *1942 in Biberist SO, Professor für Zeitgeschichte und Neueste Schweizer Geschichte in Freiburg i. Ue. Gastprofessor in Krakau, Polen (1991) und Budapest, Ungarn (1992). Zahlreiche Publikationen zur Zeitgeschichte. Zuletzt: *Katholizismus und Moderne*, Zürich 1989; *Die Schweizer Bundesräte*, Zürich 1991. Der Text basiert auf einem Artikel aus dem Jahre 1983.

Kenneth **Angst**, *1954 in Sidney/USA, persönlicher Mitarbeiter von Bundesrat K. Villiger. Studium der Geschichte, Wirtschaftsgeschichte und Soziologie. Promotion im Februar 1992. Assistent an der Universität Zürich, 1985-1992 Inlandredaktor der Neuen Zürcher Zeitung. Zahlreiche Buchbeiträge. Zusammen mit A. Cattani Hg. von *Die Landi vor 50 Jahren in Zürich: Erinnerungen – Dokumente – Betrachtungen*, Stäfa 1989.

Pascal **Auchlin**, *1951 in Lausanne, wohnhaft in Les Brenets, unabhängiger Journalist. 1980-84 Lehrer am Gymnasium Belvédère, danach Journalist bei *«24 heures»* und der *«Tribune de Genève»* (1986-90); schreibt zur Zeit für *«l'Hebdo»* und den *«Nouveau Quotidien»*. Coautor von *Marchand de sang*, Lausanne 1986 und *L'Etat trafiquant* (erscheint demnächst) und Autor von *Das Umfeld eines Skandales*, Zürich 1990.

Günther **Bächler**, *1953 in Basel, lebt in Oberbalm, Politologe. Geschäftsführer der Schweizerischen Friedensstiftung und wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Forschungsstelle für Sicherheitspolitik und Konfliktanalyse an der ETH Zürich. Arbeitete als wissenschaftlicher Angestellter am Institut für Friedensforschung und Sicherheitspolitik an der Universität Hamburg. Zahlreiche Publikationen zu Fragen der Sicherheits- und Friedenspolitik, u.a. Herausgeber von *Friede und Sicherheit. Die Schweiz in Europa*, Zürich 1992.

Anne-Françoise **Berdoz-Fuchs**, *1962 in Rossinière, lebt in Lausanne, Sekundarlehrerin am Collège de Betsusy (Lausanne). Lizentiat 1984 in französischer Literatur, 1985 in Kunstgeschichte und 1987 in Geschichte.

Michael **Bernegger**, *1956 in Zürich, wo er auch lebt, wissenschaftlicher Mitarbeiter bei der Schweizerischen Nationalbank. Studierte an der Universität Zürich Wirtschaftsgeschichte in Verbindung mit theoretischer Sozialökonomie. Programmleiter des Nationalen Forschungsprogrammes Nr. 9 *«Mechanismen und Entwicklung der Schweizerischen Wirtschaft»*. Publikationen u.a. *Die Schweizer Wirtschaft 1850-1913: Wachstum, Strukturwandel und Konjunkturzyklus*, Liz. Zürich 1983; *Die Schweiz unter flexiblen Wechselkursen*, Synthese der Forschungsergebnisse des Nationalen Forschungsprogrammes Nr. 9, Bd 2, Bern 1988.

Magdalen **Bless-Grabher**, *1948 in Altstätten SG, lebt in Niederglatt, Dr. phil., wissenschaftliche Mitarbeiterin beim Schweizerischen Rechtsquellenwerk. Promovierte 1975 in Geschichte, Philosophie und Kunstgeschichte, arbeitete als Journalistin und Leiterin von Studienreisen. Zahlreiche Publikationen zur Rechts- und Frauengeschichte, u.a. *Amazonen – Mit Schminke, Schmuck und Schleuderstein*, in: *«Geschichte»*, Magazin für Kultur und Geschichte, Nov./Dez. 1990.

Sebastian **Brändli**, *1955 in Zürich und wohnhaft daselbst, Dr. phil., seit 1991 Chef Pädagogischer Dienst Erziehungsdepartement des Kantons Aargau und Zürcher Kantonsrat. Diverse Publikationen zur Geschichte,

Wissenschaft und Politik, u.a. Hg. und Mitautor *Schweiz im Wandel. Studien zur neueren Gesellschaftsgeschichte*, Basel 1990.

Hans-Peter **Brunner**, *1955 in Horgen, wo er auch lebt, Dr. iur., Account Manager im Länderbereich Deutschland der Schweizerischen Rückversicherungsgesellschaft. Studium an der Universität Zürich, Tätigkeiten am Bezirksgericht Horgen, Institut für Völkerrecht und als Rechtsanwalt. Mitglied der vom Bundesrat 1991 eingesetzten Studiengruppe zu Fragen der Schweizerischen Neutralität. Verschiedene Publikationen zur Neutralitätspolitik, u.a.: *L'importance de la neutralité comme moyen d'affirmer l'indépendance suisse dans une Europe intégrée*, in: *La Suisse et son avenir européen*, Lausanne 1989; *Neutralität und Unabhängigkeit der Schweiz im ausgehenden 20. Jahrhundert – Bestandesaufnahme und Ausblick*, Diss. Zürich 1989.

Jean-Martin **Büttner**, *1959 in Basel-Stadt, wohnhaft in Zürich, seit 1990 Redaktor beim *«Tages-Anzeiger»*, zunächst im Ressort Inland, seit November 1991 im Kultur-Ressort. Studium der Psychologie, Psychopathologie und Anglistik an der Universität Zürich; 1987/88 Volontariat beim *«Tages-Anzeiger»* mit Besuch des Medienbildungszentrums MAZ in Kastanienbaum. Seit 1985 Journalist. Arbeitet an einer Dissertation zur Sprache der Rockmusik.

François **de Capitani**, *1950 in Lausanne, wohnhaft in Bern, Dr. phil., wissenschaftlicher Mitarbeiter am Schweiz. Landesmuseum für Schloss Prangins. Studierte Geschichte und Philosophie in Bern. Zahlreiche Publikationen, u.a. *Die Gesellschaft im Wandel. Mitglieder und Gäste der Helvetischen Gesellschaft*, Diss. Frauenfeld 1983. *Beharren und Umsturz (1648-1815)*, in: *Geschichte der Schweiz und der Schweizer*, Basel 1983. Mitarbeit am Ausstellungskatalog *Zeichen der Freiheit. Das Bild der Republik in der Kunst vom 16.-20. Jahrhundert*, Bern 1991.

Gabriela **Christen**, *1961 in Wolfenschiessen, wohnhaft in Zürich, arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Projekt *«Panorama der Schweizer Geschichte»* am Schweizerischen Landesmuseum. Studierte Kunstgeschichte, Romanistik und Philosophie in Basel, Paris, Wien und Zürich. Verschiedene Publikationen in Ausstellungskatalogen (Frank Buchser, Schweizer Maler aus der Sammlung Bührle, Sammlung der Gotthardbank). *Die Bildnisse der Kaiserin Elisabeth* in: *Juliane Vogel: Kaiserin Elisabeth von Österreich. Momente aus dem Leben einer Kunstfigur*, Wien 1992.

Floriane **Closuit**, *1962 in Martigny, wohnt in Lausanne, wo sie in einem Verlag für Kunstbücher und -kataloge arbeitet. Studierte Geschichte, Kunstgeschichte und Wirtschaftswissenschaften. Lizentiatsarbeit über den Schweizer Film 1938-1945. Ausstellungen *«Les Images en folie»* 1991 zur 700-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft und *«Images de la Suis-se à travers le cinéma suisse»*, 1991.

Victor **Conzemius**, *1929 in Echternach (Luxemburg), wohnhaft in Luzern, freier Publizist. Besuchte das Priesterseminar in Luxemburg, studierte in Fribourg und Paris. Professor der Kirchengeschichte an der theologischen Fakultät Luzern 1970-1980. Zahlreiche Publikationen, u.a. *Eglises chrétiennes et totalitarisme national-socialiste*, Löwen 1969 und Beitrag zu L. Höfer: *Otto Karrer 1887-1976*, Freiburg i.Br. 1986.

Bernard **Degen**, *1952 in Basel, wohnhaft in Allschwil, Dr. phil., wissenschaftlicher Mitarbeiter an einem Nationalfondsprojekt an der Universität Basel. Studium der Geschichte, Wirtschaftswissenschaften und Soziologie an den Universitäten Basel und Paris I. Assistent an der Universität Basel 1979-1982 und 1990/91. Dazwischen Publizist und Mitarbeiter an Forschungsprojekten. 1990/91 Lehrbeauftragter an der Universität Zürich. Zahlreiche Publikationen, u.a. *Krieg dem Kriege! Der Basler Friedenskongress der Sozialistischen Internationale von 1912*, Basel 1990; *Abschied vom Klassenkampf. Die partielle Integration der schweizerischen Gewerkschaftsbewegung zwischen Landesstreik und Weltwirtschaftskrise (1918-1929)*, Basel und Frankfurt a.M. 1991.

Jacques **Forster**, *1940 in Fribourg, Direktor des Institut universitaire d'études du développement, Genf (IUED). 1972-1977 Leiter der Sektion Lateinamerika in der Direktion für Entwicklungszusammenarbeit und humanitäre Hilfe, Bern; seit 1990 Präsident von Intercoopération. Verantwortlicher Redaktor des Jahrbuches Schweiz – Dritte Welt. Zahlreiche Publikationen zur Entwicklungspolitik, u.a. *Entwicklungszusammenarbeit und Außenwirtschaftspolitik: Konflikte oder Komplementarität?* in: Journal für Entwicklungspolitik 6 (1990); *La Suisse et le groupe de la Banque mondiale*, in: Jahrbuch Schweiz-Dritte Welt 10 (1991).

Dante A. **Franzetti**, *1959 in Zürich, wo er auch lebt; arbeitet als Schriftsteller und Korrespondent u.a. für das Radio der italienischen Schweiz. Studierte Germanistik, italienische Literatur und Soziologie und veröffentlichte drei Romane: *Der Grossvater*, Zürich 1985; *Cosimo und Hamlet*, Zürich 1987; *Die Versammlung der Engel im Hotel Excelsior*, Zürich 1990.

Ursula **Ganz-Blättler**, *1958 in Aarau, wohnhaft in Zürich, Dr. phil., freie journalistische Tätigkeit. Studium der allgemeinen Geschichte, Publizistik und Kunstwissenschaft an der Universität Zürich. Diverse Publikationen, u.a. zur Geschichte der populären Kultur und des Pilgerwesens.

Bojarek **Garlinski**, *1957 in Warschau, aufgewachsen in Luzern, lebt seit 1989 als freier Autor in Paris. Studium der Philosophie, Geschichte und neueren deutschen Literatur an der Universität Zürich. Publikationen über Literatur, Philosophie, Kunst und Kulturphänomene u.a. im «Tages-Anzeiger» (Zürich) und «Kunstmagazin» (Bern).

Sergio **Genni**, *1931 in Lugano, wohnhaft in Breganzona. Radio- und Fernseh-Journalist. Arbeitet bei der Televisione Svizzera Italiana als Produzent und Regisseur.

Johanna **Gisler**, *1955 in Zürich, wo sie auch wohnt; arbeitet zur Zeit an einer Ausstellung und einem Katalog für das Museum für Gestaltung Zürich. Studierte Geschichte und französische Literatur, arbeitete als Assistentin an der Forschungsstelle für Schweiz. Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Zürich und als wissenschaftliche Mitarbeiterin und Produktionsleiterin beim Historischen Lexikon der Schweiz in Bern. Publikationen zur Geschichte der Wohnkultur, u.a. *Leitbilder des Wohnens und sozialer Wandel: 1936-1965*, in: Schweiz. Sozialarchiv (Hg): Bilder und Leitbilder im sozialen Wandel, Zürich 1991.

Yvonne **Höfliger**, *1948 in Zürich, wohnhaft in Zürich, Kunsthistorikerin. Wissenschaftliche Assistentin und Museumspädagogin am Bündner Kunstmuseum in Chur seit 1984, vorher freiberufliche Tätigkeit im Ausstellungs- und Publikationsbereich. Publikationen zu Ausstellungen im Bündner Kunstmuseum und für verschiedene andere Museen; *Monographie über die «Gruppe 33»* in Basel.

Eric **Hoesli**, *1957 in Morges, wohnt in Lausanne, stellvertretender Chefredaktor von «l'Hebdo». Studierte Jurisprudenz an der Universität Lausanne und diplomierte sich an der Universität Genf in Entwicklungsfragen.

Stefan **Ineichen**, *1958 in Luzern, wohnt in Zürich, arbeitet zu 50 Prozent für den Naturschutz/Stadtökologie und zu 50 Prozent als Hausmann. Studium der Biologie; schriftstellerische Tätigkeit seit einem Dutzend Jahren. Publikationen: *Die verzauberten Schweine, sagenhafte Geschichten aus der Mitte des Landes*, Frauenfeld 1990; Veröffentlichungen in Anthologien und Zeitschriften, u.a. in: *Geschichten aus der Geschichte der Deutschschweiz*, Frankfurt a.M. 1983/1991.

Erika **Keil**, *1955 in Luzern, wo sie auch lebt, arbeitet als freie Journalistin (Film- und Medienkritik) und in der Festivalleitung der internationalen Film- und Videotage Luzern (VIPER). Studierte an der Universität Zürich Germanistik und Musikwissenschaft. Promovierte 1991 mit «*Hörerbeteiligung am Radio – Vom sprachlosen Ich zum eloquenten Du*».

Ernst **Kindhauser**, *1959 in St. Gallen, wohnhaft in Zürich, arbeitet als Dokumentalist, Korrektor und freier Journalist. Studierte Geschichte, Politologie und Publizistik. Schreibt an einer Dissertation über die NSDAP in den zwanziger Jahren. Schrieb in Zusammenarbeit mit anderen Autoren: *Carl Böckli: «Bö» – seine Zeit, sein Werk*, Rorschach 1990.

Georg **Kohler**, *1945 in Oberdiessbach BE, wohnt in Zürich, Dr. phil. und lie. iur., Vertretung der Professur für politische Philosophie und Theorie an der Universität München. Arbeitete bis 1981 als Assistent am Philosophischen Seminar der Universität Zürich, von 1984-91 in der Geschäftsleitung eines Grosshandelsunternehmens in Wien. Habilitation in Philosophie an der Universität Zürich (1988); regelmässiger Mitarbeiter der «NZZ». Publierte u.a. *Handeln und Rechtfertigen*, Frankfurt 1988, *Diskurs und Dezsision* (zusammen mit H. Kleger), Wien 1990.

Eva **Krähenbühl**, *1962 in Zürich, wohnhaft in Zürich, freischaffende Historikerin, Mitinitiatorin des Frauengeschichtsrundgangs Zürich. Geschichts- und Französische Literaturstudien an der Universität Zürich. Verschiedene Veröffentlichungen zur Frauengeschichte, insbesondere zur SAFFA.

Hanspeter **Kriesi**, *1949 in Bischofszell, wohnt in Genf, Professor für politische Wissenschaft an der Universität Genf. Studierte Soziologie in Bern, Chicago und Zürich, war von 1984-88 Professor für politische Wissenschaft in Amsterdam. Zahlreiche Publikationen zur schweizerischen Politik, u.a.: *Bewegung in der Schweizer Politik*, Frankfurt 1985; *Die demokratische Frage*, Bern 1991; *Wie wird in der Schweiz entschieden?*, in: Helvetia unterwegs, Basel 1991.

Christof **Kübler**, *1956 in Thuisis, lebt in Zürich, Kunsthistoriker. Studium der Kunstgeschichte, Geschichte und Soziologie, 1986-1988 wissenschaftlicher Assistent an der ETH Zürich, ab 1988 Assistent und Lehrbeauftragter an der Universität Zürich. Publikationen zur Architektur- und Designgeschichte, Mitglied der Redaktionskommission «Unsere Kunstdenkmäler».

Albert **Kuhn**, *1953 in Aarau, wohnhaft in Auenstein. Arbeitet als Journalist bei «Das Magazin», «Hochparterre», «SR Gazette» und als Musikant bei «Die Türen». Studierte in Bern Germanistik, Publizistik, Geschichte und Pädagogik.

Arnold **Künzli**, *1919 in Zürich, wo er auch lebt. Studium der Philosophie, Germanistik, Romanistik. War Auslandskorrespondent der Basler «National-Zeitung» in Rom, London und Bonn; Redaktor der «National-Zeitung»; Professor für Philosophie der Politik an der Universität Basel. Seit der Emeritierung Tätigkeit als Publizist. Zahlreiche Veröffentlichungen, u.a. *Rettet die Freiheit – vor ihren Beschützern! Kritische Gedanken zur Politik*, Basel 1989; *Trikolore auf Halbmast. Essays zu Sozialismus und Ethik*, Zürich 1992.

Walter **Leimgruber**, *1959 in Herznach, lebt in Zürich, Dr. phil., Historiker. Studium der Geschichte, Geographie und Volkskunde. Assistent und Lehrbeauftragter am Historischen Seminar der Universität Zürich. Im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms 21 Projekt zur schweizerischen Festkultur. Realisierte zusammen mit Regula Beck Dokumentarfilm und zusammen mit Peter Kaiser Ausstellung zu den eidgenössischen Festen. Publikationen u.a. *Kalter Krieg um Afrika. Die amerikanische Afrikapolitik unter Präsident Kennedy 1961-1963*, Stuttgart 1990; (Hg.) 1.9.39 – *Europäer erinnern sich an den Zweiten Weltkrieg*, Zürich 1991.

Antonio **Mariotti**, *1960 in Mendrisio, wohnhaft in Breganzona, arbeitet als unabhängiger Journalist für diverse Zeitungen und das Fernsehen der italienischen Schweiz.

Renato **Martinoni**, *1952 in Minusio, wo er auch wohnt; Privatdozent an der Universität Zürich, Lektor an der ETH Zürich, ab Oktober 1992 Ord. Professor HSG. Studierte an der Universität Zürich italienische und französische Literatur. Studienaufenthalt in Italien 1977/79. Promotion 1979, seit 1988 Lehrbeauftragter an der HSG, 1989 und 1991 Prof. Associé suppl. an der Universität Lausanne. Zahlreiche Publikationen zur italienischsprachigen Literatur.

Gabriella **Meier**, *1963 in Liestal, wohnhaft in Basel, Kunsthistorikerin, wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Paul Klee Stiftung im Kunstmuseum Bern. Studium der Kunstwissenschaft, neueren allgemeinen Geschichte und klassischen Archäologie in Basel. Abschluss mit einem Lizentiat über die bildnerischen Verfahren von Meret Oppenheim.

Irene **Meier**, *1951 in Zürich, wo sie auch lebt, arbeitet als Journalistin für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften im In- und Ausland. Studium der Kunstgeschichte und der Germanistik an der Universität Zürich. *Werkkatalog Varlin*, Manuskript beim Schweizerischen Institut für Kunstwissenschaft.

Isabel **Morf**, *1959 in Somvix GR, wohnt in Zürich, Redaktorin, Lektorin und freie Journalistin. Studium der Germanistik. Zusammen mit Linus Reichlin publizierte sie *Stadtzeiten. Zürcher Autorinnen und Autoren*, Zürich 1986.

Jan **Morgenthaler**, *1956 in Zürich, wohnt daselbst, Journalist SJU/BR, Publizist und Autor. Arbeitete 1981-86 als Redaktor bei der ‚WochenZeitung‘ und ist seither freiberuflich tätig. Publikationen u.a.: *Der Mann mit der Hand im Auge. Die Lebensgeschichte von Karl Geiser*, Zürich 1988; *Passione per l'uomo*, in Museo Vela: Karl Geiser, scultore – disegni – fotografie, Ligornetto 1989.

Alois Martin **Müller**, *1946 in Bern, lebt in Zürich, wo er als Konservator im Museum für Gestaltung arbeitet. Studium der Kunstgeschichte, Philosophie und Psychologie. Publikationen zur Geschichte des Designs, u.a.: *Gute Form und richtiges Leben – Das lange Ende einer Illusion*. In: Kursbuch 106, Dez. 1991.

Katharina **Noetzi**, *1966 in Zürich-Höngg, wohnt in einer multikulturellen Wohngemeinschaft in Wädenswil, studiert Theologie. Seit 2 Jahren arbeitet sie als Betreuerin für Asylsuchende in der Gemeinde Horgen, wo sie in der Freizeit Jugendarbeit in der CVJF-Jungchar leistet.

Kathrin **Oester**, *1954 in Bern, wo sie auch lebt, wissenschaftliche Assistentin beim Nationalen Forschungsprogramm 26. Arbeitete als Mitarbeiterin bei Caritas, als Assistentin an der Uni Fribourg und bei Forschungsprojekten des Schweizerischen Nationalfonds. Publikationen u.a.: *Das Milka-Dispositiv. Ein fiktives Gespräch mit der «zartesten und profitabelsten Versuchung seit es Schokolade gibt»*, in: *Ethnologica Helvetica* 13/14, 1989/90; *Die Schweizer Kuh; Ihre Zeichen- und symbolhafte Bedeutung in der Industriekultur*, Basel 1991.

Valérie **Perrin**, *1964 in Lausanne, wo sie auch lebt. Assistentin an der Universität Lausanne. Studium der Soziologie, publizierte Forschungsberichte zum Beruf der Sportlehrer, der Polizisten und über die Hausarbeit.

Hugues **Renaud**, *1961 in Genf, wohnhaft in Paudex, arbeitet als Lehrer in Gimet. Studierte Literatur und Geschichte an der Universität Lausanne.

Alfred **Rey**, *1907, lebt in Sierre VS, Redaktor des ‚Peuple Valaisan‘. Arbeitete nach Absolvieren klassischer Studien als SMUV-Sekretär und hat als Mundartschriftsteller (franco-provençal) mehrere zweisprachige Gedichtbände in Französisch/Dialekt veröffentlicht.

Gilbert **Rist**, *1938 in Genf, wo er auch lebt. Professor am Institut universitaire d'études du développement in Genf. Studium der Theologie, Promotion in Politikwissenschaft. Publikationen u.a. *Image des autres, image de soi*, Saint-Saphorin 1978; *Wie Weisse Schwarze sehen*, (zusammen mit Christian Lalive d'Epinay), Basel 1979; *Le Nord perdu, Repères pour l'après-développement*, (zusammen mit Majid Rahnema und Gustavo Esteva), Lausanne 1992.

Gerda **Rodel-Neuwirth**, *1914 in Bsenez, CSFR, wohnhaft in Arbon. Arbeitete nach Abschluss der Handelsschule als Journalistin und genießt heute den wohlverdienten Ruhestand; oder mit ihren eigenen Worten: «Das Brot des Lebens aufzehren, bis auf den letzten Bissen.»

Peter **Röllin**, *1946 in St. Gallen, lebt in Rapperswil SG, Dr. phil., freischaffender Kultur- und Kunsthistoriker, Publizist, Ausstellungsmacher und Dozent (Journalistenschule St. Gallen, Interkantones Technikum Rapperswil). Studium der europäischen und aussereuropäischen Kunstgeschichte sowie der Volkskunde. Verschiedene Forschungsprojekte zu den Themen Raumveränderung und Bilder. Publikationen u.a. *Stickerzeit. Kultur und Kunst in St. Gallen 1870-1930*, St. Gallen 1989; *Ortsveränderung und räumliche Identität* (in Vorbereitung).

Berthold **Rothschild**, *1937 in Zürich, wo er auch lebt, Dr. med. FMH für Psychiatrie und Psychotherapie mit eigener Praxis in Zürich. Dozent an der Schule für Soziale Arbeit in Zürich, Lehr- und Publikationstätigkeit auf dem Gebiete der Sozialpsychologie / politische Psychologie. Zahlreiche Publikationen, u.a. *Seele in Not*, und Autor verschiedener Artikel und Beiträge in der Zeitschrift ‚Widerspruch‘.

Rosmarie **Schmid**, *1935 in Solothurn, wohnt in Langnau a. A., Kulturvermittlerin, Mitinitiantin des internationalen Labyrinthprojekts und Nachlassverwalterin.

Barbara **Seiler**, *1959 in Winterthur, wohnt in Zürich, zur Zeit Volontärin bei ‚Hochparterre‘. Studierte Theologie an der Universität Zürich und absolviert seit Dezember 1990 eine journalistische Ausbildung.

Christina **Sonderegger**, *1961 in Chur, wohnt in Zürich, studiert Kunstgeschichte und Geschichte an der Universität Zürich. Übt studienbezogene Tätigkeiten in verschiedenen Bereichen der Inventarisierung aus.

Peter **Suter**, *1948 in Basel, wo er auch wohnt, Dr. phil., Künstler und Essayist. Studium der klassischen Archäologie und der Ägyptologie an den Universitäten Basel und München. Zahlreiche Publikationen, u.a. *Zwölf Bilder*, in: Katalog P. Camenisch, Bündner Kunstmuseum Chur 1985; *Schweizerbilder – ein Bilderbuch zur Schweizer Malerei 1910-1940*, Basel 1991.

Mathilde **Schulte-Haller**, *1946 in Aarau, wohnhaft in Zürich, Dr. phil., pädagogische Adjunktin / Leiterin Personal im Amt für Kinder- und Jugendeinrichtungen des Sozialamtes der Stadt Zürich. Studierte Anthropologie, historische Ethnologie und Kulturanthropologie in Los Angeles und Frankfurt am Main. Diverse Publikationen, u.a. *Aspekte und Entwicklungstendenzen des schweizerischen Selbstverständnisses, dargestellt am Problem der Überfremdung. Eine theoretische Integration ethnischer und sozialpsychischer Faktoren*, Frankfurt a.M. 1987.

Markus **Stadler**, *1953 in Glarus, wohnhaft in Zürich, leitender Redaktor der Zeitschrift ‚Computerworld Schweiz‘. Studium der Ethnologie und Wirtschaftsgeschichte an der Universität Zürich. Assistent und Lehrbeauftragter an der Universität Zürich, freier Journalist und Redaktor.

Michel **Thévenaz**, *1947 in Neuenburg, wohnt heute in Genf, wo er als Übersetzer tätig ist. Studierte Kunstgeschichte an der Universität Lausanne. Übersetzte mehrere Bücher auf dem Gebiet der Schweizer Geschichte und der Kunstgeschichte.

Fotonachweis

Rudolf **Trefzer**, *1957 in Basel. Wohnorte sind Zürich und Loazzolo (Italien), arbeitet als freier Publizist und Fotograf für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften. Studierte Geschichte und Philosophie in Zürich. Befasst sich mit kulturellen und historischen Themen und interessiert sich besonders für die Geschichte der Fotografie und die Banalitäten des Alltags.

Hans **Tschäni**, *1926 in Dittingen BE, wohnhaft in Oberrieden. Besuchte das Journalistische Seminar an der Universität Zürich, war Redaktor bei den Zeitungen ‚Fröcktal-Bote‘, ‚Luzerner Neueste Nachrichten‘ und «Tages-Anzeiger». Präsident der Oertli-Stiftung. Publierte u.a. *Parteien, Programme, Parolen*, Aarau 1979; *Wer regiert die Schweiz?*, Zürich 1983; *Wem gehört die Schweiz?*, Zürich 1986; *Gegensteuer*, Zürich 1987, *Das neue Profil der Schweiz*, Zürich 1992.

Paul **Vallotton**, *1919 in Lausanne, wo er auch wohnt. War Direktor des Radio Suisse Romande, der Glückskette und der Koordination von Radio und Fernsehen SSR. Zahlreiche Publikationen, Essays und Radiobeiträge.

Yvonne **Voegeli**, *1955 in Zürich, wohnhaft in Luzern, seit 1989 Mitarbeiterin der wissenschaftshistorischen Sammlungen der ETH-Bibliothek Zürich. Studium der Geschichte, Philosophie und Kunstgeschichte: 1984-1989 Assistentin am Historischen Seminar der Universität Zürich, schreibt an einer Dissertation zum Frauenstimmrecht. Publikationen: *Auseinandersetzung um die politische Gleichberechtigung in der Schweiz 1945-1971*, in: 3. Schweizerische Historikerinnentagung, Lisa Berrisch et al., Zürich 1986; *Man legte dar, erzählte, pries – und wich dem Kampfe aus: SAFFA 1928 – SAFFA 1958*, in: *Verflixt und zugenäht. Frauenberufsbildung – Frauenerwerbsarbeit 1888-1988*, Hg. von Marie-Louise Barben / Elisabeth Ryter, Zürich 1988.

Matthias **Vogel**, *1955 in Zürich. Dr. phil., arbeitet an Füssli-Forschungen in London, Paris und New York. Studium der Kunstgeschichte, Anthropologie und Literaturkritik in Zürich. War Mitarbeiter am Schweizerischen Institut für Kunstwissenschaft, freier Publizist, Experte für neue Kunstgeschichte und verfasste zahlreiche Artikel für das «Schweizer Lexikon 91». Publikationen u.a. *Staatskunst oder staatlich geförderte Kunst? Arbeitsbeschaffung für bildende Künstler 1934-1950*, in: *Ausstellungskatalog Der Bund fördert – Der Bund sammelt*, Bern 1988; *Sind wir Schweizer wirklich so langweilig wie unsere Kunst? Malerei der 40er Jahre in der Schweiz*, in: *Unsere Kunstdenkmäler 42/1991*.

Bernard **Voutat**, *1958 in Biel, wohnt in Lausanne. Dr. der Politikwissenschaft und lic.iur., arbeitet als Oberassistent an der Fakultät für Politik- und Sozialwissenschaften an der Universität Lausanne. Publierte: *Espace national et identité collective: pour une sociologie politique du conflit jurassien*, Lausanne 1992.

Matthias **Weishaupt**, *1961 in Gais AR, wohnhaft in St. Gallen, Dr. phil. Studium der Geschichte an der Universität Zürich. 1987-1990 Nationalfonds-Assistent; 1990/91 Assistent und seit 1991 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Historischen Seminar der Universität Zürich. Publierte: *Bauern, Hirten und «frume edle puren»*, *Bauern- und Bauernstaatsideologie in der spätmittelalterlichen Eidgenossenschaft und der nationalen Geschichtsschreibung der Schweiz*, Diss., Basel 1992.

Ben **Youssef**, Amen Allah, *1958 in Tunis, wohnt in Lausanne. Studium der Wirtschaftswissenschaften in Tunis, Wirtschaftsdiplom DEA Universität Grenoble. Beschäftigt sich mit Fragen der wirtschaftlichen Entwicklung.

Michel **Zendali**, *1954 in Lausanne, wohnhaft in Lausanne, Chef des Ressorts «Schweizer Politik» beim «Nouveau Quotidien». Lizentiat in Politikwissenschaft. Journalisten-Praktikum bei der Schweizerischen Depechenagentur. War Journalist bei «La Liberté» und Radio Suisse Romande.

Schweizerisches Landesmuseum:
11,33-37, 38 m., 40 o., m., 41 r., 44 o., 48-54, 60-77, 221,301
Öffentliche Kunstsammlung, Basel:
223,239
Schweizerisches Institut für Kunstwissenschaft, Zürich:
39, 40 m., 213 l., r., 225, 241,269, 273, 291,295, 297, 303, 305
Museum für Gestaltung, Zürich:
83-87, 146-147, 158, 233, 261,263, 275, 307
Bernisches Historisches Museum, Bern:
249
Ringier Dokumentationszentrum-Bild:
253
Kunstmuseum Luzern:
289
Bundesamt für Kultur:
209, 216, 231,315
Musée d'art et d'histoire, Genève:
38 u.
Eidgenössisches Archiv für Denkmalpflege, Bern:
38 o., 45 o.